This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 824,516

Dienst im Kriege

von

von Kretschman.

v. Freischman,
General
der Infanterie
z. D.

Rekrutenbriefe

des deutschen Soldatenhortes.

198 S. kl. 8°. 25. Tausend.

Preis M. —.40.

Nicht Briefe von, sondern an Rekruten mit Belehrungen über ihre soldatischen Pflichten. Das in schlichtem Tone voll warmherzigen Interesses für die jungen Vaterlandsverteidiger geschriebene Büchlein sei allen Soldaten und Soldatenfreunden bestens empfohlen.

Für den deutschen Soldaten.

1.–10. Tausend. 174 S. kl. 8°.

Preis M. —.50.

Die übersichtlich geordneten Aufsätze verfolgen die Absicht, den jungen Soldaten in faßlicher Weise in die neuen Berufspflichten einzuführen. Ebenso wollen sie den ausgedienten Soldaten in die Heimat begleiten, um in Erinnerung an die Soldatenpflichten und die Soldatenfreuden die Liebe für das Vaterland, für Kaiser und Heer zu erhalten.

Unser Heer

in den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71.

464 S. kl. 8°.

Mit zahlreichen Portraits und Karten.

Geh. in dauerhaftem Umschlag M. 1.20,
eleg. geb. in Orig.-Ganzl.-Einb. M. 1.60.

Das von berufener Hand geschriebene Buch will keine zusammenhängende Geschichte der Feldzüge geben, die Deutschlands Macht begründeten; unter Benutzung der eigenen Erlebnisse des Verfassers bringt es eine Allen leicht verständliche Darstellung der wesentlichsten Ereignisse dieser Kriege. Es giebt dem Leser Gelegenheit, sich ohne Mühe ein genaues Bild der einzelnen Schlachten und Feldzüge zu verschaffen.

Erzählungen aus dem Kriege.

288 S. kl. 8°. Preis M. 1.—.

Die „Erzählungen aus dem Kriege" erheben in keiner Weise den Anspruch, Beiträge zur Kriegsgeschichte zu bilden; sie wollen erzählend und erläuternd neben ihr hergehen, den Platz des einfachen Soldaten mehr hervorhebend, als es die Wissenschaft zu thun pflegt. Wer gern den Erzählungen eines alten Soldaten zuhört, der seine Angehörigen an langen Winterabenden mit seinen Erlebnissen im Kriege unterhält, der mag in dem Büchelchen lesen; er findet auf jeder Seite den Beweis, welchen beherrschenden Wert das Pflichtgefühl, der Gehorsam haben, die der Deutsche als Erbteil von Vater und Mutter mitbringt, und die durch eine verständige Soldatenerziehung gefestigt werden.

Dienſt im Kriege

von

von Kretſchman,

General d. Infanterie z. D.

Karl Siegismund.
(Verlag des „Deutſchen Soldatenhort“)
Berlin 1899.

Vorrede.

Der Soldatenhort hat es sich zur Aufgabe gemacht, dem deutschen Soldaten für freie Stunden eine anregende Unterhaltung zu gewähren. Die Gnade Sr. Majestät des Kaisers hat dem Soldatenhort die Thüren der Kasernen geöffnet; das Wort, mit dem wir uns den Lesern nähern, steht im engsten Zusammenhang mit den Eigenschaften, die den deutschen Soldaten auszeichnen sollen: Pflichttreue auf allen Gebieten.

Die Aufsätze „Dienst im Kriege" sind im Jahrgange 1897/98 des Deutschen Soldatenhort erschienen. Sie erheben in keiner Weise den Anspruch, die Kriegswissenschaft zu bereichern. Dem Standpunkt des einfachen Soldaten angepaßt, sollen sie geeignet sein, in abendlicher Unterhaltungsstunde am Kasernentische vorgelesen zu werden. Es wird sich eine allgemeine Unterhaltung über das Gehörte anknüpfen lassen, ist es möglich, daß ein Offizier gegenwärtig ist, dann wird er Erläuterungen geben können, wie sie der Geschichte des Regiments entsprechend sind.

Der Soldatenhort wendet sich an den einfachen Soldaten, der ehrlich seine Pflicht erfüllen will.

v. K.

Berlin, Januar 1899.

394894

Inhalt.

	Seite
Mobil	1
Bis zur Grenze	8
In Feindes Land	16
Am Feinde	25
Im Feuer	38
Nach der Schlacht	54
Auf Vorposten	62
Auf eigenen Füßen	69
Meldungen	76
Patrouillenführer	117
Ohne Karte	131
Verwundet — krank — gefangen	138
Ein Schlacht-Tag	146
Nach der Schlacht	174
Kriegsgebrauch	194
Requisition	210
Worauf es ankommt	223

„Mobil."

„Mobilmachung!" Kein Wort greift so mitten hinein in das gesammte Volksleben, als der Befehl Seiner Majestät des Kaisers, daß das deutsche Heer sich auf den Kriegsetat zu komplettiren habe. Jeder gesunde Mann, der sich noch im wehrpflichtigen Alter befindet, gleichgültig, ob er der Reserve, der Landwehr oder dem Landsturme angehört, wird von dem Mobilmachungsbefehle betroffen. Wer sich nicht in Reih' und Glied befindet, aber im Alter von 17 bis 45 Jahren ist, der muß gewärtig sein, zum Dienste herangezogen zu werden.

Der Mobilmachungsbefehl wird bei der heutigen Gestaltung des öffentlichen Lebens wohl nie wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirken. Es sind politische Verwickelungen und Verstimmungen mit Nachbarstaaten schon geraume Zeit vorher eingetreten und zur Sprache gekommen. Die Gegensätze haben sich verschärft, es sind harte Worte gefallen, das Volk hat viel früher mobil gemacht, als der Reichsanzeiger. Im Juli 1870 gab es gewiß keinen denkenden und empfindenden Vaterlandsfreund, der den Befehl unseres großen Kaisers zur Mobilmachung nicht als unbedingte Nothwendigkeit empfunden gehabt hätte, ehe er erlassen wurde. Bei uns Deutschen ist des Kaisers Ruf: „An mein Volk" nichts Anderes als die treue Wiedergabe der Empfindungen, die den Pulsschlag jedes Einzelnen regeln. Unser Kaiser trägt allein auf seinem Gewissen die schwere Verantwortung, wir Soldaten haben die leichtere Pflicht des Gehorchens, die aber so zwingender Natur ist, daß sich ihr Niemand

entziehen kann, ohne der öffentlichen Verachtung anheim zu fallen, nicht zu reden von den Strafen, die auf dem Wege Rechtens erfolgen. Der Mobilmachungsbefehl stört ja Viele in gewinnbringendem Erwerbe, greift tief hinein in das Familienleben; er ruft den Ernährer von Frau und Kindern unter die Waffen, das Feld harrt der Bestellung, das Pferd vor dem Pfluge und der Knecht, der es leitet, werden vom Heere in Anspruch genommen, die Arbeit muß unterbrochen werden in dem Augenblicke, in dem die Mobilmachungs-Ordre eingehändigt wird.

Man soll sich als verständiger Mensch die Lagen vergegenwärtigen, in die man kommen kann und mit Wahrscheinlichkeit kommen wird. So lange man dem Heere angehört, ist man in der Möglichkeit, zum Dienste einberufen zu werden, diese Möglichkeit nimmt zu, ja steigert sich zur Wahrscheinlichkeit in den Zeiten politischer Verwickelungen. Wenn auch der einfache Landwehrmann weit hinten an der russischen Grenze sich mit Politik nicht beschäftigt, er liest kaum das Kreisblatt, so viel erfährt er doch von den Weltereignissen, daß er ermessen kann, ob ihm durch sie ein Gewehr in die Hand gedrückt werden wird: er kann sich, wenn er überhaupt will, vorbereiten. Diese Vorbereitung kann nur darin bestehen, daß er die nachtheiligen Folgen, die durch seine Abwesenheit naturgemäß entstehen müssen, abwendet oder doch abschwächt. Wer sich in irgend einem Besitze, er heiße wie er wolle, befindet, der wird gut thun, dessen Verwaltung in vertrauenswerthe Hände zu legen. Hierzu sind Verhandlungen nöthig, für die keine ausreichende Zeit vorhanden ist, wenn man erst die Einhändigung der Ordre abwartet. Wenn die Mobilmachung nothwendig ist, dann werden keine Ausnahmen gemacht, nicht einmal die, die auch einem strengen Richter gegenüber gerechtfertigt erscheinen würden. In Zeiten politischer Verwickelungen, die auf einen gewaltsamen Ausgleich hinsteuern, wird jeder Soldat gut thun, seine häuslichen und Erwerbs-Verhältnisse so zu sichern, daß der durch die Einberufung zum Heere entstehende, nicht abzuwendende Schaden möglichst abgeschwächt wird. Diese Pflicht ist von zwingender Bedeutung bei den im Auslande lebenden Dienstpflichtigen. Sie werden gut thun,

unter Mithülfe der heimathlichen Konsulate ihre Verhältnisse so zu ordnen, daß durch ihre schließlich plötzliche Abreise sowohl ihr bürgerliches Ansehen wie ihr Recht gewahrt bleiben.

Wer in den Krieg zieht, der weiß nicht, ob er wieder nach Hause kommen wird, es ist deshalb zu empfehlen, für alle Fälle Bestimmungen über die Nachfolge im Besitze zu treffen, etwaige Wünsche in bindender Form auszusprechen. Versäumnisse, die schließlich bei drängender Zeit entstanden, haben sich oft recht empfindlich bestraft. Jeder Dienstpflichtige hat reichlich Zeit vor Einhändigung der Einberufungs-Ordre seine Verhältnisse zu ordnen, so daß er ohne irgend welche Ueberhastung den Marsch zum Regimente antreten kann.

Wem die Mittel fehlen, um mit der befohlenen Schnelligkeit sich zu stellen, dem kann der Orts-Schulze, die Ortsbehörde einen erforderlichen Vorschuß auf die Marsch-Gebührnisse gewähren, vom Stabs-Quartiere des Bezirks-Kommandos an erfolgt der Transport in geschlossener Truppe. Jeder Dienstpflichtige bekommt eine auf seinen Namen ausgestellte Ordre zur Gestellung; außerdem machen die militärischen Behörden die Mobilmachung durch Proklamationen bekannt, in denen genau angegeben ist, an welchen Orten, zu welcher Zeit sich die einzelnen Kategorien zu stellen haben. Diese Proklamationen haben dieselbe Bedeutung, wie eine persönliche Gestellungs-Ordre; die Dienstpflichtigen sind daran gewöhnt, weil die Beorderungen zu den Kontroll-Versammlungen u. s. w. ebenfalls auf diesem Wege erfolgen. Gewisse Kategorien der Mannschaften des Beurlaubten-Standes werden unmittelbar und einzeln in die Garnison ihres Truppentheiles beordert. Die sonst wohl gewährte Zeit von 24 Stunden zur Ordnung häuslicher Verhältnisse kann nicht überall streng innegehalten werden, es wurde gezeigt, daß Jedermann Zeit und Anlaß hat, rechtzeitig und in vollster Bequemlichkeit die Vorbereitungen zum Abmarsche zu treffen. Was nehmen wir mit? So wenig als irgend möglich, denn alles Ueberflüssige muß zurückgeschickt werden, oder nimmt auf der Montirungskammer unnöthig Raum weg. Man nimmt sich eine Kiste mit, die durch ein Schloß verschlossen werden kann und auf dem

Deckel die Adreſſe der Heimath enthält. In dieſer Kiſte ſchickt man ſeine Civilſachen nach der erfolgten militäriſchen Einkleidung wieder nach Hauſe. Es erhebt Niemand den Anſpruch, daß man ſich in ſeinem Sonntags-Anzuge ſtellt, aber es empfiehlt den Mann ebenſo vor ſeinen Kameraden, wie vor ſeinem Truppentheile, wenn er anſtändig angezogen, vor allen Dingen in peinlich reinlichem Aeußern ſich ſtellt. Es muß recht dringend gewarnt werden, den Abſchied von der Heimath im Wirthshauſe bei kreiſender Schnapsflaſche zu feiern, es iſt eine ernſte Sache, zu der man ſchreitet, die fängt man nicht mit Schnaps an. Man vergeſſe nicht, als Ausweis ſeine Militär-Papiere mitzunehmen und eine Briefſtaſche, in die man ſich beſonders Bemerkenswerthes aufſchreiben kann. Wer gewöhnt iſt, Wolle auf dem Leib zu tragen, der nehme ſich wollenes Unterzeug mit, denn die gelieferte Wäſche beſteht aus Baumwolle. Für die Mannſchaften der Fußtruppen empfiehlt es ſich, ein Paar getragene, feſte Schaftſtiefel mit Doppelſohlen mitzunehmen. Nichts wird peinlicher empfunden, als ein neuer, noch nicht ausgetretener Stiefel von hartem Leder. Man marſchirt noch einmal ſo vergnügt, wenn man an den Füßen keinerlei Unbequemlichkeiten empfindet. Schon während der Eiſenbahnfahrt wird der neue Stiefel eine wahre Qual. An Geld nehme man nicht mehr mit, als daß man bei der Ankunft beim Truppentheil noch etwa 6 Mark in der Geldtaſche hat. Es muß dringend davor gewarnt werden, die Fahrt zum Geſtellungsorte zu einem Trinkgelage zu benutzen. Jeder trennt ſich beim Abſchiede von der Heimath von Verhältniſſen, die ſein Inneres lebhaft beſchäftigen, in einem ſolchen Gemüthszuſtande wirkt der Alkohol geradezu vergiftend. Wer möchte es ſich wohl verzeihen, wenn er bei der Ankunft wegen Trunkenheit beſtraft werden muß!

Es iſt ärztlich feſtgeſtellt, daß Alkohol die Körperkräfte nicht ſtärkt, ſondern ſchwächt. Leute, die eine beſondere körperliche Geſchicklichkeit und Ausdauer zu entfalten haben, z. B. Leute des Sports, müſſen jeden Genuß von Schnaps oder anderen alkoholartigen Getränken vermeiden. Bei der Truppe iſt es verboten, Schnaps bei ſich zu führen, kalter Kaffee, Thee, oder Waſſer mit

Essig vermischt werden meist aus der Kantine geliefert. Bei Leuten, die in Folge von Hitzschlag auf dem Marsche sterben, wurde fast ausnahmslos festgestellt, daß ihr Magen keinerlei Nahrungsstoffe, sondern nur Fusel enthielt.

Man berücksichtige doch, daß der erste Eindruck, den man beim Erscheinen hervorruft, recht oft der bleibende ist, daß er mehr oder minder maßgebend bleibt. Zu der ernsten Sache, zu der man schreiten soll, geziemt sich eine würdige Haltung, wie sie ein anständiger Mann haben soll. Man wird sich bemühen, mit seinen Landsleuten zusammen zu bleiben; eine nach dieser Richtung ausgesprochene Bitte wird gewiß berücksichtigt werden. Prinz Friedrich Carl von Preußen, der wie wohl kein anderer Feldherr bis tief in die innerste Seele hinein den preußischen Soldaten verstand, befahl, daß im Gefecht die Leute aus demselben Orte zusammen in Reih' und Glied stehen mußten, es ist ein großer Sporn für gesteigerte Leistung, wenn ich weiß, daß mein Handeln und Unterlassen von meinen Landsleuten gesehen und beurtheilt wird.

Man unterlasse nicht, etwa noch im Besitze befindliches Putzmaterial mitzunehmen, es wird die nochmalige Anschaffung erspart.

Der Gestellung beim Truppentheil folgt sofort die Einkleidung. Hierbei berücksichtige man auf das Sorgfältigste, daß man mit den gelieferten Montirungs- und Ausrüstungsstücken in den Krieg ziehen soll, daß man bei Sonnenschein und Regen bequem in seinen Kleidern sein will. Ein bei Hitze drückender Helm verdirbt den guten Humor noch gründlicher, wie ein nicht passender Stiefel. Ein zu enger Kragen, ein zu langer Aermel gereicht ebenfalls zu gründlicher Plage. Daß in den Tornister nur die dienstlich gestatteten Gegenstände verpackt werden, dafür sorgt, neben dem Appell, die eigene Vorsicht, das eine Pfund zu viel im Tornister wirkt schon nach einer Stunde wie ein Bleiklumpen. Alle Anstrengungen der Truppenführung sind darauf gerichtet, das Gepäck des Infanteristen zu erleichtern. Siege werden nicht allein durch Waffengewalt erfochten; wer am besten marschiren kann, überall zur befohlenen Zeit im Vollbesitze seiner Kräfte erscheint, der siegt. Zu viel Gepäck wirkt wie der Hemmschuh am Wagen.

Nun möchte man wohl fragen, giebt es keine bürgerlichen Verhältnisse, die im Falle der Mobilmachung berechtigen, zu Hause zu bleiben. Die Antwort ist einfach: Nein! Nein, weil es das Gesetz nicht gestattet; Nein, weil es bei uns in Deutschland als eine Schande gilt, sich aus äußeren Gründen der heiligen Pflicht gegen das Vaterland zu entziehen. Wer sich 1870 nicht in Reih' und Glied gestellt hat, obwohl er es hätte thun müssen und können, der ist gewiß in seiner Gemeinde ein mißachteter Mann. Man sehe nur, welches Ansehen die alten Soldaten, mit den Erinnerungszeichen an die Feldzüge im Knopfloche, überall haben. Die Gründe, die bei Friedensübungen eine Zurückstellung herbeiführen, werden für den Mobilmachungsfall bedeutungslos. Nur vorhandene, militärärztlich festgestellte, Krankheit ist ein Hinderungsgrund. Aber auch in diesem Falle ist große Gewissenhaftigkeit geboten, damit keinerlei üble Nachrede entstehen kann. Wer so krank ist, daß er zur Gestellung nicht erscheinen kann, der beauftrage einen verständigen Landsmann, daß er bei der Gestellung die Krankheit glaubhaft nachweist. Hat man noch so viel Kräfte, daß man selbst erscheinen kann, dann schleppe man sich, Allen zum Zeugniß, zur Stelle und lasse die Unfähigkeit dienstlich feststellen.

Wer etwa eben von einer Krankheit genesen ist, aber noch nicht im Vollbesitze seiner Körperkräfte, der lasse sich das von seinem Arzte, oder von der Ortsbehörde bestätigen, es wird gewiß vermieden werden, die Rekonvalescenz zu unterbrechen. Fingirte Krankheiten kommen bei uns nicht vor, dazu sind wir zu anständige Menschen, und wären wir es nicht, dann steuert die Macht des Dienstes vor jedem Unfug.

Namentlich dem in Auslande lebenden Dienstpflichtigen ist dringend zu rathen, sich sofort freiwillig in Bewegung zu setzen, und, wenn sie Werth darauf legen, bei ihrem alten Regimente eingestellt zu werden, dorthin zu eilen. Der Feldzug von 1870 hat viele schöne Beispiele geliefert, daß Deutsche, die in fernen Weltwinkeln einen ausgiebigen Beruf hatten, mit Einsetzung aller Kräfte des Körpers und des Geldbeutels zu ihrem Regimente eilten und sich gerade zur Schlacht in Reih' und Glied stellten. Wir deutsche

Soldaten erfüllen unsere Pflicht, nicht weil wir dazu gezwungen werden, sondern als freiwillig dargebrachte Gabe an das Vaterland und an unsere Ehre; wir gehorchen, nicht weil es uns befohlen wird, sondern weil wir aus innerster Ueberzeugung nicht anders können. Dieser Gedanke drängt sich Jedem auf, der im Juli 1870 Jung und Alt, Vornehm und Gering, Reich und Arm zu den Fahnen eilen sah. Daß diesen Leuten Gott der Herr den Sieg verleihen werde, das sah man im Voraus in den leuchtenden Augen. Hinter ihnen lag die Familie, die Heimath, der Erwerb, aber das eben Verlassene trübte nicht einen Augenblick die feste Ueberzeugung, mit allem Eifer, ja mit Einsetzung des Lebens allen Pflichten zu gegenügen. Diesen Soldatengeist kann man sich nicht etwa anlegen, wie den Waffenrock auf der Montirungskammer, er ist das Vermächtniß, dem Deutschen Krieger aus alten Zeiten überkommen. Ehrlos war, wer sich der Pflicht entzog, für sein Vaterland zu kämpfen, er wurde ausgestoßen aus den Reihen der Freien, war ein verachteter Mann. Es ziemt sich, diese Wahrheit sich zu vergegenwärtigen, nicht blos im Falle des Krieges, sondern als Ausrüstung und Schutzwehr des deutschen Kriegers, der seinem Vaterland mit der Waffe in der Hand dient, weil das eine Ehre und ein Vorzug des freien Mannes ist.

Bis zur Grenze.

Jeder Staat muß bemüht sein, die Zeit der Mobilmachung zu verkürzen, um früher als der Gegner kriegsbereit an der bedrohten Grenze zu stehen. Jedes Ueberhasten in dem wichtigen Mobilmachungs-Geschäft aber ist vom Uebel und straft sich auf dem Schlachtfelde. Es kommt darauf an, daß jede Truppe wirklich kriegsbereit und kriegsfähig ist. Durch die Einstellung von Reserven und Landwehrleuten, die vom Pfluge und aus der Werkstätte kommen, denen Gewehr und Waffen, denen das Pferd wieder etwas Neues ist, wird augenblicklich die militärische Leistungsfähigkeit vermindert, denn der neu eingestellte Mann ist noch viel zu viel mit seinem eigenen Körper und dessen Schwächen beschäftigt; es mag als Beweis dienen, daß es unmöglich war, eine Landwehrtruppe das Kilometer in zehn Minuten marschiren zu lassen, was jede Kompagnie nach Ausbildung der Rekruten mit Leichtigkeit kann. Man läßt den Truppen nach Einstellung der Kompletirungs-Mannschaften noch eine ausreichend bemessene Ausrüstungszeit, die durch den Zeitpunkt begrenzt wird, an dem der Abmarsch beginnen soll. Es wird darauf ankommen, die Ausrüstungszeit geschickt auszunutzen, den Körper auf die Anstrengungen des Marsches vorzubereiten, die mehr oder minder verloren gegangene Geschicklichkeit in Handhabung der Waffen wieder zu gewinnen. Alte Förster, die ihres Schusses immer sicher sind, nehmen sehr oft ihr Gewehr an den Kopf, blos um die Sicherheit der Lage und des Auges zu prüfen, ungeübte Soldaten befinden sich ohne Frage

in einer weit größeren Nothwendigkeit. Ein Infanterist, der nicht marschiren und nicht schießen kann, ist für die Truppe eine Last. Die Ausrüstungszeit birgt die Gefahr in sich, sie zu Ungebührlichkeiten zu mißbrauchen, obwohl es der freien Stunden nicht allzu viele geben wird. Die meisten Leute treten aus dem Kreise ihrer Familie und ihres Erwerbes heraus, ihr Gemüth ist erregt, sie thun und reden in der Erregung Dinge, die ihnen sonst fremd waren; jeder ehrliche Soldat soll sich vergegenwärtigen, daß er sich selbst, seiner Familie und seinem Stande nur Ehre macht, wenn er peinlich alle Pflichten erfüllt, auch die, welche der liebe Gott uns auferlegt hat, und die nicht in der Dienst-Instruktion stehen.

Während der Mobilmachungszeit gilt für den General, wie für den letzten Trainsoldaten der gut preußische Grundsatz: „Hilf Dir selber!“ Keine Anfrage, keine Aengstlichkeit. In mancher Gemeinde ist es Brauch, daß der Geistliche die zum Heere beorderten Mannschaften segnet und ihnen das heilige Abendmahl reicht. Jedermann wird gut thun, an den Anfang einer neuen verantwortungsvollen Thätigkeit eine ernste Handlung zu legen, deren Wirkungen gewiß nicht ausbleiben. So naht die Stunde des Abmarsches, sei es nach dem nächsten Marschquartiere, sei es nach dem Bahnhof zum Abfahren. Wenn es möglich ist, einige Reisemärsche auszuführen, ehe die Truppe auf der Eisenbahn verladen wird, so ist das von großem Nutzen. Nichts fügt schneller in die militärische Ordnung ein, als einige Märsche; der Helm wird erst bequem, wenn er gründlich durchgeschwitzt ist, der Stiefel verliert seine Tücken, wenn seine Spuren auf einigen Meilen Chaussee abgedrückt sind. Nirgends lernt man seine Vorgesetzten so kennen, wie auf dem Marsche, da gewinnt man Vertrauen und erwirbt auch welches. Der erste Marsch erscheint als eine kaum zu leistende Kraftanstrengung, morgen geht es schon besser und übermorgen, da ist alle Müdigkeit überwunden. Man soll nie sein Quartier verlassen, ohne etwas Warmes, Kaffee, Suppe genossen zu haben, für den Marsch genügt ein Stück Brot, so belegt als möglich, aber man thut gut, sich daran zu gewöhnen, auch ohne dies zweite Frühstück auszureichen. Wer es möglich machen kann,

der ſollte es nicht unterlaſſen, ſich in den Beſitz einer Marſchkarte zu ſetzen, man will doch nicht im Dunkeln marſchiren, man will doch wiſſen, wo man iſt. Ein Kapital erfordern ſolche Karten nicht, 10—50 Pfennig genügen.

Dabei ſoll noch eine Kleinigkeit erwähnt werden, die oft vergeſſen wird: man verſäume nicht, eine Schachtel „Schweden“ ſich einzuſtecken und ein Stück von einer Stearinkerze. Ein alter Soldat verſäumt das nie.

Es ſcheint hier der Platz zu ſein, einer militäriſchen Tugend zu erwähnen, deren Bedeutung viel zu wenig beachtet wird: Die Verſchwiegenheit. Der einfache Soldat kann nicht beurtheilen, was von dem ihm aufgetragenen Dienſte zu verſchweigen iſt, was nicht. Der Grenadier, der Unter den Linden einem ihn anſprechenden Civiliſten harmlos erzählt, daß ſein Regiment morgen vom Potsdamer Bahnhofe über Köln nach Bingerbrück fährt, der denkt ſich gewiß nicht Arges dabei und doch kann er hiermit etwas wie Hochverrath begehen. Es wird nach Paris telegraphirt: „Am ...ten beginnen die Eiſenbahn-Transporte des Garde-Korps über Köln nach Bingerbrück.“

Dieſe einfache Notiz läßt eine Anzahl von Schlüſſen zu, deren Ergebniß das Verrathen des beabſichtigten Aufmarſches ſein kann; mehrere ſolcher Notizen reichen aus, ſich den ganzen Feldzugsplan zu konſtruiren. Bei Beginn des Krieges iſt es von entſcheidender Wichtigkeit, möglichſt genau zu erfahren, wann der Gegner fertig iſt, wann ſein Aufmarſch beginnt, wo er ſeine Armee-Korps verſammeln will. Die militäriſchen Kommando-Behörden wahren die dienſtliche Verſchwiegenheit ſelbſt den eigenen Untergebenen gegenüber auf das Peinlichſte, Jeder erfährt nur das, was er für ſeinen Dienſt wiſſen muß. Trotzdem erfährt jeder einfache Soldat eine Menge Dinge, deren Kenntniß einem neugierigen Civiliſten von großem Werthe ſein kann. Man mache es ſich alſo zum feſten Grundſatze, mit einem Fremden unter keinen Umſtänden über Sachen des Soldatendienſtes zu ſprechen, dieſe Nöthigung dehne man auch auf die Briefe in die Heimath aus. In Feindes Land wird die Pflicht der Verſchwiegenheit nicht geringer. Die Bewohner

hören und verstehen die Gespräche der Soldaten recht gut und sind sehr neugierig, sie werden nicht unterlassen, die nöthigen Mittheilungen an den Stellen, wo sie geschätzt werden, zu machen. Wenn Transporte in Frankreich überfallen wurden, dann hatte immer der Maire von den einquartierten Soldaten erfahren, wohin sie am nächsten Tage gehen wollten.

Die Tugend der Verschwiegenheit ist schwer in einer Zeit zu wahren, die auf allen Gebieten „Oeffentlichkeit" fordert, die sich nicht scheut, ohne jeden Anlaß die intimsten Verhältnisse der Familien und des Privatlebens vor die Oeffentlichkeit zu bringen, aus Wichtigthuerei und aus Skandalsucht. Wir Soldaten sollen den „Fels von Erz" bilden, an dem die Wellen einer aufgeregten Zeit wirkungslos abprallen.

Wer das Unglück hat, in Gefangenschaft zu gerathen, hat eine gesteigerte Pflicht, seine Zunge zu hüten. Man fragt die Gefangenen aus, um Nachrichten über den Feind zu bekommen; die Fragen erscheinen harmlos, ohne besondere Bedeutung, ein französischer Gefangener, der am 4. August 1870 erzählt hätte, er habe den Marschall Mac Mahon eben gesehen, der begeht einen Verrath, denn wir würden nun gewußt haben, daß das Korps Mac Mahon's in der Nähe ist.

Ein preußischer Einjähriger wurde bei Orléans gefangen, er hat den Franzosen unglaubliche Geschichten von der Zahl der Regimenter und Brigaden erzählt, die im Anmarsche seien, er hat damit keinen Schaden angerichtet, aber auch er hätte besser gethan, den Mund zu halten.

Wenn ein Offizier der feindlichen Armee den gefangenen Soldaten ausfragt, dann wünscht er eine Kenntniß zu erlangen, die seinem Heere von Nutzen sein, dem unsrigen schaden kann. Da man selbst nicht ermessen kann, wo der Nutzen, wo der Schaden liegt, so schweige man und indem man schweigt, leistet man seiner Armee den einzigen vielleicht recht wichtigen Dienst, den ein Kriegsgefangener noch zu leisten vermag.

Die lange Eisenbahnfahrt, meist in einem umgeänderten Gepäckwagen, wird für ein empfängliches Gemüth reich an Eindrücken.

Wer 1870 in den Krieg zog, der vergißt es gewiß nie, daß der Zug an und über den Rhein ein Triumph-Zug wurde. Jeder wollte die Soldaten sehen, die fröhlich und zuversichtlich für die Ehre ihres Vaterlandes zu den Waffen gegriffen hatten, das ganze Volk war auf den Bahnhöfen versammelt, um seinen Soldaten ein Lebewohl zuzurufen. Die Landstrecken, die zunächst vom Kriege bedroht waren, — die Franzosen waren in Worten schon à Berlin angelangt, ehe noch ein Mann sich wirklich in Bewegung gesetzt hatte, — die gesammten Fluren der Pfalz, die noch seit 100 Jahren die Spuren des französischen Krieges zu zeigen vermag, boten rührende Bilder der deutschen Zuversicht, die wir auf den endlichen Erfolg der gerechten Sache hatten.

Da rettete Niemand Hab und Gut vor dem erwarteten Franzmann, aber Hand und Herz öffneten sich weit vor dem kriegbereiten Landsmann, der mit seinem breiten Rücken sich quer vor die bedrohten Grenzen stellen wollte, sie vor dem Feinde schützend. Wer die Julitage von 1870 erlebt hat, der vergißt nie Land und Leute am Rhein: die rührende Zuversicht, die das gesammte Volk dem Heere darbrachte; wir haben nicht mit zu erringenden Siegen geprahlt, aber wir haben mit zündender Beredtsamkeit es ausgedrückt, daß Alle Gut und Blut an's Vaterland zu setzen bereit waren.

Wie von einem einzigen gewaltigen Meister belehrt, sang das deutsche Volk die „Wacht am Rhein", das war kein von einem Sänger und Dichter erfundenes Lied, das war Volks-Sinn und Volksklang Sänger und Dichter hatten nur die Volksseele belauscht.

Trotzdem bietet die Eisenbahnfahrt, namentlich während der Nacht, manche lange Stunden, und es wird das Verlassen des Eisenbahnzuges Niemanden mit Bedauern erfüllen. Da auf demselben Bahnhofe eine mehr oder minder große Zahl von Militär-Zügen entladen werden muß, ist es nöthig, die ankommenden Truppen sofort in Bewegung zu setzten. Je nachdem der Marsch lang oder kurz ist, wird vor Beginn desselben noch abgekocht oder die Verpflegung auf dem Bahnhof bereit gestellt; ist der Marsch nur kurz, dann werden die Truppen auf die im Marschquartier zu gewährende Verpflegung verwiesen. Jedenfalls ist das Eintreffen und

Ausladen eines Truppentheiles, sowie das In-Marsch-Setzen desselben eine Sache, die viel Umsicht erfordert. Unsere Friedensvorbereitungen sind, wenn man ihnen einen Vorwurf machen will, vielleicht zu fürsorglich, sie lassen der Selbstständigkeit wenig Spielraum. Es kann vorkommen, daß man mit leerem Magen abmarschirt, die Schwierigkeiten der Verpflegung sind im Aufmarsch-Gebiete die größten. Da treffen Truppenkörper ein, die sich noch nie gesehen haben und es stellen sich Reibungen ein, die nur beseitigt werden können, wenn, angesichts der großen Sache, Jeder gern auch ein Opfer bringt. Man gewöhne sich bei Zeiten daran, unter keinen Umständen Unzufriedenheit zu zeigen, ja sie auch nicht zu empfinden.

Jedes Truppenkommando ist von dem Bestreben beseelt, dem Soldaten im Kriege das Leben leicht zu machen; wenn sich wirklich auf einem Biwakplatze die Verpflegung garnicht oder viel zu spät einfindet, dann handelt es sich ohne Frage um Schwierigkeiten, die zu beseitigen in keines Menschen Macht lag. Da mache man gute Miene zum bösen Spiele. Schlechte Laune ändert an der ganzen Sache garnichts, man empfindet des Lebens elenden Jammer nur um so mehr. Jedermann verfügt im eigenen Innern über eine Macht, deren Umfang nur wenige Menschen kennen: den Willen. Wer im Kriege, übrigens auch im Frieden, jeder Schwächeanwandlung des Körpers nachgiebt, für den ist bald ein Chausseegraben da, er kommt gewiß nicht weit. Wer aber den Körper zwingt, sich dem Willen zu fügen, wer jeder Schwäche fest entgegentritt, der wird ein Held. Matte Seelen gehören nicht in den Soldatenrock, sie sind nicht würdig, für ihr Vaterland die Waffen zu tragen, und eine schwere Last für den Dienst.

Es hat während des Krieges 1870/71 manchen Tag gegeben, an dem die Verpflegung durch Abwesenheit glänzte, aber in unseren Leuten saß die Ueberzeugung fest, daß solche Kleinigkeiten eben ertragen werden mußten, gemurrt hat gewiß Keiner. Die Verpflegung auf dem Marsche ist durch die Konserven sehr erleichtert, nur verträgt sie mancher Magen auf die Dauer nicht und man bekommt einen Widerwillen dagegen. Wenn genügend Zeit zum

Kochen vorhanden ist, dann ist frisches Fleisch gewiß vorzuziehen. In den Biwaks, bei den Vorposten, sind die Konserven geeigneter, weil sie in sehr kurzer Zeit ein gutes Gericht geben. Die Eisenbahnfahrt, die sich daran anhängenden Märsche benutze der Soldat, seine Vorgesetzten kennen zu lernen. Dort sitzt ein General im Coupè: es ist der Divisions-Kommandeur, man merkt sich den langen grauen Bart, hier galoppirt ein General bei der Marschkolonne vorbei, zahlreiche Offiziere begleiten ihn, es ist der Kommandirende General, oder wie der Soldat sagt: der Korps-Kommandeur, dies charakteristische Gesicht vergißt man nicht wieder. Man sieht Abtheilungen Reiter vorbei traben, sie sollen den Feind aufsuchen, jetzt ist schon vom Feinde die Rede. Es beginnt die Periode der dunklen Gerüchte. Je mehr die Truppen die Verschwiegenheit wahren, um so mehr wächst die Erfindungsgabe der Tagespresse und auch in die Reihen der Marschkolonne verirren sich die Gerüchte, je verrückter sie sind, um so leichter werden sie geglaubt. Die Phantasie spielt dem Menschen manchen üblen Streich, aus zwei harmlosen Bauern macht sie eine feindliche Abtheilung. Als wir 1870 vom Rhein an die französische Grenze rückten, da wurden wir von einer Fülle von Nachrichten überfallen, von denen auch nicht eine richtig war. Wenn ein Vorgesetzter — dem Hauptmann fällt diese Aufgabe zu — sich der Mühe unterzieht, seine Leute über die Kriegslage zu unterrichten, ihnen zu sagen, was man weiß, dann wird er sich gewiß vielen Dank erwerben und an Vertrauen gewinnen, solche Unterredungen stellen ein festes Band zwischen dem Offizier und dem einfachen Soldaten her, das im Kriege von hohem Werthe ist. Prinz Friedrich Carl von Preußen, der eine ganze Armee gegen den Feind führte, versäumte es nie, in seiner knappen, bezeichnenden Weise die ihm begegnenden Truppen auf das aufmerksam zu machen, was ihnen bevorstand. Das war dann ein Hurrah wie beim Sturme, wenn der Prinz verstanden war; denn die Anrede an die Leute enthielt zwischen den Worten die Erwartung der Leistung und das Hurrah war ein Gelübde. —

Zwei Nationen rüsteten sich in den Julitagen von 1870 zum Kriege, Frankreich und Deutschland wollten ihre Heere an und

über die bedrohten Grenzen führen. Frankreich hatte einen Vorsprung an Zeit von ein paar Tagen und wäre in der Lage gewesen, die deutschen Grenzen zu überschreiten. Dennoch kamen die deutschen Heere ihm zuvor und die deutschen Fluren sind nicht Schauplatz des Krieges geworden.

Die Mobilmachung des deutschen Heeres, sein Aufmarsch an der Grenze vollzog sich mit der Regelmäßigkeit eines aufgezogenen Uhrwerkes, kein Zögern, kein Aufenthalt, kein Mangel. Jeder zum Heere einberufene Mann fand Alles so vorbereitet, als ob auf ihn persönlich Rücksicht genommen worden wäre, die deutschen Siege hatten ihren Anfang in der deutschen Mobilmachung, es gehorcht Jeder der Pflicht, und im Gehorsam Aller liegt die Verheißung des Erfolges.

In Feindes Land.

Schon vom frühen Morgen an schallen ununterbrochen laute deutsche Hurrah's an das Ohr.

Wenn ein Bataillon, eine Eskadron oder Batterie an dem französischen Grenzpfahl vorbeimarschirt, dann bricht sie aus vollem Herzen in den Jubelruf aus: Hurrah dem Kaiser! Es ist dieser Schritt ein erster, großer Erfolg des kampfbereiten Heeres, wir sind früher fertig als der Gegner und wir bewahren die eigene Heimath vor den Drangsalen des Krieges. Dieser Erfolg ist nicht durch Waffengebrauch erstritten, er ist die Folge der rastlosen, mühevollen Friedensarbeit, der sorgsamen Vorbereitung aller der Ansprüche, die eine allgemeine Mobilmachung aufstellt, sie ist die Folge des dem deutschen Volke inne wohnenden Pflichtgefühls, willig und sofort dem Rufe des Landesherrn zu folgen. Es giebt wohl keinen Beamten im Deutschen Reiche, der nicht in irgend einer Weise an der Mobilmachung des Heeres mitzuarbeiten hätte, der letzte Weichensteller muß vielleicht doppelt so lange seines verantwortungsvollen Berufes walten, weil die Armee-Transporte begonnen haben.

Unser Hurrah ist der Ausdruck der Freude über den ersten Erfolg.

Als Se. Majestät unser großer Kaiser Wilhelm I. am 8. August 1870 die französische Grenze überschritt, richtete er ernste Worte an sein Heer:

„Soldaten! Die Verfolgung des nach blutigen Kämpfen
„zurückgedrängten Feindes hat bereits einen großen Theil

„unſerer Armee über die Grenze geführt. Mehrere Korps „werden heute und morgen den franzöſiſchen Boden betreten. „Ich erwarte, daß die Manneszucht, durch welche ihr euch bisher „ausgezeichnet habt, ſich auch beſonders auf feindlichem Gebiete „bewähren werde.

„Wir führen nicht Krieg gegen die friedlichen Bewohner „des Landes; es iſt vielmehr die Pflicht jedes ehrliebenden „Soldaten, das Privateigenthum zu ſchützen und nicht zu „dulden, daß der gute Ruf unſeres Heeres auch nur durch „einzelne Beiſpiele von Zuchtloſigkeit angetaſtet werde.

„Ich baue auf den guten Geiſt, der die Armee beſeelt, „zugleich aber auch auf die Strenge und Umſicht aller Führer.“

(gez.) Wilhelm.

Wir führen nicht Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes! In dieſem einfachen Satze liegt die Richtſchnur für das Verhalten eines ehrliebenden Soldaten. Der Krieg legt dem Lande große Laſten auf, die getragen werden müſſen, der Soldat ſoll an ſeinem Theil dieſe Laſten nicht vergrößern, ſondern gerade in Feindes Land das Beiſpiel eines gottesfürchtigen, pflichttreuen Kriegers geben, dem fremdes Leid nicht gleichgiltig iſt. Der Krieg iſt ein Akt der Gewalt, ohne das Ausüben von Gewalt kann auch der einzelne Soldat nicht ſeiner Pflicht genügen, aber er wird den friedlichen Bewohnern gegenüber zu zeigen haben, daß auch er die Härte des Krieges empfindet und gewillt iſt, ſie abzuſchwächen, wenn es die höhere Pflicht gegen den Dienſt geſtattet.

Der Krieg nöthigt keineswegs, wie es leider 1870 in Frankreich geglaubt wurde, die Bewohner des Landes dazu, ihr Eigenthum zu verlaſſen, feige die Flucht zu ergreifen; jeder, der nicht berufen iſt, in Reih' und Glied zu treten, hat die heilige Pflicht, Haus und Hof zu hüten. Es iſt ein Unterſchied, ob der vom langen Marſche ermüdete Krieger ſich die verſchloſſene Thür ſeines Quartiers durch Kolbenſtöße gewaltſam öffnen muß, oder ob ihm ein Familienmitglied ernſt, aber doch freundlich die Gaſtfreundſchaft anbietet, die nach den Kriegsgeſetzen gefordert werden kann, und um den Soldaten leiſtungsfähig zu erhalten, gefordert werden muß.

1870 waren, unter Anleitung durch die Behörden, die Bewohner mit ihren Familien und dem transportablen Theile ihres Eigenthums geflohen, die Behörden hatten, feiger Weise, dasselbe gethan. Niemand war da, mit dem man hätte verhandeln können. Jede Art von Einquartierung, von Lieferung gestaltet sich einfacher, wenn die ortskundigen Behörden die Anordnung in die Hand nehmen, als wenn der eben eintreffende Truppen-Kommandeur nach dem Augenscheine und der Landkarte die Anweisungen ertheilt. Man leistet dem Feinde keinen Vorschub, wenn man die Unterbringung von so und so viel Tausend Mann und die Lieferung von Lebensmitteln, die unbedingt geleistet werden müssen, nach Gerechtigkeit und Billigkeit vertheilt; sondern man leistet der Heimath einen wesentlichen Dienst, wenn man auf seinem Posten aushält, den man doch für gute und böse Tage erhalten hat.

Thatsächlich gestalteten sich in Frankreich die Verhältnisse so, daß die deutsche Heeresleitung Behörden einsetzen, Persönlichkeiten ernennen mußte, um eine Art von Ordnung in den von uns besetzten Landestheilen herzustellen. Der deutsche Soldat fand irgend ein altes, zahnloses Weib vor, dem seine Familie die Bewachung von Hab und Gut anvertraut hatte.

Vom ersten Schritte an, den der deutsche Soldat auf französischen Boden that, wurden an ihn fast übermenschliche Anforderungen gestellt. Gewaltsam erzwang er sich den Eintritt in das ihm dienstlich angewiesene Quartier. Dort mußte er sich nehmen, was er zur Zubereitung seiner Mahlzeit gebrauchte, dargebracht wurde ihm nichts; er fand im Keller ein halbgefülltes Weinfaß, soll er daneben darben?! Schon das Gesetz spricht sich hierüber ganz bestimmt aus:

„§ 130. Als eine Plünderung ist es nicht anzusehen, wenn „die Aneignung nur auf Lebensmittel, Heilmittel, Bekleidungs„gegenstände, Feuerungsmittel, Fourage oder Transportmittel „sich erstreckt und nicht außer Verhältniß zu dem vorhandenen „Bedürfnisse steht.“

Tabak und Wein wurde ausdrücklich als hierzu gehörig bezeichnet.

Je weniger die Truppen in die Lage gebracht werden, sich durch Anwendung von Gewalt das zu verschaffen, was sie, um gefechtsfähig zu bleiben, gebrauchen, um so mehr wird die Disziplin gewahrt bleiben. Wir sind erzogen und gewöhnt, unter der Beachtung der Gesetze, unsere Handlungen und Unterlassungen zu regeln; nicht Jeder ist befähigt, das Rechte auch dann zu thun, wenn er sich selbst Gesetze vorzuschreiben befugt ist. In welche Konflikte man da kommen kann! Nach der Schlacht von Vionville sollte ein Einjähriger von einem westfälischen Regimente Stroh für das Biwak holen, es wurde ihm eine gefüllte Scheune zugewiesen. „Herr Oberst, das ist ja Frucht," mit den Worten lehnte der Westfale es ab, nicht ausgedroschenen Weizen als Lagerstroh abzuliefern. Für den Soldaten hat das richtige Gefühl ein weites Gebiet, die Pflichten wahrer Menschlichkeit werden niemals durch die des Soldaten ganz aufgehoben.

Für die Verpflegung des Soldaten in Feindes Land sind zwei Erfahrungen vielleicht nicht ohne Nutzen, die der Krieg 1870/71 bot. Als die II. Armee von Metz nach Fontainebleau marschirte, verstummten wie mit einem Schlage alle Lieder, die Leute sangen nicht mehr: sie hatten keinen Tabak. Wie selten dieser Genuß war und zu welchen Aushülfemitteln man griff, das zeigte ein Kanonier, der seinen Feldkessel-Einsatz hergeben sollte, um einem Kranken Wasser zu reichen. „Da habe ick meinen Kaffee drin, davon trinke ick schon 8 Tage und nu wird er geroocht!" Alle Requisitionen auf Tabak waren ohne Erfolg. Da kam Jemand auf den Gedanken, den Tabak gegen baares Geld zu kaufen. An alle Straßenecken zu Commercy wurden Proklamationen angeschlagen, daß Tabak und Cigarren nun nicht mehr Gegenstand einer Requisition sein dürften, aber jede abgelieferte Quantität Tabak 2c. würde baar bezahlt werden. Da wurde Tabak in Menge angebracht, wer noch ein halbes Hundert Cigarren hatte, verkaufte sie gegen einen kleinen Profit. Baares Geld war damals selten und sehr begehrt. Genug, man raucht wieder, Gesang und Fröhlichkeit fehlten nicht. —

In den letzten Dezembertagen des Jahres 1870 fehlte es an Hafer und Brot-Getreide. Mitten im Kriege wurden Märkte

ausgeschrieben, auf denen gegen baares Geld Getreide angekauft werden sollte. Wir mußten ungewöhnlich hohe Preise bezahlen, aber Leute und Pferde hatten, was sie brauchten, und im Kriege kommt es nur darauf an, daß Mann und Pferd leistungsfähig erhalten werden, um welchen Preis, das ist Nebensache.

Diese beiden Thatsachen legen die Frage nahe, ob es nicht ebenso den Gesetzen der Menschlichkeit, wie denen des Krieges entspricht, die Bedürfnisse des Heeres an Ort und Stelle baar zu bezahlen. Die Gesammtsumme könnte ja den betreffenden Gemeinden als Kontribution auferlegt werden. Wer den Krieg mit Aufmerksamkeit erlebt hat, bei dem spielen die augenscheinlichen Ungerechtigkeiten eine Rolle, die bei dem Requisitionswesen nicht zu vermeiden sind. Die einzige Kuh der armen Wittwe, die nicht verschont wurde! Die Franzosen haben dem deutschen Heere viel Uebles nachgeredet. Da hat jeder deutsche Soldat sich mindestens eine Pendule in seinen Tornister gesteckt! Was die Glocke geschlagen hatte, das zu erkennen, gebrauchten wir in Frankreich keine Uhr, auf jedem Schritte sahen wir die Spuren des Niederganges, des Endes. Aber wenn man bedenkt, daß eine halbe Million Deutsche während fast eines halben Jahres, sich jeden Abend in einem von seinen Einwohnern verlassenen Hause befanden, angewiesen, sich eigenmächtig Nahrung und Lager zu verschaffen, dann wird man mehr über die geringe Zahl von ungesetzlichen Gewaltthaten erstaunen und dem deutschen Krieger Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Wie soll sich nun der deutsche Soldat in Feindes Land benehmen? Es giebt Gesetze der Moral, die der wirklich gebildete Mann nie verletzt, auch nicht im Kriege. Alle Kräfte gehören dem Dienste; ich muß morgen frisch und fröhlich zum Marsche erscheinen, um das zu können, muß ich gegessen und geschlafen haben. Was ich zum Essen und Schlafen gebrauche, das darf ich nehmen, wo ich es finde; und wenn Niemand da ist, der mir beisteht, dann darf ich Gewalt anwenden; ich darf den Schrank erbrechen, in dem ich Nahrungsmittel vermuthe, aber ich darf keinen Gegenstand anrühren, der einen anderen Werth hat. Im Kriege haben die Leute

die Verpflegung auf mindestens 2 Tage bei sich, sie gebrauchen also nur eine Gelegenheit zum Kochen und Feuerung.

Wenn ausnahmsweise ein Theil der Bewohner nicht geflohen war, dann konnte man den französischen Bauer oft genug mit seiner Einquartierung am Eßtische sehen, beide sich von der Lieferung ernährend. Der Kommandirende General des III. Korps lieferte während mehr als eine Woche seinem Schloßherrn, einem Herzog, alltäglich die Mahlzeiten für eine ganze Familie. Man soll ja nur davon sprechen, was man beweisen kann: Gegen 30 Offiziere eines großen Armeestabes haben während des ganzen Krieges alle ihre Bedürfnisse baar bezahlt und zwar recht hoch. Kein deutscher Soldat hat Frankreich bereichert verlassen. Es ist da eine große Abrechnung unbeglichen geblieben. Was die französischen Generale 1807 aus Schlesien allein an Silber und Kunstschätzen weggeschleppt haben, ist nie von einem deutschen General wiedergeholt worden, wir haben den Krieg für unseren König und unser Vaterland geführt, nie zu unserem Nutzen.

Daß unter den vielen Tausenden, die der Krieg nach Frankreich geführt hat, Einzelne über den Gesetzen des Krieges vielleicht die der Moral vergessen haben, das kann Niemand wundern, der menschliche Verhältnisse zu beurtheilen vermag. Wer unter der Wirkung des Krieges dennoch die Gesetze der Moral und der Menschlichkeit beachtet, der ist allen Lobes werth, und dies Lob hat sich die deutsche Armee während ihres Aufenthaltes in Frankreich ehrlich verdient. —

Vor dem Auseinandergehen der Truppe wird angesagt, welche Sicherheitsmaßregeln in den Quartieren zu ergreifen sind; ebenso wird befohlen, wie es mit der Verpflegung gehalten werden soll, ob sie geliefert wird oder ob die im Tornister befindliche Tagesportion benutzt werden soll. Man merkt sich den Weg vom Stellungsplatze der Truppen in das Quartier so genau, daß man ihn auch im Dunklen findet. Man wählt sich einen Raum aus, in dem man die Nacht zubringen will. Wenn auch die Verhältnisse in keiner Weise bedenklich sind, nehme man in Feindes Land unter allen Umständen die Gewohnheit an, so zu verfahren, als ob

ein feindlicher Ueberfall wahrſcheinlich wäre. Man trennt ſich nie von Gewehr und Torniſter, beide ſind ſtets unter unſeren Augen, alſo man ſtellt nicht die Gewehre, etwa wie in der Kaſerne, auf den Flur. Wenn, wie das üblich, mehrere Leute daſſelbe Quartier benutzen, dann iſt meiſt Einer als Koch bewährt, er verſteht es, irgend ein heimathliches Gericht herzuſtellen und ihm vertraut man ſeine Wünſche an. Ein Anderer wird ausgeſchickt, um irgend welche nicht gelieferte Genußmittel auszukundſchaften, oder man hält Rath mit dem Geldbeutel, ob man den Marketender in Kontribution ſetzen ſoll. Hauptſache bleibt, daß ſofort gekocht wird, man kann nie wiſſen, was die nächſte Stunde bringt. Ein Mann bleibt ſtets im Quartier, ſo daß Gewehr und Ausrüſtung nie ohne Aufſicht ſind. Man ſtöbert im Hauſe umher, um etwa Auffälliges zu bemerken, ſucht ſich einen zweiten Ausgang, wenn die Hausthür verlegt ſein ſollte. Vor dem Schlafengehen hat man ſeine Sachen ſo zurecht gelegt, daß man ſie mit einem Griffe finden kann. Bei der Verpflegung iſt es wichtig, Sorge zu tragen, daß man vor dem Abmarſche unter allen Umſtänden etwas Warmes in den Magen bekommt. Alte Soldaten, die namentlich lange Kriege mitgemacht haben, legen großen Werth darauf, ſtets etwas Mehl bei ſich zu haben; aus dem man ſich ohne beſondere Mühe eine ſehr nahrhafte Suppe machen kann. Die Bayern haben ein beſonderes Talent, ſich aus Mehl und Waſſer ihren berühmten Schmarren zu bereiten, das einzige Gericht der Holzknechte, die nur des Sonnabends aus den Bergen nach Hauſe kommen. Dieſe Leute trinken bei ihrer ſchweren Arbeit meiſt nur friſches Waſſer und behalten dabei ihre Kräfte und ihren frohen Muth. Man muß ſich immer vorhalten, daß die Gewohnheit der größte Tyrann des Menſchen iſt. Man gewöhne ſich, Maß zu halten im Eſſen und namentlich im Trinken, man geſtatte dem Körper nicht, ſich bei jeder Gelegenheit in dringender Weiſe bemerkbar zu machen.

Nach wenigen Tagen geſtaltet ſich das Zuſammenleben der Truppe in Feindes Land wie in einer großen Familie und man iſt immer zufrieden. Man gewöhne ſich daran, ſeine Augen überall

zu haben; da sprechen ein paar Leute zusammen, Einer geht aus dem Dorfe weg, man beobachtet, ob er von den Doppelposten am Dorfeingange angehalten wird, oder sich dem entzieht. Es schlägt 5 Uhr, man sieht zufällig am Kirchthurme in die Höhe und erkennt, daß dort Zeichen mit einem bunten Tuch gegeben werden, das hat man Alles sofort zu melden, auch wenn man nicht im besonderen Dienste ist. Oder man blättert in einem alten Kalender, den man im Quartier fand, und entdeckt einen vergessenen Brief, der an einen französischen Sergeanten adressirt ist. Die Adresse allein kann von höchstem Werthe sein, denn ein Soldat des genannten Regiments ist vor ein paar Tagen in demselben Quartier gewesen, das Regiment gehört zum I. Korps u. s. w., man kann also leicht Schlüsse ziehen, die für die Armeeführung von größter Wichtigkeit sind.

Der Aufmerksamkeit eines kriegsgeübten Soldaten entgeht Nichts und nach wenigen Tagen sind alle Sinne so geschärft, daß man das Gras wachsen hört. Man lernt aber auch in der Gefahr volle Ruhe zu bewahren, ja selbst zu schlafen, weil man ganz genau weiß, daß man sofort wieder wach und gefechtsfähig ist. Als in den kalten Januartagen des Jahres 1871 die Truppen durch die Märsche und Gefechte wirklich auf das Aeußerste erschöpft waren, da war auch die kleinste Abtheilung sofort unter den Gewehren, wenn die Schüsse bei den Vorposten lebhafter wurden, und eben noch war es ein Schnarch-Konzert gewesen. Man sagt den Hasen nach, sie schliefen mit einem geschlossenen und einem offenen Auge, jedenfalls waren die Sinne unserer Leute in ähnlicher Weise geschärft.

Es ist Sache der Offiziere, die Aufmerksamkeit der Leute anzuregen, denn sie sind zu jung, als daß sie ohne Erinnerung genügen könnten, aber ein Wort genügt; ist's ein freundliches, dann um so mehr. Im Soldatenleben kommt es auf gegenseitiges Verständniß an, der Vorgesetzte versteht seinen Untergebenen bis auf die innersten Regungen genau, aber der Untergebene versteht auch seinen Vorgesetzten, das ernste Wort von heute früh unter vier Augen wirkt viel mehr, als eine lange Strafrede vor allen Kameraden;

denn der Hauptmann hat es ihm nicht anthun mögen, den Tadel vor allen Leuten auszusprechen und es schmerzt, daß der Hauptmann hierzu genöthigt war.

„Wir führen nicht Krieg gegen die friedlichen Bewohner des Landes," mit solchem Vorsatze rücken deutsche Truppen dem Feinde in sein Land.

Am Feinde.

Der deutsche Soldat, aus dem Volke hervorgegangen, zu ihm zurückkehrend, ist nach Neigung und Gewohnheit ein friedfertiger Mensch, den jede Art von Gewaltthat eine gewisse Ueberwindung kostet, nicht daß dadurch die Leistungsfähigkeit dem Feinde gegenüber vermindert würde, gewiß nicht, aber der Charakter des deutschen Soldaten, gleichgültig ob er seine Jugend am Meeresgestade oder auf den Bergen verlebte, giebt die Sicherheit, daß die im Kriege auszuübende Gewalt niemals ausartet; die aus Frankreich nach einem glorreichen Kriege zurückkehrenden Bataillone, Schwadronen, Batterien hatten an der Disziplin, an ihrem moralischen Werthe keinen Schaden gelitten. Wer mit Aufmerksamkeit den Worten, den Gedanken der Leute folgte, der mußte erkennen, wie anfänglich auch dem sonst vielleicht roh empfindenden Manne es schwer wurde, sich gewaltsam den Eintritt in ein Haus zu erzwingen, sich an Gegenständen zu vergreifen, die bis dahin „fremdes Eigenthum" gewesen waren. Was nicht zur Ernährung gehörte, aber sonst einen Werth hatte, wurde sorgfältig bei Seite gestellt, um es dem Eigenthümer zu erhalten. Jene muthwillige Freude am Zerstören, wie sie der Zustand so mancher Villa in der Umgebung von Paris zeigte, ist niemals von deutschen Soldaten ausgeübt worden, wir haben, was wir zu unserem Lebensunterhalt gebrauchten, da genommen, wo wir es fanden, aber mehr nicht. Auch bei den Franzosen war diese Eigenschaft des deutschen Soldaten genau bekannt. Wo die Bewohner zu

Hause geblieben waren, da haben sie es zu ihrem Erstaunen erkennen müssen, welcher Grad von Disziplin, von moralischem Werthe in den Reihen deutscher Truppen herrscht. Die Familie, das Eigenthum wurde vom deutschen Soldaten in Feindes Land gerade so geachtet und geschützt wie in der Heimath. Im Kriege bildet sich schnell ein besonderer Kriegsgebrauch aus, ohne geschriebene Paragraphen; genau wie der Handwerksgebrauch einzelner Handwerker regelt er für einzelne Fälle die Art der anzuwendenden Gewalt und kein Soldat verstößt dagegen. Während der Einschließung von Metz standen sich die Vorposten an vielen Stellen auf Gewehrschußweite gegenüber. Anfänglich nahm das Schießen kein Ende, bis man zu der Ueberzeugung gekommen war, daß es eigentlich keinen Zweck hatte, denn an Stelle des vielleicht getroffenen feindlichen Postens trat sofort ein anderer Mann; nach einigen Tagen unterblieb das Schießen, und ohne daß darüber irgend eine Vereinbarung getroffen worden wäre; der französische Soldat hielt sich gerade so wie der deutsche dazu verpflichtet, daß auf den einzelnen Posten, so lange er im Bereiche seines Postens bleibt, unter keinen Umständen geschossen wird. Hieran knüpfte sich bald ein weiterer Schritt: die Franzosen wußten nichts von dem, was außerhalb von Metz geschah, es fehlte ihnen an Zeitungen und an Salz. Nun sage man mal einem Deutschen, da drüben die Leute, die haben nicht einmal Salz, da wird sein Mitleid auf das Aeußerste erregt werden. Die Franzosen wieder hatten Ueberfluß an Cigarren. Da bildete sich zwischen den deutschen und den französischen Vorposten ein lebhafter Tauschhandel aus. Hier eine Hand voll Salz, dort eine Hand voll Cigarren, danach ging Jeder auf seine Stelle und war wieder Feind; man war ein paar Minuten nur Mensch gewesen und wurde für den ganzen übrigen Tag wieder Feind.

Es waren um Metz innerhalb der Vorposten Aussichtsthürme errichtet wurden, von denen aus die französischen Lager um Metz genau beobachtet werden konnten. Hierzu kommandirte Offiziere beobachteten durch Fernrohre den Feind und wir haben thatsächlich jede Truppen-Zusammenziehung um Metz genau erfahren. Gegen-

über in dem damals französischen Fort Plappeville war ebenfalls ein Beobachtungs-Thurm, von dem aus ein französischer Offizier uns beobachtete. Beide Offiziere begrüßten sich des Morgens bei Antritt des Dienstes in militärischer Weise. Dem Franzosen war es möglich, aus einem weit tragenden Festungsgeschütze uns zu erreichen, aber er machte nur dann einen Versuch hierzu, wenn mehrere Personen den Thurm bestiegen, dann ging bei Fort Plappeville Feuer auf und es sauste mit dem eigenthümlich brummenden Geräusch ein zuckerhutgroßes Geschoß über unsere Köpfe, zur Vorsicht mahnend.

Wir benutzten diesen Umstand zu unserem Vortheile. Es fanden sich im Hauptquartier des Brandenburgischen Armee-Korps in Vernéville viele Berliner ein, angeblich mit Liebesgaben, die aber irgendwo auf einem weit entfernten Bahnhofe lagerten. Diese Herren wurden uns oft recht unbequem, sie beanspruchten Unterkunft, Verpflegung und Amusement, denn sie wollten doch zu Hause etwas erzählen können. In dem kleinen Orte Vernéville lag ein General-Kommando, eine ganze Division, außerdem war das geräumige Schloß zu einem Feld-Lazarethe eingerichtet worden. Ein Mann mehr, der eine besondere Stube beanspruchte, konnte recht störend wirken. Thatsächlich mußte irgend ein Offizier des General-Kommandos dem Berliner Gast Platz machen. Da wurde denn der Gast auf ein Pferd gesetzt und feierlich mit Vorsichtsmaßregeln durch viele Biwaks hindurch nach dem Aussichtsthurme von Saulny geführt. Kaum war der Thurm erstiegen, da krachte von Plappeville der Schuß, das Geschoß mußte hart über die Köpfe geflogen sein, schnell wurde der Thurm verlassen und der Besuch des General-Kommandos des III. Armee-Korps unterblieb bald, „da wird geschossen".

Es war eine Art Sport geworden, Liebesgaben zur Armee zu bringen. So weit es sich um Nahrungsmittel handelt, da ist zu beachten, daß ein Bataillon 1000, ein Regiment 3000 und ein Armee-Korps mehr als 20 000 Mann stark ist. Will man wirklich allen Truppen auch nur einen vergnügten Tag machen, dann muß man recht tief in die Tasche greifen und man muß sicher sein,

daß neben dem Armee-Transporte die Sendung innerhalb absehbarer Zeit befördert werden kann. Die Liebesgaben bestanden deshalb meist nur in einzelnen Verpflegungs- und Bekleidungs-Gegenständen, z. B. Cigarren, Wein für Kranke, wollene Unterkleider, genug Gegenstände, die dem Soldaten dienstlich nicht geliefert werden. Uebrigens wurden die „Liebes-Cigarren" bald ein Begriff, der selbst in Zeiten größten Bedarfes ein bedenkliches Schütteln des Kopfes bewirkte. Es befindet sich in den Akten eine humorvolle Meldung einer Division über das Auftreten der Franctireurs im Bezirke der Aube: „Bei Beginn der Bewegung fiel ihnen ein Transport Liebes-Cigarren in die Hände. Sie beschlossen, die Beute an Ort und Stelle zu theilen und zu verzehren. Nach gemachtem Gebrauche beschlossen sie, das Franctireur-Wesen als vorläufig inopportun aufzugeben."

Den Franzosen fehlte es bei Metz an frischem Gemüse, namentlich an Kartoffeln. Zwischen den beiderseitigen Vorposten lagen zahlreiche Kartoffelfelder, die nur auf das Abgeerntet-Werden warteten. Anfänglich kamen Reihen unbewaffneter französischer Soldaten zum Vorschein, die sich zwischen den Doppelposten vorschoben, um Kartoffeln zu buddeln. Nun denke man sich den deutschen Soldaten: Die dadrüben, denen geht es so schlecht, daß sie nicht einmal Kartoffeln haben, sie können mir nichts thun, denn sie haben keine Gewehre, auf die armen Teufel werde ich doch nicht schießen. Als dann das Schießen dienstlich befohlen wurde, denn der Hunger sollte die Franzosen bezwingen, da flog so eine Geschoßgarbe hart über die Köpfe der Franzosen, etwa wie eine Ermahnung: „Bitte, meine Herren, gehen Sie da weg, es wird gefährlich." Später kamen Reihen von Weibern zum Kartoffel-Buddeln, es waren verkleidete Soldaten, „auf Weiber schießen wir nicht".

Als es mit der französischen Armee vor Metz zu Ende ging, meldeten sich viele Hunderte von Deserteuren, sie legten entweder ihre Gewehre zur Erde oder drehten sie um, den Kolben hoch. Als sich hierdurch die Zahl der in Metz zu ernährenden Esser bedenklich verringert hatte, befahl Prinz Friedrich Carl sich meldende Deserteure durch Gewehrschüsse zurück zu treiben. Das kam den deutschen

Soldaten hart an, auf so unglückliche Menschen zu schießen. Von den Brandenburgischen Jägern schlich sich bei Nacht eine Offizier-Patrouille in das französische Lager bei Plappeville und schlug dort ein großes Plakat an: „Auf höheren Befehl werden bis auf Weiteres keine Deserteure mehr angenommen"; und als nach einigen Tagen dies Verbot wieder aufgehoben wurde, da fehlte auch das Plakat nicht: „Es können sich Deserteure wieder melden". Nie zeigte sich überzeugender der gute Geist, der unsere Leute beseelte, als nach den großen Katastrophen der französischen Armee bei Sedan und bei Metz. Endlos lange Züge von Kriegs-Gefangenen zogen am Rücken der Einschließungs-Armee vorüber, kein französischer Soldat hat aus deutschem Munde ein kränkendes Wort gehört, nur tiefes Mitleid drückte die Züge der deutschen Soldaten aus, die am Wege standen. Aehnlich war es bei der Kapitulation von Metz, der Regen strömte vom Himmel, tadellos angezogen, lauter neue Uniformen, in guter Haltung rückten die Franzosen heran, an der Spitze jedes Regimentes sein Kommandeur und seine Offiziere. Wortlos überreichte der französische Oberst seinen Rapport, die „situation", und trat mit den Offizieren zur Seite. Da gab es dann ergreifende Scenen. Dem Kommandeur eines Artillerie-Regiments küßten die Kanoniere die Hände und die Steigbügel: „Adieu mes enfants!" Da flossen Thränen, Beide ehrend, den, um den sie vergossen wurden, und den, der sie weinte. Derselbe Colonel fragte den neben ihm haltenden preußischen Offizier: „Sie scheinen ein Herz zu haben, sagen Sie mir, konnten wir uns mit solchen Leuten durchschlagen?"

Der berühmte kommandirende General des VIII. Korps, von Göben, giebt in einem Brief die Antwort auf diese Frage. „Ich behaupte, daß ein preußischer General mit einer Armee von 120 000 Mann (es waren 174 000) gestützt auf eine Festung wie Metz nie in eine solche Lage kommen kann und ich behaupte, daß ich, wenn ich das Kommando in Metz selbst erst vor 14 Tagen übernommen hätte, mit der Armee heraus gekommen wäre." General von Göben sagt an einer anderen Stelle: „Sie können aber überhaupt nicht gegen uns, es ist bei ihnen Alles zu leicht, zu unsolide, ich möchte sagen zu wenig edel in seinen Grundlagen gegenüber

dem bei uns doch Alles treibenden Pflichtgefühl. Bei den Franzosen ist's Schaum, der zerrinnt, während unsere festen Grundlagen auch in schlimmen Momenten sich bewähren."

Wer auch immer den Zügen des deutschen Heeres mit Verständniß und Aufmerksamkeit gefolgt ist, als leitende und treibende Kraft vom General bis herunter zum Tambour erkennt er einzig nnd allein das unerschütterliche Pflichtgefühl, den nie versagenden Gehorsam, der dem Heere innewohnt, nicht als etwas Aufgedrängtes, sondern als die bewußt dargebrachte Gabe des Deutschen an sein Vaterland. Die kriegerische Begabung des Deutschen besteht nicht in dem Furor teutonicus, sondern in seiner Befähigung zum Gehorsam, zur Disziplin vermöge seiner Charakter-Eigenschaften, der Deutsche gehorcht, weil er nicht anders kann.

Was man „am Feinde" von ihm verlangen kann, das wird ihm sorgfältig und gründlich im Frieden gelehrt. Man kann vor dem Feinde nur das, was man auf dem Exerzirplatze mindestens hundert Mal gemacht hat. Wandelt uns dann vor dem Feinde eine Schwäche an, dann hilft die Erinnerung an den Exerzirplatz schnell darüber hinweg.

Bei Trautenau 1866, es war kein glücklicher Tag für uns, da zog sich ein Zug etwas eilig zurück. Der Zugführer war ein eben aus dem Kadetten-Korps entlassener Fähnrich. Der junge Herr sah sich plötzlich wie vor einem Abgrunde, vor einem so großen Mißerfolge, daß er nie Offizier werden könne. In seiner Verzweiflung rief er mit einer Stimme, als ob er ein Brigade-Kommandeur wäre: „Ganzes Bataillon! Front!" Sofort übte das Kommando seine gewohnte Wirkung aus, alle Leute machten Front, standen still und die Schwächeanwandlung war überwunden. Das laute Kommando rief allen Leuten, die es hörten, mit zwingender Gewalt ihre Pflicht in die Erinnerung, ja die Macht des Kommandos war eine so überwältigende, daß sie den Ungehorsam vollständig ausschloß.

Deshalb hat der Exerzirplatz für uns eine andere Bedeutung als für den Zuschauer, der am Rande des Platzes stehend, wohlweise denkt und sagt: „Damit schlägt man doch den Feind nicht."

Alles ist von größter Wichtigkeit, woran wir den Gehorsam lernen; nur der Gehorsam führt zum Siege. Wo fremde Offizire während der letzten Feldzüge auf unsere Truppen stießen, sie bewunderten unsere Disziplin, die deutschen Truppen wissen, was sie können, und thun, was sie sollen.

Diese Ueberzeugung hilft uns über alle Schwierigkeiten des Soldatendienstes hinweg, sie stählt den Willen und sichert das Herz. Wir hätten „am Feinde" keine Erfolge gehabt, hätten wir nicht vorher unseren Exerzirplatz gehabt. Mit dem Gewehrgriffe schlägt man gewiß nicht den Feind, aber mit dem Gehorsam, den man auch am Gewehrgriffe lernte.

Heldenthum ist nicht die Eigenschaft der Mehrzahl der Männer. Eingeengt durch die Gewohnheit, durch die bestehenden Gesetze, ist der einzelne Mensch nur in seltenen Fällen in der Lage, lediglich den eigenen Impulsen zu folgen. Wie kommt es wohl, daß der einfache, deutsche Soldat an so manchem Tage des Krieges Eigenschaften zeigt, die hart an das Heldenthum anstreifen?

Die vielhundertjährige Geschichte Deutschlands zeigt auf jeder Seite den thatkräftigen, deutschen Krieger, geübt in den Waffen, gehorsam seinen Führern folgend, von ungewöhnlicher, körperlicher Leistungsfähigkeit, und treuer Hingabe an sein Vaterland. Man begeht eine Ungerechtigkeit, wenn man die Deutschen ein zum Kriege geneigtes Volk nennt, wir wollen im Frieden leben, sehen im Frieden unser Glück, wünschen aber in dieser Neigung nicht gestört zu werden. Im Besitze großer Körperkräfte und gleicher Geschicklichkeit in ihrer Anwendung, vermag der Deutsche ohne große Anstrengung im Gebrauch der Waffen zu Fuß und zu Pferde, schnell sich eine große Sicherheit anzueignen, die den Werth des deutschen Heeres bedingt und seine Ueberlegenheit über seine Gegner. Wo auch im Laufe der Jahrhunderte entscheidende Schlachten geschlagen wurden, deutsche Truppen waren am Siege betheiligt. Der Deutsche besitzt Eigenschaften des Körpers und des Charakters, die ihn besonders zum Soldaten geeignet machen; das bringt er von Vater und Mutter in Reih' und Glied mit. Hier lernt er seinen Dienst, hier gewinnt er schnell die Ueberzeugung, daß er die ihm auferlegten

Pflichten genau so erfüllen muß, wie sie ihm aufgetragen worden sind; er sieht es täglich und stündlich, daß die Dienstpflichten allen anderen voran gehen, daß vor dem Ernste des Dienstes sich der General ebenso beugt, wie es vom letzten Tambour gefordert wird. Man erkennt die Macht und die Gerechtigkeit des Dienstes und wird ein gehorsamer Soldat nicht aus Zwang, sondern weil man mit Bewußtsein und Ueberzeugung den entgegenstehenden Eigenwillen dem Dienste zum Opfer bringt. Noch eine andere Ueberzeugung drängt sich uns auf: Der Dienst hat unter allen Umständen die Macht, einen etwa versagten Gehorsam durchzusetzen. Es gilt als Gesetz, daß nichts befohlen wird, das nicht gerade so geschehen muß und auch kann, daß aber jeder Befehl so ausgeführt werden muß, wie es verlangt wird. Jeder Soldat weiß ganz genau, daß nichts von ihm gefordert wird, als was er bei gutem Willen leisten kann, daß aber der Dienst die Macht hat, den unbedingten Gehorsam durchzusetzen. Diese Ueberzeugung gewinnt der junge Soldat sehr schnell. Er gehorcht aus Ueberzeugung und weil er täglich sieht, daß, wer ihn zum Gehorsam nöthigt, zuerst selbst gehorcht. Man erkennt, daß jeder gehorcht, daß der allgemeine Gehorsam das beste Bindemittel zwischen Allen ist und man gewinnt eine unbegrenzte Hochachtung vor der Macht des Dienstes, die es vermag, mit einfachsten Mitteln widerstrebende Neigungen niederzuhalten. Der Dienst, die Truppe ist es, die den Soldaten zum Helden macht, weil sie von ihm alles Schwache abstreift.

Die Gemeinschaft des Dienstes, vom Aufstehen des Morgens an, durch die Mühen des Tages hindurch bis zum späten Nachtquartier, die gemeinsamen Mahlzeiten; wenn Einer hungert, dann haben die Anderen auch nichts; Niemand entbehrt, wenn der Kamerad etwas hat, das „Einer für Alle“ und „Alle für den Einen“ kommt zu einer edlen Bedeutung; auf diesem Wege lernt man es kennen, welche bezwingende Macht die „Truppe“ ausübt. Der einzelne Mann fühlt sich nur als ein kleiner Theil des Ganzen, das man Regiment, Bataillon, Kompagnie nennt. Was die Anderen thun, das muß er auch thun, er kann nicht zurückbleiben, wenn die Kameraden vorwärts marschiren. Wenn das Regiment

durch glühenden Sonnenbrand, durch wirbelnden Staub auf das Schlachtfeld eilt, vorbei an Todten und Verwundeten, dann erblaßt wohl jählings ein junges Gesicht in den Reihen, es legt sich wohl eine rasche Hand auf die hinweggewendeten Augen, aber die Scham vor dem kaltblütigen Nebenmann verbietet die aufsteigende Schwäche, derselbe Mann, den eben vielleicht die Schwäche überwältigen wollte, der reißt nun Andere fort, das Regiment, die Truppe hat Muth, ist ein Held, und wer zur Truppe gehört, der hat Theil an dem Heldenthum, er muß, er kann nicht anders. Wer hat es wohl nicht empfunden, die große Befriedigung, die ein gefaßter, ernster Entschluß hervorruft? Auch der Soldat muß, und zwar an jedem Tage neu, die Anwandlungen der Schwäche niederhalten, jeder Tag im Kriege fordert irgend eine neue Leistung, der Dienst, alle Tage dieselbe Stimme, der wir ohne Besinnen folgen, die helfen über alle Bedenken weg. Das Regiment, lauter Brandenburger, oder lauter Westfalen, Sachsen, hat nie vor dem Feinde versagt, auf dem Wege von Berlin bis Paris, 1814 ebenso beschritten wie 1870, liegen viele Hunderte begraben, die für die Ehre seiner Fahnen fielen, es wird von keinem Feigling berichtet. Das Regiment bürgt dem Heere für die Leistung, ja diese Leistung läßt sich fast mathematisch genau berechnen. Dort stehen 2000 Westfalen, die gehen von der Stelle nicht weg, die ihnen zur Behauptung anvertraut wurde, sie sollen angreifen und nicht einen Augenblick lang scheint's, als ob der Schritt zu kurz wäre. Alle thun es, sie reißen den Schwachen mit, nicht indem sie ihn zwingen, sondern der Muth Aller wirkt wie ein Zauberschlag, der Schwächling drängt sich nach vorn, er hat alle Jämmerlichkeit überwunden, am Heldenthum des Regimentes wird auch er ein Held.

Am Tage von Vionville hatte sich ein Bedienungs-Kanonier krampfhaft zwischen zwei Stangenpferde geklemmt und betete laut mit allen Zeichen der Todesangst ein Vaterunser nach dem andern. Sein Kommandeur veranlaßte ihn mit ein paar handfesten Worten aus dieser schimpflichen Lage heraus, da war er mit einem Male ein anderer Mensch geworden, freiwillig trug er zu dem verlassenen Geschütze Munition heran und bediente es als letzter vorhandener

Kanonier. Er bekam für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz. Die Macht des Dienstes hatte aus dem jammervollen Feigling einen Helden gemacht.

Meine Truppe, mein Regiment, meine Kompagnie, meine Schwadron, sie haben die Bedeutung einer kraft- und machterfüllten glänzenden Persönlichkeit, von der, ohne Worte, eine zwingende und überzeugende Beredtsamkeit ausgeht, der Niemand zu widerstehen vermag. Der kleine, schwächliche Mann dort auf dem linken Flügel, er kann kaum noch vorwärts, er hängt in den Knieen, aber er schleppt sich weiter: „mein Regiment marschirt, da muß ich mit.“ Das Regiment hat ein Uebermaß an Kriegsruhm aus alten Zeiten, seine Fahnen wehten siegreich bei Leipzig und vor Paris. Auf den Schultern des kleinen schwächlichen Mannes dort hinten auf dem linken Flügel da liegt ein Stück des Ruhmes des Regimentes, das muß er unversehrt an den Feind und aus der Schlacht wieder nach Hause bringen. Mein Regiment stellt aber auch meine Heimath, meine Familie dar. Vorn neben dem Feldwebel der lange, schmächtige Mensch, das ist der Sohn des Gutsherrn, er trägt seinen Tornister wie ich, er gehorcht wie ich und leidet Noth genau wie ich, den Blick, den er mir zuwirft, den verstehe ich genau, wir stehen zusammen, wir halten aus. Neben mir marschirt mein Landsmann, wir gingen zusammen in die Schule und haben uns manchen Strauß geliefert, hier in Reih' und Glied, im Marsche gegen den Feind wissen wir nur, daß wir zusammenhalten müssen, daß es hier ein Versagen nicht giebt. Das Kommando des Regiments-Kommandeurs, der Befehl des Hauptmanns, wirken wie ein elektrisirender Funke, der alle Kräfte entflammt und jeden Widerstand niederhält. Wer in Reih' und Glied seine Schuldigkeit thut, der erwirbt sich kein Verdienst, er folgt nur dem großen Zwange, den das Regiment, die Truppe ausübt. Der Mann, der, unter Ueberwindung der sich meldenden Körperschwäche, mit seinen Kameraden das allgemeine Ziel erreicht, der gewinnt an Selbstgefühl und an Achtung bei seinen Freunden, die den inneren Kampf genau gesehen haben. So reißt der eine schwache Mann trotz seiner Schwäche andere stärkere mit fort, im Gefüge der Truppen

giebt es keine Unterschiede. Die Lage, in die der einzelne wirklich schwach werdende Mann kommt, ist keine erfreuliche. Es ist nicht angenehm, am Straßenrande zu lehnen und Gegenstand der Aufmerksamkeit des vorbeiziehenden Regimentes zu werden. Man möchte, dies Zeichen der Schwäche wäre nicht zu sehen; beim Regimente kann doch Niemand schwach werden! Dann kommt der umständliche Rücktransport mit der sich oft wiederholenden Frage: von welchem Regiment? Dann vielleicht die Aufnahme in ein Lazareth oder die Einreihung in eine Rekonvalescenten-Abtheilung. Der verständige Soldat weiß genau, ob er gesund oder krank ist; wer krank ist, gehört nicht in Reih' und Glied, denn der kranke Mann schädigt das Ansehen des Regiments. Ehe der Marsch beginnt, meldet man sich beim Arzte, der nun leicht Mittel und Wege angeben kann, wie dem Uebel abzuhelfen ist. Der Mann wird angewiesen, beim Wagen der Kompagnie zu bleiben und kann sich dort erholen. Der beste Arzt ist aber immer der feste eigene Wille, der hilft über alle Jämmerlichkeit hinweg. Man beobachte nur, wie alle Leute bemüht sind, es in Abrede zu stellen, das Regiment habe Marsch-Verluste gehabt. Wo vom Regiment die Rede ist, da giebt's keine Schwäche.

So ist es zu verstehen, daß die Truppe aus dem einfachen Soldaten den Helden macht, daß die Truppe alle Schwäche hintenan hält, ohne erkennbaren Zwang, so lange der gute Wille da ist, mit rücksichtslosem Zwange aber, wenn der fehlt, der einzelne Mann sich garnicht zu einer soldatisch-männlichen Haltung aufraffen kann. Wie verschieden der Sinn der Leute ist, die ihrem Vaterlande mit der Waffe in der Hand dienen! Man wird vergebens bei deutschen Truppen nach anfeuernden Anreden suchen, die den Gang zur Schlacht begleiten. Die Franzosen lieben es, durch theatralische Anreden den Ehrgeiz der Leute anzuregen, da wird der Gegner in seinen Eigenschaften herabgesetzt, da werden Behauptungen aufgestellt, die der Wahrheit widersprechen, blos um Effekt zu machen. Die deutsche Heerführung hält es für unmilitärisch, ja für kränkend, die Leute besonders auf ihre Pflichten aufmerksam zu machen. Der kurze Befehl in einer großen Gefahr

ohne jeden erläuternden Zusatz, das ist die Höflichkeit des deutschen Generals, mit der er ohne Worte seine Achtung vor dem Werthe der Truppe ausdrückt. Unser großer Kaiser Wilhelm, der wie kein Anderer genau die Regungen kannte, die das Soldatengemüth bewegen, hat es auch auf dem Schlachtfelde für ausreichend gehalten, seine Soldaten freundlichen Auges und klarer Stimme zu begrüßen. Wenn der verewigte Kaiser einer Truppe sich näherte, den Leuten in die Augen sah, dann fühlte sich der letzte Tambour persönlich von seinem Kriegsherrn ausgezeichnet. Man sagt dem großen Kaiser nach, es hätten seine Augen vollständig aufgeblitzt, wenn er sich einem Regiment näherte und eben sein: „Guten Morgen, Grenadiere" ausrief. Weder der Befehl an den Feind heran enthält aufmunternde Zusätze, noch die wenigen Worte, die ein Kommandeur etwa an seine Leute richtet. Sollen sie das Herz treffen, dann dürfen sie nur Zuversicht und Vertrauen ausdrücken.

Der Truppe wird es gesagt, sie weiß es, wenn sie an den Feind marschirt. Stößt sie wirklich einmal plötzlich auf den Feind, dann ist an irgend einer Stelle ein Fehler begangen worden. Es ist sonst nicht möglich, daß am hellen Tage eine geschlossene Truppe plötzlich auf den Feind stößt. Geschieht es dennoch, dann wird es sich empfehlen, diese Ueberraschung nicht zu zeigen, das Gegentheil von dem zu thun, was der Feind wahrscheinlich erwartet, sich mit Hurrah auf ihn zu stürzen. In der Armee Friedrich des Großen gab es eine schöne Instruktion: „wenn ein preußischer Offizier vor dem Feinde nicht weiß, was er thun soll, dann kommandire er Gewehr zur Attacke rechts! Fällt das Gewehr. Marsch, marsch! Hurrah! Dann hat er vielleicht den Erfolg, jedenfalls aber seine Ehre gerettet."

Wenn der Marsch gegen den Feind beginnt, dann thut man gut, darauf zu rechnen, daß vor Abend an eine Mahlzeit und an Ruhe nicht zu denken ist, man hält sich ein Stück Brot, ein Stück Speck in Reserve, genau mit derselben Sorgfalt wie bei den Patronen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß in der ersten halben Stunde des Marsches gegen den Feind die Truppe

lautlos dahin marſchirt, Jeder hat ſeine beſonderen Gedanken, ſie lähmen nicht ſeine Thatkraft, aber ſie nehmen ihn in Anſpruch, bis endlich irgend eine Bemerkung den Bann bricht und der fröhliche Soldatenſinn in ſein Recht tritt. Wer die Unterhaltung unſerer Leute beim Marſche gegen den Feind kennen lernt, der muß eine hohe Meinung von dem ſittlichen Werthe dieſer einfachen Männer bekommen, man begreift's, warum ſie ſiegen.

Hin und wieder haben die Truppen-Geiſtlichen bei Beginn des Marſches gegen den Feind Anlaß genommen zu einer kurzen Anſprache. Es machte am 16. Auguſt 1870 einen überwältigenden Eindruck: in langer Linie entwickelten ſich die weſtfäliſchen Regimenter 16 und 57 bei Mars-la-Tour. Aus einer übermächtigen Geſchützreihe ſchleuderte der Feind ſeine Geſchoſſe. Da erſchien plötzlich hoch zu Roß ein Geiſtlicher vor der Front. Die frommen Weſtfalen beugten Angeſichts des Feindes ihre Kniee und empfingen den Segen, auch für den Fall des Todes; ſie griffen nach ihrem Sterbekreuz, das jeder Weſtfale bei ſich trägt, um ſterbend das Kreuz des Heilandes vor Augen zu haben. Dann ging's mit neuem Muthe weiter, innerhalb von wenigen Minuten verloren beide Regimenter faſt alle Offiziere und mehr als die Hälfte der Leute; aber der Feind wagte es nicht, vor der ihm imponirenden weſtfäliſchen Tapferkeit den von ihm errungenen Erfolg auszunutzen. Selbſt im Tode zwangen die Weſtfalen der Brigade Wedell die nachdrängenden Franzoſen zum Aufgeben ihrer Abſicht.

Es iſt allerdings auch vorgekommen, daß der Truppen-Kommandeur die Worte des Geiſtlichen unterbrach, wenn ſie geeignet waren, die Leute weich zu machen. Die Worte des Geiſtlichen ſollen den Muth erhöhen, indem ſie auf feſtes Gottvertrauen hinweiſen; ſolche Worte finden immer ihren Boden. Nie findet der Geiſtliche eine andächtigere Gemeinde, als die paar tauſend Krieger, denen er Gottes Wort mit auf den Weg giebt.

Den Held, den macht das Regiment, die Truppe mit ihren hundertfachen Anregungen; deshalb hängt der deutſche Soldat am Regiment wie an ſeiner Familie, der er Alles dankt.

Im Feuer.

Soldaten und Jäger stehen in dem nicht ganz ungerechtfertigten Verdachte, daß sie, um ihren Bildern Farbe zu geben, etwas tief in den Farbentopf hineingreifen, dick auftragen. Wer wäre in den Briefen seines Freundes, die von den Erlebnissen damals in Frankreich Kunde gaben, z. B. nicht dem „Kugelregen" begegnet! Wer die Zahl der ihm vernehmbar gewesenen Flintenkugeln wirklich mit den Tropfen eines Landregens hätte vergleichen wollen, der würde den Vergleich schnell als ungeeignet aufgegeben haben. Die Phantasie spielt dann dem Menschen die übelsten Streiche, wenn es sich um eine unbekannte Gefahr handelt.

1866 kletterten auf steilem Wildhüterpfade bei glühender Sonnenhitze zwei Bataillone den Muski-Berg bei Münchengrätz in die Höhe. In den Felsen hallten die Flintenschüsse hundertfach wieder; es war das erste Mal, daß diese Bataillone ins Feuer kamen. Mitten in einem großen Weizenfelde hatte der Feldgeistliche sie mit ernsten Worten auf die Bedeutung des Tages aufmerksam gemacht. Es wurde eine Schlacht erwartet und mancherlei ungewöhnliche Vorbereitungen konnten ein bedenkliches Gemüth wohl in Aufregung versetzen. Die Tornister wurden abgelegt, die Feldmützen aufgesetzt, der Helm am Faschinenmesser oder Mantel befestigt. Alle Patronen wurden in den Rock- und Hosentaschen getragen. Die Mannschaften waren vor dem Abmarsche angehalten worden, eine reichliche Mahlzeit einzunehmen, um auszuhalten. Ja, es waren besondere Befehle für die Krankenträger gegeben

worden, weil die Medizinkarren den Truppen nicht folgen konnten. Mühsam zu Einem erkletterten die Leute die glatten Felshänge, ohne irgend eine Verbindung mit einem befreundeten Truppentheile, entgegen einem Feinde, dem man sich so nahe wußte, von dem man aber weder Stellung noch Stärke kannte und der in jedem Augenblicke sich mit erdrückender Uebermacht auf uns werfen konnte! Die Schwierigkeiten des Weges nahmen mit jedem Schritte zu, jetzt krochen die Leute auf Händen und Füßen den Berghang in die Höhe; das Gewehrfeuer wurde stärker und hallte unheimlich zwischen den Felswänden wider. Gewiß! Der erste Marsch ins feindliche Feuer hinein konnte mit aufregenderem Beiwerk nicht umgeben werden. Dabei sah man keinen Feind und der Weg wollte gar kein Ende nehmen. Die Führer, die den Bataillonen voraus gehen sollten, hatten Gelegenheit gefunden, im Dickicht zu verschwinden. Jetzt entsteht ein Stutzen und Schieben in der langen Kolonne zu Einem. Ein paar Verwundete kommen zurück, ihre Ausrufe sind nicht geeignet, einem ängstlichen Gemüthe Muth einzusprechen. Kein Mensch giebt zu, daß die Gefahr, deren Opfer er wurde, eine geringe war. Da war's ein einziger braver Füsilier, der Leben und Frische in die Glieder brachte, er hatte einen Schuß am Kopfe bekommen, verband sich flüchtig die Wunde, aber blieb auf seiner Stelle, er erhält einen zweiten Schuß, der Schaft seines Gewehres wird zerschmettert. Unbefangen läßt er sich das Gewehr eines Kameraden reichen und schießt weiter. Dies Beispiel, der verwundete und trotzdem aushaltende Füsilier, konnte von Vielen gesehen werden, erschien augenblicklich Allen als eine That, deren sie auch fähig sein müßten und auch fähig seien. So wirkt Einer auf den Andern. Einem Manne wird der Arm durchschossen; den Refrain eines damals beliebten Marschliedes parodirend, zeigte er lachend den verwundeten Arm: „is det noch nischt?" Oben am Rande des Berges mußte die endlos lange Kolonne zu Einem erst aufmarschiren, um den Kampf aufnehmen zu können. „In Gottes Namen drauf!" so ruft der Oberst und unaufhaltsam folgt der Sturm und der Feind ist geschlagen.

Aufregender wie hier werden sich die äußeren Umstände beim

Marsche ins feindliche Feuer hinein wohl niemals gestalten, die Gefechtsfähigkeit der Leute, ja ihr freudiger Drang an den Feind ist trotzdem nicht einen Augenblick beeinflußt worden. Die Mehrzahl der Leute war erst wenige Tage vorher vom Handwerk, vom Pfluge weg zu den Fahnen geeilt; mit dem Soldatenrock hatte sich sofort der Soldatensinn wieder eingefunden.

Der Marsch ins Feuer des Feindes hinein ist meist viel einfacher. Die Marsch-Kolonne biegt vom Wege ab, um Platz zum Aufmarsche zu finden. Die Patrouillen der Kavallerie kehren zurück und werden mit Fragen bestürmt: „wo ist der Feind?“ Batterien gehen im Trabe und im Galopp vor. Hoch oben in der Luft sieht man kleine runde Wölkchen und hört ein eigenthümlich gurgelndes Geräusch, der Feind hat das Feuer eröffnet, er schießt auf unglaublich weite Entfernung und trifft auch nichts. Nun erwidert unsere Artillerie den Gruß des Gegners. Die Bataillone haben die Gewehre zusammengesetzt und es bilden sich Gruppen von Leuten, die eifrig das Artillerie-Duell in seinem Verlaufe verfolgen, gerade so als ob es sich um irgend ein Schauspiel handelte.

Mit einem Male wird das Geräusch bemerkbarer, dicht hinter dem Bataillon giebt's einen Knall, als ob ein schwerer Gegenstand niedergefallen wäre, und bald darauf fliegen Eisen- und Erdstücke umher. Die feindliche Artillerie verbessert ihr Schießen, die nächste Granate fällt fast auf dieselbe Stelle, da ist es Zeit durch eine kleine Bewegung nach rechts oder links sich aus der Schußrichtung heraus zu begeben. Hat man Platz und erlaubt es die Rücksicht auf die anderen Truppen, dann stellt man sich etwas weitläufiger auf, jedenfalls versäumt man nie, eine etwa vorhandene Deckung zu benutzen, nicht blos um dort Schutz vor dem feindlichen Feuer zu finden, sondern um dem Auge des Gegners entzogen zu sein. Es ist ein wesentliches Erforderniß der Truppenführung, dem Gegner die eigene Stärke so lange als möglich zu verbergen. Wir marschiren gedeckt und stellen uns gedeckt auf, auch wenn wir vom Feinde nicht bedroht werden, es ist das Truppengebrauch geworden, der ein für alle Mal beibehalten wird. Das sicherste Mittel, die Wirkung des feindlichen Feuers abzuschwächen, ist die Bewegung

und zwar vor Allem die Bewegung unmittelbar auf den Feind los, man bewegt sich unter der Schußlinie weg.

Die Aufstellung der Artillerie ist ein paar Mal geändert worden, sie hat sich näher an den Feind herangeschoben, die feindliche Artillerie ist verstärkt worden. Das Feuer wird ausgedehnter, jetzt schlug eine Granate mitten in das Bataillon ein, es ist als ob eine dichte Wolke die Leute einhüllte. Die ersten Verwundeten! Da das Bataillon noch nicht im selbstthätigen Gefechte steht, werden diese ersten Opfer des Kampfes Gegenstand der rührendsten Sorgfalt. Sie sind schnell verbunden und Jeder will ihnen etwas Liebes erweisen.

Jeder Soldat, der in den Krieg zieht, thut gut, sich mit der Frage zu beschäftigen, wie er sich benehmen soll, wenn er verwundet wird. Ein anständiger Mensch läßt sich von der Erfüllung einer übernommenen Pflicht erst dann abhalten, wenn er wirklich nicht mehr kann. Der verwundete Soldat verläßt erst dann seinen Platz, wenn er nicht mehr im Stande ist, das Gewehr zu handhaben, wenn seine Thätigkeit wirklich zu Ende ist. Die Verwundung ist meist mit keinem großen Schmerze verbunden, ja viele Wunden werden erst bemerkt durch das hervortretende Blut. Es ist als ob man einen dumpfen Schlag bekommt. Jedenfalls fühlt man ganz genau, ob man weiter kann oder nicht. Eine große Anzahl von Wunden ist nicht der Rede werth, man kann sie selbst schnell verbinden oder vom Nachbar verbinden lassen, aber man macht unter keinen Umständen ein Aufhebens davon; in den Reihen deutscher Truppen ist es althergebrachter Gebrauch, daß man sein Leid still erträgt und eine Wunde ist eine Auszeichnung, da bin ich erst recht still. Ist die Verwundung derart, daß man zur Erde geworfen wird, dann thut man gut, keine Anstrengungen zu machen, sich zu erheben und etwa zurück zu gehen, sondern man bleibt ruhig liegen, in der sicheren Erwartung, daß man abgeholt wird. Es ist kein schönes Bild, wenn hinter einer gegen den Feind marschirenden Truppe Leute, auch Verwundete erkennbar sind, die zurückgehen. So lange „Vorwärts" die Parole ist bei dem Regimente, geht kein Mann, auch kein Verwundeter zurück, hinter der Front des

gegen den Feind marſchirenden Regiments, iſt's blank und klar, es wird eben Alles eingeſetzt, um Alles zu gewinnen. Der verwundete Mann, der liegen blieb, weil er nicht gehen konnte, der will es wiſſen, ob der Sieg unſer iſt und das erfährt er nicht, wenn er den Platz verläßt, auf dem er und ſein Regiment blutete.

Der ärztliche Dienſt im Heere giebt jedem Soldaten die denkbar größte Sicherheit, daß ſein durch Krankheit oder durch Verwundung bedrohtes Leben in guten Händen iſt.

Im franzöſiſchen Kriege war es auffallend, welch' großer Unterſchied zwiſchen franzöſiſchen und deutſchen Verwundeten war. Der Franzoſe machte ſich mit allen Mitteln zu irgend einem dramatiſchen Helden, er ſchalt auf ſeine Vorgeſetzten und beklagte ſein Schickſal; der Deutſche ertrug ſelbſt ſchwerſtes Leiden ohne Klage und wohl nie hat ein deutſcher Soldat ſeinem Regimente ein anderes Gefühl geweiht als das der Liebe.

Der verwundete Soldat iſt ebenſo der Träger der Ehre ſeines Regimentes wie der geſunde, und die Haltung des Verwundeten iſt von Bedeutung, denn den einen Verwundeten ſieht und hört man. In Liegnitz im Lazareth lag ein ſchwer verwundeter Königs-Grenadier, er bat es ſich als letzten Willen aus, wenn es zum Sterben gehe, dann ſollten Alle das „Heil Dir im Siegerkranz" anſtimmen. Mächtig brauſten die Töne dieſes Sanges durch die Luft: der brave Grenadier war geſtorben. Welche Gedanken mögen wohl die Sänger gehabt haben?

Der Soldat iſt und bleibt ein beredtes Zeugniß für den Werth ſeines Heeres, und damit für die Bedeutung ſeines Vaterlandes.

Die Zeit der Heilung und Geneſung hat ihre beſonderen Gefahren. Man iſt mit großer Sorgfalt umgeben, Gegenſtand einer ausgezeichneten Pflege, ja der Gefühlsübertreibungen, die in einer politiſch aufgeregten Zeit nicht ausbleiben, da gehört ein Entſchluß dazu, ſich für geſund zu halten und wieder in den Dienſt zu gehen. Aber ein ehrliebender Soldat kann darüber nie im Zweifel ſein, daß er in den Dienſt gehört und zu ſeinen Kameraden, wenn er geſund iſt. Das Schickſal hat da manchmal ſeine beſonderen Tücken. Von Neuville au Bois kam ein Mann vom 20. Regiment mit

zerschossenem Arme zurück, lachend rief er, „ich soll nun einmal kein Soldat sein, das ist nun das dritte Mal, daß ich gleich verwundet werde.“ Der Mann war am 16. August bei Vionville schwer verwundet worden; als er sich an einem Oktober-Morgen eben zum Dienst gemeldet hatte, bekam er einen Schuß, der ihn wieder auf Wochen ins Lazareth brachte; jetzt wurde er, zum dritten Male, wieder blessirt, er war dreimal in Frankreich gewesen, nur um sich schnell drei Wunden zu holen.

Ehe die Masse der Infanterie zum entscheidenden Angriff vorgeführt wird, vergehen oft lange Stunden unbequemer Erwartung. Das unthätige Aushaltenmüssen im feindlichen Feuer, das Wehrlossein gegenüber den hin und wieder einschlagenden Granaten drückt auf die Gemüther. Wie kommt der Soldat über diesen Berg hinweg? Der unthätige Mensch ist leicht die Beute von allerlei Einwirkungen. Eigene Thätigkeit, des Geistes und des Körpers, ist das beste, ja einzige Gegenmittel gegen alle Schwäche.

Man nehme sich die Landkarte vor, oder kann man keine erlangen, dann beschäftige man sich mit dem, was man sieht. Da zieht eine breite Straße hin, das muß der Hauptweg sein, der zum Feinde führt. Er steigt allmählich bergan, wo er die Höhe erreicht, da erkennt man Bewegung, sieht auf kleine Wölkchen gelblichen Rauches, dort steht die feindliche Artillerie; sie wird von der unsrigen beschossen. Nun wird man mit einem Male interessirt, jeder Schuß wird genau beobachtet, denn die feindliche Artillerie muß erst weg sein, ehe der Sturm beginnt. Man erkennt auf einem erhöhten Punkte eine Anzahl Offiziere, die eifrig beobachten. Man zieht aus ihrer Ruhe und aus ihrer Bewegung Schlüsse, man vergißt vollständig, daß man in dem großen Drama mitwirkt, man meint, ein Zuschauer zu sein. Es bilden sich Gruppen von guten Freunden um Jemanden, der so schöne Couplets singt. Andere haben ein Zeitungsblatt und lesen vor. Da hinten liegt ganz allein im Grase seiner Mutter Sohn und träumt von der Heimath, von Eltern und Geschwistern und auch an ihm gehen die Schrecken des Augenblickes wirkungslos vorbei. Geborene Helden

giebt es nicht viele, aber geborene Feiglinge viel weniger. Der frische Soldatensinn um mich herum, der taktmäßige, unerschütterliche Gang des Dienstes gleicht in wunderbarer Weise aus, es ist als ob das Regiment von der ihm innewohnenden Kraft freigebig der einzelnen matten Seele abgäbe, im Rahmen eines deutschen Regimentes hat keinerlei Schwäche Platz.

Es giebt für den Soldaten bei seinem Marsche ins feindliche Feuer eine ganz einfache leicht zu befolgende Regel: „Benimm Dich genau so wie im vorigen Jahre beim Prüfungsschießen." Unser Friedensdienst würde wenig Werth haben, wenn es nöthig wäre, vor'm Feinde von ihm abzuweichen. Je mehr jeder einzelne Soldat sich bemüht, genau so zu verfahren, wie auf dem Scheibenstande, wie in der Schützenlinie des Exerzirplatzes, um so ruhiger wird er bleiben, um so besser seinen Platz ausfüllen.

Man erkennt im Kriege schnell die Eigenthümlichkeiten, die Schwächen des Feindes. Die Franzosen hatten 1870 ein besseres Gewehr als wir, es war auf weitere Entfernung wirksam, als das Zündnadelgewehr. Sehr bald erkannten wir, daß unser Gegner sein Feuer auf unglaublich weite Entfernungen eröffnete, daß er, um schneller schießen zu können, sich mit Zielen nicht abgab, daß er das Gewehr zum Schusse garnicht erst an die Backe nahm, sondern von der Hüfte aus abknipste.

Die französischen Geschosse flogen in hohem Bogen über unsere Köpfe. Es wurde schnell erkannt, daß es nur darauf ankam, schnell den vom feindlichen Fernfeuer bestrichenen Raum zu durchschreiten, um die Entfernung zu erreichen, in der unser Gewehr dem französischen überlegen war. Kam deutsche Infanterie auf 300 Schritt an den Feind heran und eröffnete das deutsche Feuer: jeder Schuß gezielt, dann hielten die Franzosen nicht aus.

Wir müssen mit vollster Ueberlegung die Gewohnheiten des Scheibenstandes, die Regeln des Schießdienstes beibehalten, nicht blos weil wir dadurch die überlegene Wirkung erzielen, sondern weil eine solche Thätigkeit die kriegerische Ueberlegenheit begründet.

Man denke sich zwei einander gegenüber stehende Leute, der Eine feuert so schnell er irgend kann, zielt nicht, nimmt das Ge-

wehr nicht mehr an den Kopf, sondern knallt blind darauf los; der Andere ladet mit Sorgfalt sein Gewehr, zielt, bringt es genau in die Lage, die einen Treffer zu erwarten gestattet und drückt bedächtig ab, das Auge mit Spannung ausschauend, ob wohl ein Treffer erkennbar ist. Wer von beiden den größeren Werth hat, das bedarf kaum des Beweises. Damals hieß es, die Franzosen schießen sich Muth.

Die Vervollkommnung der Feuerwaffen hat das Infanteriefeuergefecht in ein bestimmtes System gebracht. Um einen bestimmten Erfolg zu haben, wird das Feuer auf genau bezeichnete Ziele vereinigt. Es wird fast Gegenstand eines Rechenexempels, nach wieviel Schüssen der vor uns stehende Gegner weichen muß. Die Feuerwirkung wird verstärkt, die eigenen Verluste werden verringert, wenn wir es verstehen, vorhandene Deckungen zu benutzen. Die Schüsse selbst aus einer zweifelhaften Deckung heraus gewinnen an Sicherheit. Im Infanterie-Gefecht wird Ziel und Entfernung befohlen, das zu gebrauchende Visir angegeben, alles Weitere ist Sache des Entschlusses, der Leistungsfähigkeit des einzelnen Mannes. Eine Regel ist dabei strengstens zu befolgen: man verschießt nie seine letzte Patrone, ebensowenig wie man nie den letzten Happen Brot aufißt. Wenn ein besonderes Mißgeschick die Munition wirklich erschöpft, dann tritt an solchen Mann die schwerste Aufgabe heran, er hat die Ehrenpflicht, ohne zu feuern in Reih' und Glied auszuhalten.

Je mehr sich der deutsche Soldat im Feuergefecht, auch dann, wenn rechts und links die Kameraden zur Erde niedergestreckt werden, an die Regeln des Friedensdienstes erinnert, an das, was ihm auf dem Scheibenstande gelehrt worden ist, um so ruhiger wird er bleiben, ein um so gefürchteterer Gegner wird er sein. Unsere Stärke ist unser Gehorsam.

In keiner menschlichen Gemeinschaft kommt das unbedingte Eintreten des Einen für den Anderen so zur Geltung, wie in den gegen den Feind marschirenden Regimentern, Alle für Einen und Einer für Alle, dieser Grundsatz kommt im Dienste des Heeres zu vollster Bedeutung. Unterschiede und Gegensätze, die das tägliche Leben

iſt. Die Frage läßt den Schluß zu, als ob man müde wäre und die erhaltene Antwort kann beunruhigend ausfallen, ſchon weil über Zeit und Entfernung faſt alle Menſchen die unklarſten Begriffe haben. Ebenſo ſollte man es vermeiden, entgegenkommende Verwundete nach dem Stande der Angelegenheit zu fragen. Sie wiſſen Nichts, und um doch eine Antwort zu geben, übertreiben ſie und beunruhigen. Die Truppen, die am 16. Auguſt die Schlacht von Vionville ſchlugen, haben am Abend des Tages nicht das erhebende Gefühl eines errungenen Sieges gehabt, ſondern nur das einer großen Erſchöpfung, ſie waren am Ende ihrer Leiſtungsfähigkeit. Da darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Erzählungen der entgegen kommenden Verwundeten nie von einem Siege ſprachen, ſondern von Ereigniſſen, die thatſächlich ſo nicht ſtattgefunden hatten. Will man Verwundeten eine Liebe anthun, dann reiche man ihnen friſches Waſſer, richte durch den eigenen Muth die ermatteten Lebensgeiſter wieder auf. Am Nachmittag des 17. Auguſt ſtanden die Gardetruppen, alſo auch unſer Grenadier, dicht an der großen Heerſtraße Metz - Verdun. Die Thätigkeit des Kampfes begann mit einem ſtarken und ſchnellen Marſche, den nur Truppen leiſten konnten, die durch eine verſtändige Soldatenerziehung auf das Ueberwinden großer Strapazen vorbereitet waren. Die peinliche Innehaltung der Marſchordnung, alle die, Manchem übertrieben erſcheinenden Anordnungen, die die Marſch-Kolonnen umgeben, machen allein ſolche Leiſtungen möglich. Ehe wir die Franzoſen durch unſer Feuer ſchlugen, waren ſie ſchon durch unſere Beine geſchlagen. Eine Truppe, die ſich in endlos ausgedehnter Kolonne lautlos fortſchleppt, die ſchlägt den Feind nicht. Jeder Schritt, um den die Marſch-Kolonne zu lang wird, iſt ein Zeichen von verminderter Leiſtungsfähigkeit. Man überwindet die recht oft unerträglich erſcheinenden Beſchwerden des Marſches durch feſten Willen, indem man der Körperſchwäche nicht nachgiebt, ſondern den Geiſt zwingt, ſich lebhaft mit irgend einem Gedanken zu beſchäftigen. Einſt erſtieg ein Bataillon bei großer Hitze den Hirſchſprung im Bodethale im Harze, es trat ein Augenblick der Ermattung ein, da rief ein Mann: „Donnerwetter, hier möcht ick mal

Bakern mit'n Kinderwagen ruff fahren sehen!" ein fröhliches Gelächter war die Antwort und der matte Augenblick war überwunden. Am 17. August Abends wußte jeder Grenadier, daß er vor einer großen Schlacht stand. Im Verein mit der Garde, rechts von ihr, standen die Sachsen, das III., das IX., das X. Korps waren ebenfalls zur Stelle und weiter rechts das VII. und VIII. Se. Majestät König Wilhelm befand sich auf dem Schlachtfelde und hatte das Kommando übernommen.

Nach den Ergebnissen des 16. August wäre die französische Armee befähigt gewesen, am folgenden Tage die Schlacht wieder aufzunehmen, denn sie war nicht in dem Maße geschlagen, daß ihre Widerstandsfähigkeit vollständig gebrochen gewesen wäre. Der Feldherr der Franzosen, Marschall Bazaine, faßte die Lage seiner Armee so auf:

„Der stattgehabte große Munitions-Verbrauch, sowie der „Umstand, daß Lebensmittel auf mehrere Tage nicht vorhanden, „verhindern uns, den Marsch anzutreten, welcher festgesetzt war, „wir werden uns daher sogleich auf die Hochfläche von Plappe„ville zurückziehen."

Was wußte man vom Feinde im Biwak des Garde-Korps? Nichts Bestimmtes, obwohl eine feindliche Armee von mehr als 150 000 Mann auf wenig mehr als eine Meile Entfernung stand. Es ist eine der wunderbarsten Erscheinungen des ganzen französischen Krieges, daß die deutsche Heeresleitung am 17. August keine genauen Nachrichten über die Absichten des Feindes erhalten hat und daß die Bewegungen zur Schlacht ins Ungewisse hin begonnen werden mußten.

Die Ereignisse von zwei Schlachttagen hatten die Absicht der Franzosen festgestellt, in westlicher Richtung von Metz weg zu marschiren. Als am Morgen des 17. August von ihnen die Schlacht nicht erneuert wurde, war der Gedanke nahe liegend, sie könnten nun versuchen, den Marsch fortzusetzen. Diese Vermuthung, der sich wohl der Wunsch beigesellte, beherrschte die Beobachtung aller Patrouillen, aller Offiziere. Wo Staubwolken gesehen wurden, da mußten sie von Marschkolonnen stammen, die nach Nord

und Nordwest abzogen. Dieser Irrthum beherrschte fast alle Meldungen. Daß die französische Armee ein paar Kilometer hinter ihrer Schlachtstellung vom 16. August eine neue bezog und durch alle Mittel der Befestigungskunst verstärkte, daß sie am 18. August in vorbereiteter Stellung die Schlacht erwartete, das ist nicht gemeldet worden. Die Rathsherren sind auf den Treppen oft klüger, als vorher oben im Saale; man soll es ihnen nicht nachmachen, aber jeder Offizier, jeder Soldat soll des Befehles Friedrich des Großen eingedenk bleiben, man müsse innerhalb von zwei Meilen im Umkreise genau orientirt sein; das will heißen, es ist unmöglich, nicht zu wissen, daß der Feind in der Nähe ist.

Im Biwak der Garde wurde es am 18. August sehr früh Tag. Man kochte sich Kaffee, putzte die Knöpfe, die Stiefel, den Helm. Wer sich in solchen Momenten der Spannung richtig behandeln will, der vermeide jede Unthätigkeit; der Segen jeder Arbeit besteht vor Allem darin, daß sie dem Gemüth Ruhe und Befriedigung gewährt und daß sie über alle dummen Gedanken hinweg hilft. In dem Biwak vor der Schlacht geht der Dienst geradeso, wie in dem Friedens-Biwak auf dem Tempelhofer Felde. Ja, da läßt sich der Hauptmann wirklich rasiren, weil es gegen den Dienst ist, unrasirt zu sein.

Für den 18. August gab's, wie für die ganze Armee des Prinzen Friedrich Karl, so für die Garde den stolzen Befehl, den Feind anzugreifen, wo man ihn findet. Der leitende Gedanke war, daß der im Abmarsche befindliche Feind angefallen werden solle. Der Feind wäre nun in der Lage gewesen, auf der nach Norden und Nordwesten von Metz abführenden Straße abzumarschiren. Deshalb wurde aus den Biwaks zuerst die Richtung nach Norden eingeschlagen und von ihr ostwärts abgewichen, je nachdem die Nachrichten über den Feind lauteten. In einer Beziehung wurde von dem Gebrauche abgewichen, es wurde nicht in langen, dünnen Marschkolonnen aufgebrochen, sondern in zum Gefecht aufmarschirten Divisionen, die Korpsartillerie dazwischen.

Um $5\frac{1}{2}$ Uhr Morgens begann der Marsch, der zunächst dadurch aufgehalten wurde, daß nach dem Armee-Befehl das sächsische

Armee-Korps den äußersten linken Flügel behalten sollte, seine Marschstraßen sich mit denen der Garde durchkreuzen mußten. Es kostete diese Bewegung einige Stunden. Heute gewannen die Garde-Husaren an Bedeutung. Der Feind sollte zuerst gefunden werden, eine Aufgabe, die der Kavallerie zufiel, da wurde mit gespannter Aufmerksamkeit jeder galoppirende Husar beobachtet, bringt er Gewißheit über den Feind? Auch am Vormittag des 18. August, also des Schlachttages, war es unbekannt, wie weit sich die französische Armee rechts ausdehnte. Die Garde und die Sachsen sollten den rechten Flügel umfassend angreifen, sie mußten zunächst wissen, wo er stand. Zunächst hatte unser Grenadier von Mars-la-Tour bis Doncourt, etwa 10 Kilometer = 2 Stunden zu marschiren. Noch immer wurde angenommen, der Feind befände sich im Abmarsche auf Briey, also nach Norden.

Auch von Doncourt aus waren Spuren von marschirenden feindlichen Truppen nicht bemerkt worden. Es war anzunehmen, der Feind halte noch und zwar rechts unserer Marschkolonne. Die nächsten Stunden wurden dadurch ausgefüllt, durch die Husaren festzustellen, bis wohin sich der feindliche rechte Flügel ausdehnte, und die Divisionen in die richtige Marschrichtung zu bringen.

Von rechts her dröhnte bereits der Geschützdonner und es fehlte nicht an Anzeichen, daß beim IX. Korps ein heißer Kampf entbrannt war.

Der kommandirende General des Garde-Korps Prinz August von Württemberg erkannte gegen 1 Uhr Mittags die Stellung des Feindes bei St. Privat und das Auftreten immer neuer Batterien in ihr. Er entschloß sich, mit dem gesammten Korps den Feind anzugreifen.

Das ist der Sinn des Befehles, den Feind anzugreifen, wo man ihn findet.

So befand sich unser Grenadier von 5 bis 1 Uhr ununterbrochen im Marsche. Rechts neben ihm ertönte das ununterbrochene Dröhnen einer großen Schlacht, die Batterien der Division waren im Galopp vorbeigegangen und hatten den Kampf mit der französischen Artillerie aufgenommen, während die Division selbst die

Richtung auf den Ort St. Marie aux Chênes erhielt, wohin auch die Sachsen ihren Marsch richteten, immer mit der Absicht, den feindlichen rechten Flügel zu umfassen und zu schlagen.

Die Angriffsbewegung der Garde führte auf die Stellungen des VI. französischen Korps, das mit seinen 32000 Mann in ungewöhnlicher Weise durch das Gelände unterstützt wurde. Seine Geschütze und Chassepots beherrschten unbeschränkt auf 4000 Schritt das glacisartig nach Westen abfallende Gelände. Unsere Infanterie hat noch keinen Schuß gethan, das „sich Muth schießen" auf unglaubliche Entfernungen, das kennen wir nicht. Um die Aufstellung der Artillerie zu sichern, werden dabei gelegene Oertlichkeiten besetzt. Unsere Artillerie steht im ungleichen Kampfe mit 92 Geschützen des Gegners.

Es ergiebt sich die Nothwendigkeit, den Ort St. Marie aux Chênes, vor dem rechten Flügel der Franzosen liegend, zu nehmen. Die Garde und die Sachsen beginnen gegen 3 Uhr Nachmittags den Angriff, thatsächlich fällt erst in dieser Stunde, also nach zehnstündigem Marsche der erste Gewehrschuß, während unser Grenadier noch in seiner dicken Kolonne steckt. Der Ort wird genommen und besetzt, er bildet den Ausgangspunkt zum Sturme auf St. Privat. Es ist 5 Uhr Nachmittags geworden.

Es handelt sich darum, den von einem verheerenden Feuer des Feindes bestrichenen Raum zu beiden Seiten der Chaussee zwischen St. Marie und St. Privat zu durchschreiten und den letzteren festungsähnlichen Ort zu erstürmen.

Nun kommt unser Grenadier ins Feuer. Die Kompagnie-Kolonnen werden auseinandergezogen, Schützen vorgenommen. Der Regiments-Kommandeur hebt den Degen, die Tambours schlagen an. Keine Miene zuckt, kein Tritt wird langsamer, es fallen fast alle Offiziere, aber das Regiment erreicht die Stelle, die ihm befohlen wurde, drohend wehen seine Fahnen dem Feinde entgegen. Es fehlen die Offiziere, um Beispiel oder Befehl zu geben, unser Grenadier braucht Beides nicht, sein todter Hauptmann dort hinten gilt ihm als Befehl und als Beispiel heute und immer. Die langen Linien dort vor St. Privat, die ohne zu wanken aushielten, sich zum

neuen Vorrücken anschickten, die bewiesen es, daß das Regiment mit seiner bezwingenden Kraft Helden macht. Zwei lange Stunden hält mit seinen Kameraden unser Grenadier vor St. Privat aus, an Munition fehlt es ihm nicht, die Verwundeten und Todten müssen aushelfen. Im langen Nachkampfe wurde die Gefechtslage auf das Höchste gespannt und drängte zur Entscheidung. Trommeln und Hörner rufen zum Laufschritte, die wehenden Fahnen zeigen den Weg, so wird St. Privat erstürmt. Ein blutiger Kampf Mann gegen Mann entsteht im Orte, aber wir haben gesiegt, der Feind ist geschlagen. Unversehrt, aber zu Tode erschöpft, steht unser Grenadier nahe der Kirche, sein Hauptmann kommt, er reicht ihm die Hand, der 18. August hat Beide sich noch näher gebracht. Unser Grenadier war 16 Stunden unter dem Gewehr, davon 12 im Marsche, 2 Ruhe und 2 im Feuer.

Nach der Schlacht.

Maler und Dichter finden in dem „Nach der Schlacht" einen gern benutzten Anlaß zu poetischen Darstellungen; um so poetischer, je weniger sie Selbsterlebtes wiedergeben.

Der Tag der Schlacht ist ein Tag harter Arbeit, er stellt an Körper und Seele Anforderungen, so überwältigend, so erschöpfend, wie kein anderer Beruf. Wenn, endlich bei Einbruch der Nacht, die Geschütze schweigen, nur noch vereinzelte Gewehrschüsse zu hören sind, wenn der Augenblick eintritt zum vermeintlichen Beginn jener Darstellungen von Siegesrausch und ähnlichen Empfindungen, dann beginnt für den Soldaten noch lange nicht die ersehnte Ruhe. Zwei Bedürfnisse beherrschen die Reihen der Leute, das nach Ruhe und das nach Essen.

Während der Märsche folgten die Wagen mit der Verpflegung den Marsch-Kolonnen, Jeder bekam nach wenigen Stunden seine ausreichende Mahlzeit. Während der Schlacht hält die Truppen-Bagage an einem gesicherten Orte außerhalb des Wirkungskreises des Kampfes, also etwa einen Tagesmarsch entfernt. Hieraus ergiebt sich von selbst, daß eins genau feststeht: die Wagen mit der Verpflegung können am Abend der Schlacht die Truppen nicht erreichen, sie müßten querfeld und in der Dunkelheit marschiren und diese Bewegung ist mit den für Landstraßen berechneten Wagen und deren Bespannung nicht ausführbar. Die Mannschaften werden deshalb auf die mitgeführten Tages-Portionen, im Nothfalle auf die sogenannte „eiserne Portion" angewiesen. Diese Portion wird

besonders eingenäht mitgeführt, sie darf nur auf besonderen Befehl angegriffen werden und soll die Sicherheit bieten, daß unter allen Umständen Nahrungsmittel vorhanden sind. Es wird wohl der Versuch gemacht, in den nahe gelegenen Ortschaften Requisitionen vorzunehmen, aber sie haben nur geringen Erfolg, höchstens findet man Lagerstroh und Kochholz. Es werden Kommandos abgeschickt, um Holz und Stroh, andere um Wasser zu holen. Die Beschaffung wirklich reinen Wassers macht große Schwierigkeiten. Die Schlachtfelder vom 16. und 18. August zwangen zur Benutzung von Wasser, das niemals für Menschen bestimmt gewesen war. Grundsatz ist, daß unter keinen Umständen ein einzelner Mann auf eigene Faust nach Nahrungsmitteln suchen darf, er darf es nur thun, wenn er hierzu einen Befehl erhalten hat. Wer gegen diese Bestimmung sich vergeht, läuft Gefahr in einen recht bedenklichen Konflikt mit dem Gesetze zu kommen. § 128 des Militär-Straf-Gesetzbuches sagt:

„Wer im Felde, um Beute zu machen, sich von der Truppe „eigenmächtig entfernt, oder Sachen, welche an sich dem Beute„recht unterworfen sind, zur Beute macht, wird mit Frei„heitsstrafe bis zu drei Jahren bestraft, zugleich kann auf „Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes erkannt „werden."

Hierbei sei noch eine andere Bestimmung des Gesetzes erwähnt, nach der „boshafte oder muthwillige Verheerung oder Verwüstung fremder Sachen im Felde" mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren bestraft wird.

Wir Soldaten bleiben auch dann anständige Menschen, wenn die Nothwendigkeit des Augenblickes uns zu Härten zwingt, zu denen wir im gewöhnlichen Leben unfähig wären. Wir nehmen nur das, was uns zu nehmen befohlen ist, und achten das Eigenthum auch des Feindes.

Als besonders schimpflich hat es von je im deutschen Heere gegolten, sich fremdes Eigenthum anzueignen, das für die Erhaltung der Kriegstüchtigkeit des Mannes ohne Werth ist. Aber auch bei Ausführung befohlener Requisitionen wird der deutsche Soldat zu

zeigen haben, daß er das Herz auf der rechten Stelle hat: keine unnütze, keine unmenschliche Härte.

Während die Kommandos nach Wasser, Holz, Stroh unterwegs sind, wird der Biwak-Platz so gut als möglich eingerichtet. Auf dem Schlachtfelde von Vionville entstanden mit großer Schnelligkeit vollständige Ortschaften von Laubhütten, zu denen die zahlreichen mit Unterholz bewachsenen Wald-Parzellen das Material lieferten.

Für die Erfüllung einer anderen, sehr ernsten Pflicht werden auserlesene Mannschaften kommandirt. Wenn das Gefechtsfeld der Truppe überhaupt erreichbar ist, dann läßt man es sorgfältig absuchen, ob etwa ein Verwundeter übersehen wurde; man trägt die Todten zusammen und drückt ihnen die Augen zu; die Leute, die zusammen den Heldentod starben, die soll ein Grab umfassen, gegraben von den Händen der Kameraden, das kleine primitive Holzkreuz auf dem Grabhügel mit der Angabe, wessen Leben hierunter endete.

Gerade diese Thätigkeit hat unsere Leute im Kriege gegen Frankreich ausgezeichnet: die rührende Fürsorge für den verwundeten Kameraden. So lange man im Gefecht steht, da gilt nur der Dienst, ist der Kampf vorbei, dann wird jeder Soldat ein barmherziger Samariter.

Truppen, die den letzten Sturm ausgeführt haben oder ihm in einem hinteren Treffen in geschlossener Ordnung gefolgt sind, die werden in eben geschilderter Weise für ihr Behagen sorgen können. Es giebt Andere, deren eigentliche Thätigkeit nun erst beginnt. Der geschlagene Feind darf nicht zur Ruhe kommen, wir müssen wissen, wohin er geht, wir müssen verhindern, daß er sich zu erneutem Kampfe bereit stellt. Ein Sieg ohne Verfolgung ist nur ein halber Sieg. Die Beweise des Sieges: eroberte Geschütze und Fahnen, eine große Zahl unverwundeter Gefangener, die werden erst einer energischen Verfolgung zu Theil. 1870/71 kamen uns die ersten Erfolge gleichsam wie eine große Ueberraschung vor. Sowohl nach der Schlacht bei Wörth, wie nach der von Spicheren ging die Fühlung mit dem Feinde verloren. Die von ihm benutzten Straßen waren bedeckt mit weggeworfenen Waffen und

ſtehen gebliebenen Fahrzeugen, man erkannte auf jeden Schritt, die hier geflohene Truppe bedurfte nur eines leiſen Anſtoßes, um ſich ganz aufzulöſen. Dennoch haben wir dieſen Anſtoß nicht gegeben, das bei Spicheren geſchlagene franzöſiſche Korps vermochte ſich zehn Tage ſpäter bei Vionville tapfer zu ſchlagen.

Um den Feind zu verfolgen, iſt in erſter Linie ein energiſcher, für den Sieg fanatiſirter Führer nöthig. Wer im Laufe der Schlacht es an hundert Stellen geſehen hat, wie die Leute den letzten Hauch dran geben und die letzte Kraft, dem kann es wohl ſchwer ankommen, dieſe ſelben Leute zu einer neuen großen Kraftanſtrengung zu befehligen.

Aber auf dem Schlachtfelde ſteht der Zweck immer höher als die Mittel. Zweck des Krieges iſt Zerſtörung der feindlichen Streitmittel in dem Grade, daß ein weiterer Widerſtand nicht geleiſtet werden kann. Die eigentliche Zerſtörung findet erſt durch die Verfolgung ſtatt. Das unaufhörlich dem Feinde folgende Schlagen des Sturmmarſches, das unfehlbar eintretende Hurrah des Gegners, ſo wie man den Rückzug unterbrechen will, dadurch wird der Sieg vollendet.

Die Truppen, die den letzten Sturm ausführten, werden kaum in der Lage ſein, eine andere Verfolgung auszuführen, als die durch nachgeſandtes Maſſenfeuer. Jedes erreichbare Geſchütz wird in die erſte Linie vorgeholt, um das Feuer zu verſtärken. Sowie ſich der Feind der Wirkung dieſes Feuers durch ſeine Entfernung entzogen hat, iſt es nothwendig, daß ihm Truppen in beſchleunigtem Tempo folgen. Zu dieſem Zweck ſind verfügbar: die geſammte Kavallerie und die etwa noch vorhandenen geſchloſſenen Reſerven.

Die Kavallerie-Maſſen haben in der Schlachtordnung keinen Platz, ſie bewegen ſich auf den äußeren Flügeln, um ſie zu ſichern, oder außerhalb des wirkſamen Feuers hinter der Gefechtsfront.

Die Führer der Kavallerie-Diviſionen ſind nicht an ihre Truppe gebunden, ſie reiten für ihre Perſon dahin, von wo aus ſie den Kampf überſehen können, ſie ſind durch Relais mit ihrer Truppe

verbunden, so daß der Divisions-Kommandeur auf eine Meile Entfernung das Signal: Trab! befehlen kann mit der Sicherheit, daß es sofort aufgenommen wird. Für den geschlagenen Feind ist es zunächst vollkommen ausreichend, daß er überzeugt ist, verfolgt zu werden. Es kommt garnicht darauf an, ob es Regimenter oder Züge sind, die unaufhörlich in den fliehenden Reihen sitzen, sowie die einmal zu Athem kommen wollen. Es genügt, daß der Feind ganz genau weiß, er darf nicht stehen bleiben, weil er es nicht kann.

Nach der Schlacht bei La belle Alliance befand sich an der Spitze der verfolgenden Preußen der Chef des Generalstabes, Gneisenau, und neben ihm ein auf ein leeres Dragonerpferd gesetzter Tambour der Infanterie, der unaufhörlich den Sturmmarsch schlug. An dieser Verfolgung zerschellten die Reste der geschlagenen Franzosen.

Auf dem Schlachtfelde von Spicheren, am 6. August 1870, hatten Regimenter mit weißen, rothen, blauen Achselklappen gekämpft. Wenn auch der Sieg allein von den Brandenburgern, den rothen Achselklappen, errungen worden war, überall hatten sich weiße und blaue Truppen angeschlossen. Der General von Döring, Kommandeur der 9. Infanterie-Brigade, der am 16. August an der Spitze seiner Truppen den Heldentod fand, raffte nach der Schlacht etwa tausend einzelne gefechtsfähige Leute zusammen, um mit ihnen die Verfolgung auf Forbach unternehmen. Es war ganz dunkel, der General ritt an der langen Reihe der Leute herunter und rief: „Nun, Kinder, Keiner thut einen Schuß, wir marschiren auf Forbach und stürmen es.“ Diese Bewegung würde den Rückzug der Franzosen in eine regellose Flucht verwandelt haben und wäre eine Heldenthat im besten Sinne gewesen. Zu seinem großen Bedauern wurde General von Döring durch einen anderweiten Dienstbefehl an der Ausführung seiner Absicht gehindert und die Franzosen blieben am 6. August unverfolgt.

Die Verfolgung durch die Kavallerie wird sich meist nicht an die vom Feinde benutzte Straße binden können, sondern muß bemüht sein, durch umfassende Bewegungen von den Flügeln her

dem Gegner an wichtigen Abschnitten zuvor zu kommen. Nichts wirkt demoralisirender als das Erscheinen des Feindes im Rücken.

Auf den großen Straßen folgen geschlossene Truppenkörper der Infanterie, denen möglichst viele Geschütze mit guter Bespannung beigegeben sind. Während die Infanterie marschirt, feuern die Geschütze, sie gehen im Galopp an der Infanterie vorbei, wenn sie eine neue Stellung nehmen wollen. Wo der Feind etwa von Neuem Stand halten will, den Raum überschüttet sie mit Geschossen und es folgt der Sturm der Infanterie.

Die großen Schlachten bei Vionville, bei Gravelotte schlossen eine energische Verfolgung der Franzosen aus, weil ihr Rückzug in die Armee-Festung Metz hineinging, dennoch mußte festgestellt werden, bis wohin der Rückzug des Gegners ging, welche Punkte in seinem Besitze blieben.

Dragoner ritten am Abend des 16. August in geschlossener Attacke mitten in das vom Feinde besetzte Rezonville hinein und meldeten, daß dieser Ort vom Feinde besetzt gehalten werde. General von Schmidt, unser bekannter tapferer Reiter-General, nahm in dem Winterfeldzuge 1870/71 die Gewohnheit an, dem Feinde an jedem Abend durch abgesessene Dragoner sein letztes Kantonnement abzunehmen und ihm dadurch anzudeuten, daß er auf Ruhe noch nicht zu rechnen habe.

Im Kriege hat jeder Führer die heilige Pflicht, immer dessen eingedenk zu sein, daß man dem Feinde so viel Schaden als irgend möglich zufügen soll, denn wenn der Feind nicht mehr kann, dann ist der Krieg zu Ende.

General von Schmidt ging einst hochgerötheten Antlitzes, lebhaft gestikulirend in Le Mans auf der Straße: „Da hab' ich einen jungen Offizier gesprochen, der wünscht sich den Frieden; ob der Mann nicht die vielen Franzosen gesehen hat, die noch nicht geschlagen sind, die müssen wir erst alle schlagen und dann ist's auch noch die Frage, ob's gut ist, Frieden zu machen."

Das große Drama „Krieg" ist erst vorbei, wenn der Gegner nicht mehr Widerstand zu leisten vermag, weil thatsächlich sein Heer in aller Leistungsfähigkeit vernichtet ist. Wie der gesunde Menschen-

verstand da oft den Nagel auf den Kopf trifft: zwei alte Soldaten marschirten nach der Schlacht bei Le Mans neben einander in Reih und Glied. „Du, nu werden wir wohl bald nach Hause kommen" sagte der Eine; der Andere: „ick gloob's ooch, aber gut ist's nicht, weeßt Du, hier ist zu ville Land und zu ville Menschen, wo wir Beede noch nicht gewesen sind, da müssen wir erst hin." In der That, die größere Hälfte Frankreichs, alles Land südlich der Loire bis zu den Pyrenäen hat vom Kriege nur das erfahren, was die Regierung für gut gehalten hat mitzutheilen, dort ahnte man nicht daß das sieggewohnte französische Heer vom Kaiser bis zum letzten Tambour geschlagen und kriegsgefangen wurde.

Die Ueberzeugung, endgültig der Schwächere zu sein, muß Allen beigebracht werden, dann erst ist der Friede gesichert, dann erst ist er kein Blatt Papier, sondern ein von Allen empfundenes Bedürfniß. 1813, 14, 15 marschirte an der Spitze unseres Heeres der tief empfundene Drang: „Alles, was die Franzosen uns angethan haben, das müssen wir ihnen auch anthun." So kamen wir nach Paris und hatten dann mehr als ein halbes Jahrhundert lang Frieden.

Die energische Verfolgung, die bis zum letzten Hauche von Roß und Mann, die bestätigt den Sieg, die ist der Sieg.

Zur Schlacht, nach der Schlacht liegen Anstrengungen von fast überwältigender Ausdehnung, eine gewaltige Arbeit, wie sie nur von gut erzogenen, tapferen Soldaten geleistet werden kann, der Kampf, das eigentliche Gefecht ist der schöne Lohn für die erfüllte Leistung.

Die vielhundertjährige Geschichte Deutschlands spricht von deutscher Tapferkeit, deutscher Kraft, es ist bezeichnend, daß unsere Kriegsgesetze den Mangel an Tapferkeit als Verbrechen behandeln und daß die Feigheit bei jedem Deutschen verachtet wird.

§ 84 des Militär-Straf-Gesetzbuches lautet:

„Wer während des Gefechtes aus Feigheit die Flucht ergreift und die Kameraden durch Worte oder Zeichen zur Flucht verleitet, wird mit dem Tode bestraft"

und § 85

„Mit Zuchthaus bis zu 5 Jahren wird bestraft wer aus Feigheit

1. bei dem Vormarsche zum Gefecht, während des Gefechts oder auf dem Rückzuge von seinem Truppentheile heimlich zurückbleibt, von demselben sich wegschleicht oder sich versteckt hält, die Flucht ergreift, seine Waffen oder Munition wegwirft oder im Stiche läßt, oder sein Pferd oder seine Waffen unbrauchbar macht, oder
2. durch Vorschützung einer Verwundung oder eines Leidens, oder durch absichtlich veranlaßte Trunkenheit sich dem Gefecht oder vor dem Feinde einer sonstigen mit Gefahr für seine Person verbundenen Dienstleistung zu entziehen sucht."

§ 87:

„Wer in anderen, als den im § 84 und 85 benannten Fällen aus Besorgniß vor persönlicher Gefahr eine militärische Dienstpflicht verletzt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu 3 Jahren bestraft, auch kann auf Versetzung in die 2. Klasse des Soldatenstandes erkannt werden."

Zum französischen Kriege sind mehr als eine halbe Million Deutsche unter die Waffen gerufen worden. Es ist niemals und an keiner Stelle nöthig gewesen, die Leute durch die Schwere der Gesetze zur Pflichterfüllung zu zwingen. Tapferkeit ist das Geschenk Gottes an den deutschen Mann, wir wollen uns diese Gabe durch ein ehrenhaftes Leben erhalten.

Auf Vorposten.

Freudenrufe sind es nicht, mit denen der Befehl empfangen wird: „Das Bataillon kommt auf Vorposten.“ Nach beendetem Marsche, nach beendetem Gefechte beginnt ein neuer, verantwortungsvoller Dienst, der Ruhe und Bequemlichkeit ausschließt, die Leistungsfähigkeit der Truppe und des einzelnen Mannes auf das Aeußerste anspannt. Man soll sich in allen Lebenslagen bemühen, große Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, alles Kleinliche, Engherzige verliert dann jede Bedeutung. Wer nur daran denkt, daß er keine Nachtruhe haben wird, wahrscheinlich auch nur mangelhafte Mahlzeiten, der wird an dem Vorpostendienste wenig Freude haben; aber wer es sich vergegenwärtigt, daß seine Thätigkeit, seine Aufmerksamkeit all' den vielen Kameraden dahinten Ruhe und Sicherheit schaffen soll, dem verleiht die Wichtigkeit der geforderten Leistung wie in einem elektrischen Strome die Kraft und den Humor dazu.

Damit dahinten die Tausende sich ruhig ihre Mahlzeit bereiten, ruhig schlafen können, dafür hafte ich einzelner Mann; dieser stolze Gedanke muß mit allen Unbequemlichkeiten aussöhnen. Es bleibt beim Soldaten dabei: Einer für Alle, und Alle für Einen. Wer so seine Pflichten beurtheilt, dem werden sie leicht. Der Vorpostendienst ist ein anderer, wenn man längere Zeit an einem Ort bleiben will oder muß, oder wenn man am anderen Tage weiter marschiren will. Vor Metz und vor Paris war der Vorpostendienst eingerichtet wie eine regelmäßig ablaufende Uhr, am Abend eines Marschtages gestaltet sich der Dienst einfacher. Die Aufgabe bleibt dieselbe: man

ſoll verhindern, daß die Ruhe des Gros auch nur durch einen Flintenſchuß geſtört wird, und man ſoll Nachrichten über den Feind einziehen.

Man denke ſich z. B. eine Brandenburgiſche Truppe in der zweiten Hälfte des Feldzuges während der Operationen auf Orléans. Wir waren von den uns bei Beginn des Krieges gelieferten Landkarten heruntermarſchirt, das will ſagen, wir hatten keine Karten mehr.

Im fremden Lande kann man ſich ſonſt wohl durch Nachfrage bei den Landeseinwohnern und durch die Wegweiſer helfen. Die Franzoſen waren durch ihre Regierung angewieſen worden, bei Annäherung des Feindes in die Wälder zu fliehen, — alſo Landeseinwohner wurden nicht vorgefunden, höchſtens ein ſtumpfſinniges altes Weib, das jede Auskunft verweigerte. Die Wegweiſer waren entweder umgehauen oder verkehrt eingeſteckt, ſo daß die angeblich nach Paris weiſende Hand in Wirklichkeit den Weg nach Berlin anzeigte. Wir befanden uns alſo im November 1870 immer in einem Halbdunkel und mußten alle Mittel aufwenden, um den Truppen die Sicherheit zu verſchaffen, deren ſie bedürfen. Da wurden in Pithiviers bei dem franzöſiſchen Inſpekteur der Wege und Brücken ſehr gute Spezialkarten gefunden, die allerdings für den ſofortigen Gebrauch in einem viel zu großen Maßſtabe gezeichnet waren, die aber verkleinert ſehr wohl zu verwerthen waren. Während einer Nacht wurde im General-Kommando eifrig gezeichnet und am Morgen waren einige Hundert Wegekarten der Umgegend von Orléans fertig, die nun den Truppen als einziger Anhalt für die Operationen dienten. Berg und Thal gaben ſie nicht wieder, aber ſie enthielten alle Wege und die Namen aller Orte und Waſſerläufe. Thatſächlich iſt für die dreitägige Schlacht von Orléans und vorher für die von Beaune la Rolande allein dieſe improviſirte Karte benutzt worden.

Wenn wir jetzt in den Krieg ziehen, dann werden wir ausreichend mit Karten verſehen ſein, und es gehört heut zu Tage zu den Dienſtkenntniſſen des Soldaten, daß er ſich mit einer Generalſtabskarte zu behelfen weiß. Wie zu jeder Leiſtung im Leben, gehört hierzu, bei einigem geſunden Menſchenverſtand, ausreichende

Uebung. Man nehme die Gewohnheit an, grundsätzlich nie nach der Gegend zu fragen, sondern sich nach der Karte zurecht zu finden. Man zwinge die Augen, bezeichnende Punkte der Gegend schnell zu erfassen und festzuhalten. Einem Parlamentair wurden bei den Vorposten die Augen verbunden. Als man ihm das Tuch um die Augen legte, war der letzte erkannte Gegenstand eine nahe Windmühle mit nur zwei Flügeln. Er wurde etwa eine Stunde umher geführt und hört dauernd den Lärm großer Biwaks, als man ihm endlich die Binde abnahm, erkannte er sofort dieselbe Windmühle, aber von einer anderen Seite. Er zog hieraus den Schluß:

„Der Feind steht in starken Kolonnen mehr an der Wind-
„mühle bei X. versammelt, diese Versammlung habe ich nicht
„merken sollen, deshalb nehme ich an, er hat sich versammelt,
„um plötzlich zum Angriffe vorzubrechen."

Diese Annahme und die Meldung darüber bewiesen sich vollständig richtig. Einem waidgerechten Förster entgeht es nicht, wenn ein Wiesel über die Schneuse wechselt. In gleicher Weise müssen die Sinne des Soldaten geschärft sein: ein sicherer Blick für das Charakteristische der Gegend. Den spitzen Kirchthurm mit dem verhältnißmäßig großen Knopfe darauf, die einzelne hohe Pappel auf der Höhe, die erkennt man immer genau wieder.

Will man sich aus der Landkarte zurecht finden, dann thut man gut, sie so vor sich hinzulegen, daß der obere, der Nord-Rand der Karte mit dem wirklichen Norden zusammenfällt. Nur dann giebt die Karte ein genaues Bild der Gegend wieder, alle Linien der Karte laufen dann parallel zu denen der Gegend. Nun kann man leicht die Wege der Karte verfolgen und sie mit denen der Wirklichkeit vergleichen. Nun ermittelt man leicht, daß der Kirchthurm dort am Horizonte zum Orte A gehört, daß der Wasserlauf, den man erkennt, B heißt, wie mit einem Schlage ist man orientirt, d. h. weiß Bescheid über die Gegend. Der Feldmarschall Moltke verlangte von seinen Offizieren, daß sie an jedem Orte und zu jeder Zeit genau über das Gelände Auskunft geben konnten. Nun kann man von dem Grenadier Friedrich Wilhelm Schultze nicht verlangen, daß er die Eigenschaften eines Offiziers hat, aber auch

er kann und ſoll ſich möglichſt eingehende Kenntniß über das ſichtbare Gelände verſchaffen.

Wiſſen muß er, wo Norden, Süden, Oſten, Weſten iſt, wiſſen muß er, wo er ſteht, wohin er will, wo der Feind ſteht. Für das Erkennen der Himmelsrichtung giebt es ſtets viele Hülfsmittel, das einfachſte iſt der Stand der Sonne, die des Morgens im Oſten, des Mittags im Süden und des Abends im Weſten ſteht. Man muß alſo immer in der Möglichkeit ſein, die Himmelsrichtung bezeichnen zu können. Fehlen Karten, kann man die Namen der erkennbaren Oertlichkeiten nicht erfahren, dann bedient man ſich anderer Bezeichnungen, die allerdings vorher vereinbart werden müſſen.

Es bedarf wohl kaum des Beweiſes, daß nicht jeder Soldat geeignet iſt, an einer wichtigen Stelle Vorpoſtendienſt zu thun. Zu dieſem Zwecke giebt es in jeder Kompagnie, in jeder Schwadron beſonders ausgebildete Leute, deren Findigkeit bewährt iſt. Der Kurzſichtige, Schwerhörige iſt nicht geeignet, den Feind auf weite Entfernung zu erkennen. Abgeſehen von der Schärfe der Sinne, erfordert der Vorpoſtendienſt beſonders intelligente Leute, die es genau wiſſen, daß jeder übereilte Schuß, jede leichtfertige Meldung dahinten die Ruhe von Hunderten ſtört. Es muß perſönliche Ehrenſache ſein, daß jedes gemeldete Wort des Vorpoſtens genau der Wirklichkeit entſpricht. Man darf erſt melden, wenn man ſich durch wiederholtes Hinſehen und Beobachten überzeugt hat; man hat den Nebenpoſten im Allgemeinen aufmerkſam gemacht, wenn er daſſelbe ſieht, dann gewinnt die Beobachtung an Wahrheit. So weit das Auge reicht, muß der Doppelpoſten das Gelände ſo genau kennen, wie zu Hauſe ſeine Kaſernenſtube. Verkehr der Landeseinwohner findet nicht ſtatt, höchſtens einmal auf der beſonders bewachten Landſtraße; an anderen Stellen wird man ſie mit gerechtfertigtem Mißtrauen behandeln. Man lieſt in Erzählungen und Romanen oft von Spionen, die unter allerhand Verkleidungen die Vorpoſten zu durchſchleichen ſuchen. In dem ganzen Kriege gegen Frankreich iſt von den brandenburgiſchen Vorpoſten kein einziger Spion eingebracht worden; wenn einzelne Franzoſen ihrer Regierung Nach-

richten über die deutschen Heeresbewegungen wollten zugehen lassen, dann würden sie schwerlich den Weg gewählt haben, der in die Vorposten führt. Die Posten mußten ungemein aufmerksam sein, denn die Franzosen hatten für ihr geheimes Nachrichtenwesen einen wohlorganisirten Dienst. Da zeigte sich an irgend einem Hausgiebel in bestimmten Zwischenräumen ein weißes und dann ein blaues Licht; es wurde auf diese Weise eine Art Korrespondenz geführt. Jeder Landeseinwohner kann wichtige Nachrichten bei sich tragen, er muß gründlich untersucht und jedenfalls verhindert werden, seinen Weg fortzusetzen. Man hält die Leute eben zu einem häuslichen Leben an; wer im Kriege nicht Soldat ist, der bewache den heimischen Herd.

Diese Beobachtungen werden erst besonders nöthig, wenn man längere Zeit an einem Ort bleibt. Vor Metz verging kaum eine Nacht, in der nicht die Festung Zeichen mit Tiedenhofen wechselte, in Form von buntem Licht. Die Mosel abwärts schwammen verschiedene Flaschen mit Nachrichten und Anfragen. Wir überspannten den Fluß mit einem Netze und fingen sie auf. Bei Ostwind stiegen Luftballons auf, die eine große Anzahl von Briefen und Brieftauben enthielten. Bei uns war es für die Kavallerie ein fröhliches Reiten, solchem Ballon zu folgen und ihn beim Landen zu erwischen. Die Briefe waren auf kleine Streifen Seidenpapier photographirt. Eine Braut bat ihren Verlobten um einen preußischen Kopf, pour la manger à la sauce piquante.

Im Laufe des Feldzuges bildet sich zwischen den Vorposten eine Art Einvernehmen aus. Beide Theile haben das Bedürfniß nach Ruhe und vermeiden unnöthige Störungen. Die Franzosen nahmen jede Störung durch die Vorposten übel und erwiderten sie nach kürzester Frist. Ließ man sie in Ruhe, dann rührten sie sich nicht. Die Vorposten sind nicht in der Lage, auf weite Entfernungen Nachrichten über den Feind einzuziehen, sie halten im Allgemeinen Fühlung mit ihm, sie erfahren, wenn er sich bewegt, vorwärts oder rückwärts. Die eigentliche Erkundung fällt der Kavallerie zu, die von den äußeren Flügeln aus versuchen wird, hinter den Schleier der Vorposten zu sehen; dort liegen die Nachrichten, deren man bedarf.

Bei Marschvorposten gestaltet sich die Verpflegung schwierig, innerhalb der Postenkette darf oft kein Feuer angemacht werden, die Mahlzeiten werden im großen Biwak bereitet und den Vorposten zugetragen. Es ist möglich, daß hierdurch nicht allen Wünschen Rechnung getragen wird. Jedenfalls dauert es sehr lange, bis man seinen Löffel in warme Suppe stecken kann. Der kluge und erfahrene Mann hat für diesen Fall in seinem Brotbeutel ein Gegenmittel.

Wir haben im letzten Kriege Vieles gelernt, und zwar am eigenen Leibe gelernt. Da befanden sich an der Spitze der Proviant-Kolonnen oder der Fuhrpark-Kolonnen Wagen nur mit Mehl oder mit Hafer beladen; um die wirklichen Portionen zusammen zu bekommen, mußte erst ein umständliches Umladen vorgenommen werden. Jetzt sind die vordersten Wagen der Kolonnen mit vollen Portionen beladen, sie können ohne Aufenthalt vorfahren bis in die Vorposten hinein. Für den Führer ergiebt sich die Pflicht, diese Wagen rechtzeitig in Bewegung zu setzen. Noch ehe der Marsch beendet ist, können die für die Vorhut bestimmten Wagen den Befehl erhalten, vorzurücken, dann ist die Verpflegung zur Stelle, wenn die Truppe „das Gewehr ab!“ nimmt.

Um jedem Mißtrauen die Spitze abzubrechen, — die Vorposten werden nie glauben, daß man ihnen die besten Stücke giebt — empfiehlt es sich, für die Verpflegung der Vorhut grundsätzlich Konserven zu verwenden, die immer in der kürzesten Zeit die beste, allerdings auch die theuerste Mahlzeit liefern; aber auf den Preis kommt es im Kriege nicht an. Es sei hierbei bemerkt, daß auch der Vorposten-Kommandeur nicht das Recht hat, die Verwendung der sogenannten „eisernen Portion“ zu befehlen. Wenn der Dienst richtig gehandhabt wird, dann haben die Vorposten ihre Mahlzeit in genau derselben Beschaffenheit und zu derselben Zeit, wie die nicht auf Vorposten befindlichen Truppen. Die Fälle bleiben nicht aus, daß Alle nichts haben. In der Winter-Kampagne gegen Orléans und Le Mans würde es manchem Truppenführer schwer werden zu sagen, wovon seine Leute gelebt haben. Der Kanonier der schon eine Woche lang aus demselben Kaffeesatz seinen Kaffee

kochte und „nu wird er geroocht“, war eine durchaus nicht seltene Erscheinung. Aber es ist in der Zeit nie eine Klage der Leute oder ein Ausdruck von Unzufriedenheit zur Kenntniß der Führung gekommen. Der lange Feldzug hatte die Ueberzeugung begründet, daß die Sorge für das Wohlbefinden der Untergebenen ebenso Pflicht des Offiziers ist, wie das Beispiel von Tapferkeit im Kampfe, es bildet sich da im Kriege nach wenigen Wochen ein Verhältniß aus, wie es oft Jahre des Friedens nicht schaffen können. Ein Hauptmann kümmert sich grundsätzlich nie um seine eigene Verpflegung, scheut aber keine Mühe, keinen Weg, seinen Leuten Alles zuzuwenden, was sie etwa brauchen konnten. Jeder Soldat dieser Truppe hielt es für seine Pflicht, nur für seinen Hauptmann zu sorgen, und es kam da zu geradezu rührenden Beweisen der Anhänglichkeit. Wenn der einfache Soldat in seinem Offizier den überlegenen Charakter anerkennen muß, dann entsteht das felsenfeste Verhältniß, das uns siegreich durch ganz Frankreich führte. Diese Zusammengehörigkeit ist die Grundlage unseres Heeres; wenn selbst der letzte Tambour weiß, daß er Gegenstand einer endlosen Sorgfalt seines Offiziers ist, dann fühlt die ganze Truppe ihre Kraft und wendet sie an, wo es verlangt wird.

Auf eigenen Füßen.

„Gute Erziehung" — dies köstlichste Erbtheil von Vater, Mutter, Schule und Kirche soll jedem Einzelnen zu jeder Zeit und an jedem Orte die Sicherheit geben, daß er richtig handelt, denkt, fühlt; die Soldatenerziehung hat genau dasselbe Ziel, sie soll dem Heere, wie dem einzelnen Soldaten, dem Feldherrn, wie dem letzten Tambour die Zuverlässigkeit der Gesinnung geben, die allein große Erfolge herbeiführt. Wenn der Grenadier, der vor Paris sein Gewehr abschoß, nicht genau so gedacht und gehandelt hätte, wie der, der in der Hasenheide seine Bedingungen auf dem Scheibenstande erfüllte, dann wäre unser schönes Vaterland nicht auf dem Platze in der Weltgeschichte, den es heute einnimmt.

Die Soldatenerziehung dauert so lange wie die Dienstzeit, jeder Tag fast bringt etwas Neues, man lernt etwas dazu und merkt es sich. Da unsere Handlungen sich immer im Rahmen der Truppe abspielen, unter den Augen der Vorgesetzten, die dafür verantwortlich sind, daß der Dienst richtig ausgeführt wird, so geht Alles glatt und ohne Schwierigkeit. Die verschiedene Begabung der Leute bringt es von selbst mit sich, daß nur Wenige in die Lage kommen, ohne den Halt, den der anwesende Vorgesetzte und alle Kameraden geben, also selbstständig handeln zu müssen. Wenn auch der Grundsatz im Heere voll zur Geltung kommt, nur das vom Manne zu verlangen, was ihm vorher gründlich gelehrt worden ist, so bleiben doch die Fälle nicht aus, die nicht vorhergesehen sind, die in gleichem Grade sich an den gesunden Menschenverstand wie

an die ehrliche Soldatengesinnung wenden. In solchen Fällen hört der einzelne Soldat auf, er selbst zu sein, er wird Regiment, Kompagnie, Schwadron, weil es vollständig gleichgültig ist, daß das der Grenadier Friedrich Wilhelm Schultze ist, aber von höchster Bedeutung, daß es ein Mann vom Leibregiment ist. Man sieht in dem einzelnen Manne das Regiment, man schließt von seinem Aussehen und seinem Verhalten auf das Regiment. § 1 jeder Instruktion, die man einem abkommandirten Manne geben möchte, muß lauten:

„Du benimmst Dich geradeso, als ob das ganze Regiment „hinter Dir stände."

Wer einen schlecht angezogenen, unvorschriftsmäßig grüßenden Mann antrifft, der obendrein vielleicht angetrunken ist, der sieht zunächst nach dem Regiments-Abzeichen, und in seinen Gedanken hat das Regiment einen Knacks abbekommen, das einen solchen Mann allein überhaupt auf die Straße gelassen hat.

Im Kriege wird es noch seltener vorkommen, daß ein einzelner Mann auf sich selbst angewiesen ist. Jede Patrouille besteht aus mindestens zwei Mann. Trotzdem ist es möglich, daß auch in Feindes Land der Zufall auf kurze Zeit einen einzelnen Mann allein sein läßt.

Dieser Umstand muß unter allen Umständen so schnell als möglich beendet werden, denn er ist unvorschriftsmäßig und nicht ohne Gefahr. Jeder von seinem Truppentheile abgekommene einzelne Mann ist verpflichtet, sich bei der ersten ihm begegnenden geschlossenen Truppe zu melden. Man darf sich nicht ohne Weiteres anschließen, sondern man hat sich dienstlich beim Führer zu melden. Dies muß man schon deshalb thun, um glaubhaft nachweisen zu können, wo man gewesen ist, also um sich zu rechtfertigen.

Man benimmt sich nun geradeso, als ob man zu diesem Truppentheile gehört, steht man auf einem besonders hohen Standpunkt, dann wird man hier, wo man Fremder ist, ein besonders gutes Beispiel zu geben suchen. Gelang es, zum eigenen Truppentheile zurückzukehren, dann meldet man sich dienstlich und wird in die Lage gebracht werden, seine Abwesenheit zu rechtfertigen.

Im Kriege ist jedem Soldaten der dringende Rath zu geben, jedes Alleinsein zu vermeiden. Den Franzosen galt der einzeln marschirende Soldat stets als gute Beute. Die vielen „Vermißten", die in den Verlustlisten der Regimenter enthalten sind, fielen ohne Frage in die Hände von französischen Landeseinwohnern, die an dem einzelnen feindlichen Soldaten, der sich nicht zur Wehr setzen konnte, einen grausamen und feigen Patriotismus zeigen wollten. Wie verthiert die französische Bevölkerung war, davon nur dies eine Beispiel: während des Kampfes um Bazeilles in der Schlacht bei Sedan fand ein preußischer Ulanenoffizier bei einer bayerischen Batterie ein altes Weib an ein Protzrad gebunden. Auf seine Frage erfuhr er, dies Weib habe einem verwundeten Bayern die Augen ausgestoßen. Er wandte sich an die Gefangene, die voll Wuth rief: „ja, ich habe es gethan und wenn ich frei bin, thue ich es wieder."

Wer von seinem Truppentheile abgekommen ist, der thut gut, so lange zu marschiren, bis er die Etappenstraße erreicht hat, erst an der Etappenstraße sucht man ein Quartier zu bekommen, allen anderen bewohnten Orten geht man mit weitem Bogen aus dem Wege.

Jedes Armee-Korps hat seine Etappenstraße, auf der es jede Art von Nachschub heranzieht. Diese Straße ist durch Etappentruppen besetzt, so daß der Verkehr auf ihr gesichert ist. Größere Orte enthalten Etappen-Kommandanturen, die verpflichtet sind, derartige einzelne Leute zu sammeln, sie in geschlossenen Kommandos formirt, dem Heere nachzusenden.

Der einzelne Soldat hat die Pflicht, so schnell als irgend möglich seinen Truppentheil zu erreichen; er muß im Stande sein, sich glaubhaft über seine Abwesenheit zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung ist des eigenen Ansehens wegen nothwendig, es darf in den Reihen der Truppe auch nicht der leiseste Verdacht aufkommen, man sei ohne Nothwendigkeit abwesend gewesen.

Ist ein einzelner verwundeter oder erkrankter Mann liegen geblieben, dann muß er, sowie es sein Zustand gestattet, ebenfalls bemüht sein, sich irgendwie anzuschließen oder Aufnahme in einem Feld-Lazarethe zu finden.

Wenn der Truppentheil in verschiedenen Oertlichkeiten Ortsunterkunft hat, dann ist's wohl möglich, daß ein einzelner Mann von einem Orte zum andern zu gehen hat. Man befindet sich in einem unbekannten Gelände und muß deshalb vor Allem nach Anhaltepunkten für das Auge und für das Gedächtniß suchen. Ehe man sich in Bewegung setzt, sehe man sich nach irgend einem leicht wieder zu erkennenden Punkte in der Nähe um, z. B. einem leicht erkennbaren Hausgiebel, einem besonders geformten Kirchthurme oder einer Anzahl Pappeln. Gerade besonders geformte Bäume sind sehr gute Orientirungspunkte. An der Meeresküste müssen solche Bäume kontraktlich erhalten bleiben, weil sie auf den Schiffskarten als Zeichen angeführt sind und ihre Wichtigkeit für die Schifffahrt haben. Hat man sich einen solchen am Anfang des Weges gelegenen Punkt gemerkt, dann findet man auch wieder zurück.

Während des Gehens darf nichts der Aufmerksamkeit entgehen. Jedes absonderliche Geräusch muß möglichst auf seinen Ursprung untersucht werden. Alle Sinne müssen zu solcher Schärfe gezwungen werden, daß sie die Dienste leisten, die von ihnen erwartet werden.

Man geht ruhig beobachtend seinen Weg. Dort liegt ein Briefumschlag. Man nimmt ihn auf: er ist an den Chasseur X. vom 3. Jäger-Bataillon gerichtet, dieser Mann wird also hier gegangen sein und das Blatt weggeworfen haben. In den Händen des Offiziers hat dies Blättchen Papier folgende Bedeutung: das 3. Jäger-Bataillon gehört zum II. Korps Frosshard, der 1. Division Vergé und 1. Brigade Valazó; diese Truppen, oder Theile davon, sind also in der Gegend; bisher war nicht bekannt, wo sich das Korps Frosshard befand. Die Nachricht, durch ein weggeworfenes Brief-Couvert vermittelt, ist von großer Wichtigkeit. Die Nutzanwendung ist: man wirft kein beschriebenes oder bedrucktes Papier weg, selbst ein Fetzen einer deutschen Zeitung zeigt an, daß da ein Deutscher gegangen ist. Als unsere Truppen nach der Schlacht bei Spicheren auf Metz marschirten, wurden die verlassenen französischen Biwaks schon von Weitem an den weggeworfenen Zeitungspapieren erkannt. Es muß schon im Frieden

darauf gehalten werden, daß auch in diesen Kleinigkeiten Ordnung gehalten wird.

Vom Wege ab führen quer über das Feld drei Fußspuren. Man sieht sie sich genau an, von einem deutschen Stiefel stammen sie nicht, denn sie zeigen nicht unseren breiten Absatz mit breiter Sohle, aber hier sind Soldaten gegangen, denn alle drei Spuren haben gleiche Beschaffenheit, die Sohlen sind gleichartig mit Nägeln beschlagen. Wenn man durch seinen Auftrag nicht an eine bestimmte Zeit gebunden ist, — denn der erhaltene Befehl steht immer in erster Linie — dann geht man vorsichtig der Spur nach. Man wird erkennen, ob sie frisch oder alt ist, ob sie in einer bestimmten Richtung vordringt, oder planlos hin- und hergeht. Man folgt bis zu jener Höhe, von dort geht die Spur schnurgerade weiter. Es ist also anzunehmen, daß eine feindliche Patrouille, wahrscheinlich am Tage vorher, gegen dieselbe Höhe vorgeschickt worden ist, um zu sehen, ob jenseits etwas vom Feinde zu ermitteln ist.

Hart am Wege erkennt man Pferdespuren; sie stammen von mehr als zwei Pferden, und zwar gerittenen Pferden, also war hier Reiterei, die Form der Hufeisen ist nicht die deutsche, also befand sich hier eine feindliche Patrouille und man wird aus dem Aussehen der Spur schließen können, wann das gewesen ist.

Marschirende Truppen lassen selbst auf der festesten Chaussee sehr bezeichnende Spuren zurück und man kann ohne Schwierigkeit erkennen, ob hier mehr als ein Bataillon, eine Eskadron, eine Batterie marschirt ist. Ein Bataillon läßt einen mehr oder minder regelmäßigen, breiten Streifen zurück, der gleichmäßig mit den Abdrücken der Stiefelnägel bedeckt ist. Ein Reiter-Regiment zeigt ebenfalls diesen charakteristischen Streifen, der gleichmäßig mit Hufeisen-Spuren bedeckt ist. Auf weicher Landstraße wird der Boden durch mehr als ein Bataillon festgetreten und auch Reiterei läßt sich leicht erkennen.

Eine Straße, die von einem großen Truppenkörper mit Fuhrwerk benutzt worden ist, sieht fast so aus, als ob sie verrathen wollte, wer hier marschirt ist.

So giebt es tausend Merkmale, die dem aufmerksamen, pflicht-

treuen Soldaten nicht entgehen, die seine Gedanken beschäftigen und die, verständig benutzt, dem Dienste von Nutzen werden. Der einfache Soldat kann diesen Nutzen nicht selbst ermessen, aber das von ihm gelieferte Material ist für die mit diesem Dienstzweige betrauten Offiziere unschätzbar. Eine bis dahin noch nicht bemerkte Regimentsuniform läßt darauf schließen, daß eine neue Kavallerie-Division erschienen ist. Alle Sinne des Soldaten müssen so haarscharf sein, daß ihnen bei Tage und bei Nacht nichts entgeht, und das Pflichtgefühl muß so angespannt sein, daß man seinem Offizier Alles meldet, und genau so meldet, wie es geschehen ist.

Die Lebensgewohnheiten der Jugend führen zu gewohnheitsgemäßen Uebertreibungen. Da ist alles Bemerkte „ungeheuer", „sehr stark", „großartig" u. s. w., man nehme die Gewohnheit an, zu zählen und zwar langsam zu zählen, genau hinzusehen, da wird dann aus dem „sehr starken" Feinde eine feindliche Abtheilung von etwa einer Kompagnie. Bei Beginn des Feldzuges von 1866 gingen nach dem Ueberschreiten der böhmischen Grenze dauernd Meldungen ein, auf der und jener Höhe wären feindliche Truppen zu erkennen, es waren Bauern, die sich versammelt hatten, das militärische Schauspiel sich anzusehen. Der Soldat muß es als Sache seiner persönlichen Ehre ansehen, daß seiner Aufmerksamkeit nichts entgeht und daß jedes Wort seiner Meldung unbedingt wahr ist. Ob eine Bemerkung wichtig oder unwichtig ist, das vermag der einfache Soldat nicht zu beurtheilen, aber wenn von einem Regiment die Meldung des Grenadiers Friedrich Wilhelm Schultze weiter gereicht wird, dann muß an ihrem Wortlaute kein Ton sich als falsch, als übertrieben ergeben, nun ist's die Meldung des Regiments, nicht des einzelnen Grenadiers. Die etwas dummdreiste Aeußerung eines gefangen gewesenen Einjährigen, der vor den französischen Heerführer General Chanzy geführt worden war und den man frug wie denn der französische General aussehe: „nun ein berühmter Feldherr scheint er nicht zu sein", selbst diese Antwort hatte ihren Nutzen.

Gefangen werden! In unserem Heere gilt es als Schande, unverwundet kriegsgefangen zu werden; jeder Gefangene muß sich bei der Rückkehr zum Truppentheil durch militärgerichtliches Proto-

soll rechtfertigen; seine Aussagen hat er so weit als möglich durch Zeugen zu bekräftigen. Es ist in gleichem Grade Ehrensache sowohl des Truppentheils, wie des einzelnen Mannes, daß keinerlei Makel bestehen bleibt. Wird eine mit Waffen und Munition ausgerüstete Truppe kriegsgefangen, dann trifft sie unter allen Umständen ein ernster Vorwurf, sie mußte versuchen sich durchzuschlagen, gingen dabei neun Zehntel der Leute zu Grunde, dann blieb doch die Soldatenehre der Truppe unangetastet.

Der einzelne Mann kann in die traurige Nothwendigkeit kommen, sich ohne Wunde ergeben zu müssen, aber auch er wird gut thun, seinen Widerstand bis auf's Aeußerste zu treiben. Auf dem unverwundet in Kriegsgefangenschaft gelangten Mann bleibt so lange ein Makel sitzen, bis er glaubwürdig nachgewiesen hat, daß ihn ein Vorwurf nicht trifft. In unserem Heere werden diese Dinge sehr ernst genommen, denn der einzelne Mann ist ein Theil des Regiments, und das Ansehen des Regiments leidet darunter, wenn es „Vermißte“ hat.

Wir sehen den Triumph der Soldaten-Erziehung darin, daß jeder Einzelne die ihm gelehrten Pflichten auch dann gewissenhaft erfüllt, und zwar als persönliche Ehrensache, wenn jede Kontrolle fehlt. Diese Forderung wird nicht etwa blos für den Krieg erhoben, sie ist im Friedensdienst ebenso gewissenhaft zu erfüllen, damit die Gewohnheit, so zu handeln, einen unwiderstehlichen Zwang ausübt, dem sich Niemand entzieht. Wo der deutsche Soldat lediglich „auf eigenen Füßen“ steht, da soll er sich fühlen, als stände sein ganzes Regiment hinter ihm, so soll er sich fühlen und so soll er handeln.

Meldungen.

Der Nachrichtendienst für den Krieg fängt im Frieden an und hört nie auf. Unsere oberste Heeresleitung hat und erfüllt die Pflicht, sich in genauester Kenntniß der Organisation, Ausrüstung, Bewaffnung und Leistungsfähigkeit aller fremden Heere zu erhalten. Die Abtheilungen unseres Großen Generalstabes beschäftigen sich mit der Kenntniß fremder Heere mit derselben Gründlichkeit, wie sie dem deutschen Wesen eigenthümlich und Bedürfniß ist. Jede Erfindung, die geeignet ist, ändernd auf den Truppen-Gebrauch einzuwirken, gleichgültig ob sie ein Amerikaner oder ein Engländer gemacht hat, muß in ihrem Werthe geprüft werden. Die Franzosen hatten sich vor 1870 ein eigenartiges Geschütz angeschafft: die Mitrailleusen; ein Revolvergeschütz mit einer Anzahl von Läufen, die gleichzeitig je eine Gewehrkugel dem Feinde entgegenschleudern sollten. Das Geheimniß der Erfindung war selbst von der eigenen Armee gewahrt worden. Die Mitrailleusen-Batterien wurden erst bei Beginn des Krieges offiziell in den Dienst gestellt. Man erwartete von ihnen eine geradezu vernichtende Wirkung. Der deutschen Heeresleitung war diese Absicht nicht unbekannt, sie kannte aber auch die Mängel der Erfindung und war bei Beginn des Krieges 1870/71 in der Lage, die eigenen Truppen darauf aufmerksam zu machen, daß der Ruf der Mitrailleusen von ihrer Wirkung bei Weitem nicht erreicht würde.

Die Franzosen erwarteten von diesem Geschütze Wunderdinge; als sie nicht eintraten, die Mitrailleusen an keiner Stelle die er-

wartete Wirkung hatten, da mag das nicht wenig dazu beigetragen haben, das Vertrauen zu erschüttern. Es war in den Reihen der deutschen Truppen ja eine gewisse Spannung vorhanden, das neue gegnerische Geschütz kennen zu lernen, aber beim ersten Auftreten erhielten von uns die Mitrailleusen den Namen „alte Knarre“ und sie haben keiner deutschen Truppe imponirt.

Die deutschen Truppen wurden bei Beginn des Krieges genau darüber belehrt, worin das Zündnadel-Gewehr dem Chassepot überlegen sei, man müsse die Treffsicherheit unseres Gewehres auf nähere Entfernungen ausnutzen, das zwecklose Fernfeuer der Franzosen unbeachtet lassen. Die Leute wurden über die Gefechts-Gewohnheit der Franzosen gründlich instruirt, das war nur möglich auf Grund der Kenntnisse, die der deutsche Generalstab sich über die französische Armee im Frieden erworben hatte.

Die Person der Führer ist im Kriege von entscheidender Bedeutung. 1813/14 wären wir ohne den Feldmarschall Blücher vielleicht nicht über den Rhein, aber gewiß nicht nach Paris gekommen. Welche Verheißung lag nicht für die ganze gebildete Welt darin, daß König Wilhelm I. von Preußen sich an die Spitze des deutschen Heeres stellte! Die Namen: Prinz Friedrich Carl, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Sachsen, Großherzog von Mecklenburg, die waren nicht Namen, sie verkündeten offenkundig ein Prinzip: Fürst und Volk vertreten gemeinsam die verletzte Nation, daß sich der König an die Spitze des Heeres stellte, die Fürsten die obersten Kommandostellen einnahmen, das ließ unserem Gegner von damals keinen Zweifel, wie ernst man bei uns die Lage auffaßte. Ein preußischer Prinz wurde bei Gravelotte darauf aufmerksam gemacht, daß er im Gewehrfeuer sei, er hatte kein Kommando, war nur Zuschauer und antwortete: „ich sehe so schlecht, da muß ich doch näher heran reiten.“ An die Person dachte er nicht, nur an die große Sache.

Es ist wünschenswerth, die Persönlichkeit der feindlichen Generale zu kennen, ihre Charaktereigenschaften, ihre Gewohnheiten, ihr Ansehen bei den Leuten. Entschuldigte doch ein französischer General seinen Nicht-Erfolg vor Vendôme damit, er habe die „be-

rühmte Brigade Rothmaler" (11. Inf.-Bgde., Regtr. 20 und 35) gegen sich gehabt.

Es ist anzunehmen, daß, wenn ein Krieg ausbricht, man seinen Gegner genau kennt und daß es kaum möglich sein wird, durch ein neues Feuergewehr, ein neues Geschoß, eine neue Gefechtsform zu überraschen. Wir müssen nur peinlich das beibehalten, worin wir jedem Gegner überlegen sind: deutsche Kraft und deutscher Gehorsam. Wir haben unsere Gegner nicht durch neue Gewehre oder neue Geschütze, sondern durch eine nicht zu überwindende Leistungsfähigkeit überrascht, der sie niemals gewachsen waren. General von Alvensleben lief am 18. August 1870 Gefahr, mit seinen Brandenburgern von der Uebermacht der französischen Armee erdrückt zu werden, er faßte seine Lage aber so auf: „auch dann würden sie mich nicht los." Er wußte sich in vollster Uebereinstimmung mit allen seinen Leuten, selbst geschlagen, halten wir den Feind so lange fest, bis unser König mit dem ganzen Heere da ist. Das ist deutsche Manier, die macht uns Niemand nach.

Bei Beginn des Krieges ist es von Wichtigkeit, schnell Kenntniß von der feindlichen Ordre de bataille zu bekommen, daß ist von der Zusammensetzung und der Beschligung des feindlichen Heeres, wie sie für den bevorstehenden Krieg angeordnet worden ist.

1870 wußten wir schon beim Ausmarsche aus der Garnison, welche Heere Frankreich aufstellen wollte u. s. w., und kannten ihre Zusammensetzung. Die Kenntniß der Ordre de bataille hat zur Folge, daß ein paar Gefangene genügen, um zu wissen, welches Korps, welche Armee man vor sich hat.

Wenn z. B. am 3. August 1870 vor Saarbrücken in einem Straßengraben ein gestürzter französischer Küraſſier vom 4. Regiment gefunden wurde, so sagt die Ordre de bataille, daß das 4. Küraſſier-Regiment zur Kavallerie-Division des II. Armee-Korps, Division Valabrègue des Korps Frossard gehört. Man weiß also, was man vor sich hat.

Auf diesen Gebieten liegt das Nachrichtenwesen im Frieden und vor Beginn der Feindseligkeiten. Man wird mit Eifer und Verständniß die Zeitungen verfolgen. Wenn da z. B. in einem

kleinen Provinz-Blatt die scheinbar harmlose Nachricht steht: „Heute haben uns unsere Dragoner verlassen", so heißt das so viel, als der Eisenbahntransport des entsprechenden Armee-Korps hat begonnen.

Nachrichten, die auf den ersten Blick kaum einen militärischen Werth haben, gewinnen eine weitreichende Bedeutung. Da wurde z. B. seiner Zeit neben der eingeleisigen Eisenbahnbrücke über die Weichsel bei Dirschau eine zweite zweigeleisige gebaut. Der Eisenbahntransport von Truppen, sei es nach Osten oder nach Westen, mußte vorher bei Dirschau unterbrochen werden, denn die Truppen kamen auf einer zweigeleisigen Bahn an, konnten aber nur auf einer eingeleisigen weiter befördert werden, während jetzt die Beförderung nicht unterbrochen wird.

Die Anlage der Berliner Stadtbahn bildet eine große Beschleunigung des Truppentransportes. Wer früher auf dem Ostbahnhofe ankam, mußte mittels Droschke den Bahnhof erreichen, von dem aus die Weiterfahrt stattfinden sollte. Diese wenigen Beispiele haben nur zeigen sollen, worauf im Frieden die Aufmerksamkeit gerichtet sein muß, um im Kriege nicht unfreundlich überrascht zu werden.

Bei Beginn der großen Transporte zur Vereinigung der Heere ist es von großer Bedeutung, genau über die Bewegungen des Feindes unterrichtet zu sein. 1870 nahmen wir, veranlaßt durch den Kriegsruhm der Franzosen und durch ihr wüstes Geschrei: „à Berlin, à Berlin", an, sie würden uns durch einen energischen Vormarsch nach Deutschland zuvorkommen. Viele Generalstabs-Offiziere haben 1870 zwischen dem Rhein und der Saar das Gelände rekognoszirt, da sollte es eine Schlacht bei Kaiserslautern geben und ängstliche Gemüther wollten den deutschen strammen Vormarsch nicht gut heißen. In solcher Periode des Krieges ist es nothwendig, gute Kundschafter zu haben und sehr genau die Tagesblätter zu lesen. Unser Gesandter in der Schweiz telegraphirte dem General v. Werder in den Januartagen des Jahres 1871 die Nachrichten, die in Schweizer Blättern über das Heer von Bourbaki standen.

Ein nicht militärischer Zeitungsschreiber vermag gar nicht zu

ermeſſen, welchen Schaden er durch ſeine Mittheilungen anrichten kann. Wir haben die wichtigſten Nachrichten über die franzöſiſche Armee meiſt durch franzöſiſche Zeitungen erhalten, die immer der Meinung waren, ſehr patriotiſch zu ſein.

Das eigentliche Nachrichtenweſen der Truppe beginnt erſt mit dem Vormarſche der Armee.

In den Stäben der Armee-Ober-Kommandos und des General-Kommandos ſind beſonders geeignete Generalſtabs-Offiziere mit dem Nachrichtenweſen betraut. Sie ſind im Beſitz der bereits bekannten Nachrichten und ſind verpflichtet, die Bewegungen des feindlichen Heeres mit vollſter Aufmerkſamkeit zu verfolgen. Sie leſen die Tages-Zeitungen und machen ſich Auszüge daraus, ſie regiſtriren alle von den Truppen eingehenden Meldungen, prüfen ſie in Bezug auf ihre Richtigkeit, vergleichen entgegenſtehende Meldungen, und ſuchen ſelbſt aus falſchen Meldungen richtige Schlüſſe zu ziehen. Dieſe tägliche Beſchäftigung giebt eine große Klarheit, man weiß genau, welche Nachrichten wünſchenswerth ſind und vermag danach ſeinem Kommandeur Vortrag zu halten. Vielleicht befiehlt dieſer, daß das ganze Korps ausrückt, um ſich die gewünſchte Gewißheit zu verſchaffen, oder er ſchickt einen beſonders findigen Offizier mit einer Anzahl Reiter ab. Die Nachrichten, deren man dringend bedarf, thut man gut durch Perſönlichkeiten ſich zu verſchaffen, über die man verfügt und deren Eigenſchaften man kennt. Napoleon und Friedrich der Große erwähnen in ihren Befehlen oft: man nehme einen Offizier „der Glück hat“. Es treten im Laufe eines Krieges oft Perſönlichkeiten hervor, denen das Glück beſonders günſtig iſt, denen Alles gelingt. In der Schlacht bei Beaune de la Rolande hieß es, es ſei unmöglich zum General von Voigts-Rhetz zu kommen, der rings vom Feind umſtellt ſei, General von Alvensleben hielt es für dringend geboten, ſich mit dem Freunde von Vionville her zu verſtändigen. Die ganze Unterhaltung hatte der ganze Stab mit angehört; es genügte ein Blick des Generals Alvensleben auf den Rittmeiſter André hin, dem Alles glückt, und dieſer tapfere Offizier ritt im Galopp los und brachte nach kurzer Friſt einen ſchönen Gruß vom X. Korps.

Er war durch die Franzosen mitten durch geritten, kein Haar war ihm gekrümmt worden. Wer es sah, wie dieser Rittmeister im festen Jagd-Galopp schnurgeradeaus ritt, der wußte im Voraus genau, dem glückt's. Vor Saarbrücken ritt 1870 der damalige Husarenoberst von Schmidt mit seinem Adjutanten gegen den Feind. Beide mußten vor feindlicher Ueberlegenheit umkehren. Sie gerieten in ein heftiges Feuer, das Pferd des Adjutanten wurde erschossen, und der Offizier gerieth in Gefahr, gefangen zu werden. Da hielt der Oberst sein Pferd an und zwang seinen Adjutanten sich hinter ihm in den Sattel zu setzen und so kamen Beide zur Truppe zurück. Von dem Augenblick an, in dem das Nachrichtenwesen vom Schreibtische auf den Sattel verlegt wird, gewinnt die Findigkeit und Intelligenz des Einzelnen eine große Bedeutung. Der Werth der Meldung liegt nicht nur in ihrem Inhalt, sondern in der Person des Meldenden, dessen Zuverlässigkeit erprobt ist. Der Dienst stellt keinen Soldaten auf einen Platz, den er nicht ausfüllen kann. Wer zuverlässige Meldungen über den Feind haben will, der muß hierzu zuverlässige Leute mit zuverlässiger Instruktion wegschicken. Es genügt nicht, daß „eine Patrouille von 3 Pferden" abgeschickt ist, sondern, es hat der Unteroffizier X. den Befehl erhalten, festzustellen, ob das Dorf A. vom Feinde besetzt ist".

Es ist von großer Wirkung, wenn gerade der Gefreite B. aus der ganzen Schwadron herausgeholt wird, um einen wichtigen Auftrag auszuführen, das unausgesprochene Vertrauen wirkt mehr als eine ganze Rede. Der deutsche Soldat bedarf, um zur höchsten Leistung angespornt zu werden, niemals einer ermunternden Anrede, ihm genügt der kurze Befehl, eine lange Rede würde nur Zweifel und Mißtrauen erwecken. Als General von Bredow in der Schlacht von Vionville den Befehl zu seiner berühmt gewordenen Attacke erhielt, da zog er einfach den Degen und ließ Trab blasen, jeder Reiter sah ja, um was es sich handelte, und wenn ich Jemandem rathe, tapfer zu sein, dann ist der Gedanke daneben, man könnte doch auch nicht tapfer sein; eine deutsche Truppe beleidigt man durch solche Anrede.

Die Dienst-Instruktion giebt genau an, wie sich die Pa-

trouillen zu benehmen haben. Dennoch bleibt dem Unternehmungsgeist der Truppe ein weiter Spielraum. Nach der Schlacht von Spicheren ritten die 15. Ulanen in breiter Front im Galopp unter Hurrah mitten in die französischen Biwaks hinein. Die Franzosen erkannten nicht, daß es nur gelbe Ulanen waren, meinten eine neue Kavallerie-Division und mit ihr eine neue Armee sei da und setzten die Retirade fort. Dieses Regiment hatte die Gewohnheit angenommen, daß unter jeder Meldung das Urtheil des absendenden Vorgesetzten stand, z. B.:

„Meldung ist richtig." N. N., Rittmeister.

oder:

„Meldung ist zweifelhaft, werde mich überzeugen."
N. N., Rittmeister.

oder bei sehr wichtigem Anlasse:

„Ich reite selbst vor, um mich zu überzeugen."
v. A., Oberst und Rgts.-Komd.

Dieses Verfahren erleichtert ungemein das Nachrichtenwesen. Der im Korps-Stab damit beauftragte Offizier muß die eingehenden Meldungen auf ihre Richtigkeit prüfen. Er hat Gelegenheit die verschiedenen Meldungen zu vergleichen und sie in Einklang mit seiner Kenntniß der Verhältnisse zu bringen. Es ist vielleicht ganz gleichgültig, ob in der Nähe des Dorfes A. feindliche Reiter gesehen worden sind, aber daß es Husaren waren, das ist wichtig, denn es beweist, daß neue Truppen vor der Front sind. Solche Beurtheilung kann natürlich nicht der einzelne Reiter, auch nicht der einzelne Offizier machen, aber Beide müssen Alles melden, was sie gesehen haben. Eine große Rolle spielt die Zuverlässigkeit in Bezug auf die Zeit. Im Laufe eines Gefechtstages erlauben sich die Stunden noch einmal so lang zu werden, als es sonst ihre Pflicht ist. Man nehme die Gewohnheit an, sich von Zeit zu Zeit nach seiner Uhr umzusehen, dies einfache und mühelose Geschäft bringt Ruhe in das Gemüth. Manche Meldung verliert jeden Werth, wenn zwischen Absendung und Ankunft halbe Tage oder mehrere Stunden liegen. Jede beim Stab eingehende Meldung

erhält eine Nummer und die Notiz, zu welcher Zeit sie einging. Nun erst wird sie ein werthvolles Dokument.

Wer heut Kriegsgeschichte studiren will, der muß sich durch eine Unzahl von unleserlich mit Bleistift geschriebenen Meldungen durcharbeiten, deren jede trotzdem irgend einen Werth hat. Dies ist das Gebiet, auf dem die Thätigkeit des einzelnen Mannes von Bedeutung wird.

Wenn der gegen den Feind reitende Husar nicht davon durchdrungen ist, daß er für Alle eine wichtige Person geworden ist, dann wird er wenig leisten. Man giebt ihm den Ehren-Namen „Auge der Armee".

Vom 15. August 1870 ab stand die französische Rhein-Armee, mehr als 175 000 Mann stark, unter dem Befehl des Marschalls Bazaine auf dem linken Moselufer, die Festung Metz hinter sich, bereit und fähig, die Aufgaben zu lösen, die ihr durch die Armeeleitung zugewiesen wurden. Die Aufstellung der Armee war eine so enge, daß jeder Truppentheil vorwärts Raum gewinnen mußte, dem eine Gefechtsaufgabe zugewiesen wurde. Die Versammlung von einer so starken Armee in einem verhältnißmäßig engen Raume ist in den Tagen vom 15. bis 18. August nicht erkannt worden; die deutsche Heeresleitung hat innerhalb dieser Zeit keine irgendwie genaue Kenntniß über den Feind gehabt, sie mußte ihre Anordnungen auf Muthmaßungen gründen, die nicht immer zutrafen. Hier die große französische Rhein-Armee, man nannte sie spottweise das Heer des Darius, weil ein unabsehbarer Train sie unbeweglich und schwerfällig machte, dort ungezählte preußische Reiter-Regimenter, alle getragen von den Ueberlieferungen der Kavallerie Friedrichs des Großen, vorzüglich beritten, brennend vor Ehrgeiz, — und dennoch dieser Mißerfolg! Wir sollen aus den Erfahrungen des Krieges lernen. Der Standpunkt des Rathsherrn auf der Treppe, der hier viel klüger redet als oben im Saale, ist ein leichter — man kann ihn ohne Scheu einnehmen, wenn man in Ruhe und ohne Vorurtheil Dinge beurtheilen will, die für die Zukunft vielleicht von Werth sind, den Bereich der Leistungsfähigkeit des deutschen Soldaten erweitern.

Die französische Rhein-Armee hatte am 14. August 1870 den beabsichtigten Abmarsch von Metz über die Mosel zur Maas begonnen.

Der Angriff des Generals v. d. Goltz auf den abmarschirenden Feind nöthigte zwei Armee-Korps, den Rückzug zu unterbrechen, wieder Front zu machen und sich zur Schlacht zu stellen. Die improvisirte Schlacht von Colombey verzögerte den Abmarsch der Franzosen um gewiß 24 Stunden. Ohne die Schlacht hätten sie am 14. und 15. August den Marsch zur Maas ausführen können, und der französische Krieg hätte ein ganz anderes Gesicht bekommen.

Es wird nachzuweisen sein, aus welchen Gründen es möglich war, daß die deutsche Heeresleitung trotz ihrer zahlreichen und vortrefflichen Reiterei am 15. bis 18. August ohne Kenntniß über den Feind blieb, und ob es möglich gewesen wäre, diesen Fehler zu vermeiden.

Bei Beurtheilung von menschlichen Verhältnissen fällt man leicht in den Fehler, von vorgefaßten Meinungen auszugehen, und diesen Meinungen eine bestimmende Bedeutung zu geben. Nach der Schlacht von Colombey, nachdem die Franzosen das rechte Moselufer geräumt hatten, ohne noch einmal den Versuch gemacht zu haben, sich zur Wehre zu setzen, wie es unser großer Soldaten-Kaiser unbedingt erwartete, dem die Waffenehre, das, was der Soldat thun muß, tief im Herzen saß, — auch vom Feinde erwartete er nichts Anderes, denn auch er ist Soldat. Wenn am 15. August der Fehler begangen wurde, daß die deutsche Armee nicht mit dem letzten Hauche von Roß und Mann über die Mosel geführt wurde, um den Feind zu vernichten, dann geschah es aus der auch dem Feinde nie versagten Hochachtung: deutsche Truppen würden den Tag von Colombey mit voller Kraft auszugleichen versucht haben, auch vom Feinde erwarteten wir nichts Anderes und rüsteten uns, seinen Angriff anzunehmen und abzuweisen.

Als am 15. August dieser Angriff nicht erfolgte, überall auf rechtem Moselufer verlassene Biwaks zu erkennen waren, da fielen wir in den weiteren Fehler, daß wir nun den Abmarsch des Feindes

von der Mosel zur Maas als feststehend annahmen. Die Anordnungen des Prinzen Friedrich Carl, des Feldherrn der zweiten Armee, für den 16. August, seine Anreden an die ihm begegnenden Truppen hatten lediglich im Auge, daß es vielleicht gelingen könnte, die Franzosen an der Maas zur Schlacht zu zwingen und ihnen vorher auf dem Rückzuge Schaden zu thun.

Um die Lage aller Führer, die in der Zeit vom 15. bis 18. August sich in Unkenntniß über den Feind befunden haben, klar beurtheilen zu können, muß man berücksichtigen, daß vom Feldherrn bis zum Tambour herunter Jeder nur an den abmarschirenden Feind dachte. Wo Staubwolken zu erkennen waren, da deuteten sie unfehlbar auf den Rückzug, während der Gegner thatsächlich Schanzen baute. In der ganzen zweiten Armee hatte die Ueberzeugung Platz gegriffen, daß der Feind in vollem Rückzuge zur Maas begriffen sei und daß es bei starken Marschleistungen vielleicht ermöglicht werden könne, einzelne Theile zu einem ungünstigen Gefecht zu zwingen. Das Verrranntsein in die Idee, der Feind zieht eilig ab, war ein so gründliches, daß selbst da, wo man den Gegner sah, wo man seine ernste Absicht erkannte, ernstesten Widerstand zu leisten, dennoch meinte, es handele sich um Rückzugsgefechte. Bis zum 18. August ist es nicht erkannt worden, daß die ganze französische Rhein-Armee bei Metz verblieben war und sich zur Schlacht stellen wollte.

Am Morgen des 15. August hatte Kaiser Wilhelm zunächst erwartet, es würden die Franzosen den Versuch machen, die Schlappe von Colombey wieder auszugleichen. Die I. Armee und Theile der II. hielten sich bereit, einen etwa erfolgenden Angriff zurückzuweisen. Die übrigen Korps der II. Armee umgingen im großen Bogen die Festung Metz und eilten der Mosel zu; es war wie ein großer Wettlauf zwischen der französischen und der deutschen Armee, der Start lag auf linkem Moselufer, das Ziel sollte die Maas sein. Man hoffte durch starke Marschleistungen den Franzosen an diesem Flusse zuvorzukommen. Im Laufe des 15. August stellte sich aber heraus, daß der Feind das rechte Moselufer geräumt hatte. Die deutsche Kavallerie ritt mit verwegenem Muthe

in die Vorstädte von Metz hinein und fand überall verlassene Lager. Preußische Geschütze donnerten am Napoleons-Tage ihren ehernen Gruß in das Lager des französischen Kaisers und veranlaßten ihn, seine Person in Sicherheit zu bringen. Im großen Hauptquartier wußte man am 15. August nur, daß die Rhein-Armee sich auf das linke Moselufer begeben habe, ob sie dort den Abmarsch zur Maas sofort angetreten habe oder noch bei Metz verweile, darüber wußte man nichts. Offiziere, die den Dienstbetrieb der französischen Armee genau kannten und die Beschaffenheit der engen Straßen von Metz, sprachen bestimmt aus, daß der Flußübergang einer ganzen Armee innerhalb der gegebenen Zeit überhaupt nicht möglich sei.

Die Franzosen haben mit der ihnen eigenthümlichen Nachlässigkeit die Zeit nicht ausgenutzt, selbst am Morgen des 16. August war der Uferwechsel noch nicht beendet und es mußte deshalb der für den Morgen beabsichtigte Abmarsch zur Maas auf den Nachmittag verschoben werden. Die Schlacht von Vionville hat ihn gänzlich verhindert. Um Nachrichten über die Bewegungen des Feindes zu erhalten, war vom Morgen des 15. August die 5. Kavallerie-Division, 9 Reiter-Regimenter mit 2 reitenden Batterien auf die Straße gesetzt worden, die in erster Linie für den erwarteten französischen Abmarsch in Betracht kam. Diese Regimenter sind mit der französischen Kavallerie in Berührung gekommen, es gelang ihnen aber nicht, Einsicht in die Versammlung des französischen Heeres zwischen Metz und Rezonville zu gewinnen.

Alle Heere sehen vor ihrer Front gleich aus, man stößt auf Patrouillen, auf kleinere und größere Reiterabtheilungen, die jede neugierige Annäherung an die versammelte Truppe verhindern. Die Regimenter der 5. Kavallerie-Division sind mit Entschlossenheit vorgedrungen; daß die ganze französische Armee, 175000 Mann, innerhalb von noch nicht 2 Meilen auf engstem Raume versammelt war, das haben sie nicht erfahren.

Man muß im Kriege scharf unterscheiden, ob man sehen oder schlagen will. Zum Sehen genügen zwei scharfe Augen in einem kalten Kopfe, was darüber ist, das ist vom Uebel, man darf gar nicht auf den Gedanken kommen können, einen Kampf wagen zu

dürfen. Eine Truppe wird immer die Neigung haben, sich mit dem Feinde, den sie sieht, zu messen, sie wird ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Chancen des Gefechtes, als auf allgemeine Beobachtungen lenken; das Ergebniß ist dann ein vielleicht recht ruhmvolles Gefecht des n^ten Husaren-Regiment, das aber für das Ganze gar keine Bedeutung hat, und fehlende sichere Nachrichten über den Feind. Auch der nachlässigste Feind wird eine Annäherung an seine Front nicht gestatten, auf diesem Wege wird man kaum eine Gewißheit erlangen, es sei denn, daß man Gefangene macht, die dann unvorsichtige Aussagen machen. Wer etwas sehen will, der muß seinen Standpunkt seitwärts zu gewinnen suchen.

Am 15. August war mit Sicherheit anzunehmen, daß die zu beiden Seiten der Straße Metz-Verdun vordringenden Reiter-Regimenter nichts erfahren würden.

Die französische Armee konnte zu dem von ihr beabsichtigten und von uns erwarteten Abmarsch zur Maas die große Straße Metz-Verdun benutzen, dann die Straße über Doncourt-Etain, endlich die im Mosel-Thal in nördlicher Richtung ziehende Straße. Es wäre der bestimmte Befehl zu geben gewesen, es sei festzustellen, ob auf diesen Straßen Bewegungen des Feindes stattfänden. Die hiermit beauftragten Offiziere hätten sehr weite Wege gehabt; je weiter sie seitwärts ausholten, um so weniger liefen sie Gefahr, gesehen zu werden, um so leichter hätten sie nun in die feindliche Flanke vordringen können, um ungestört zu beobachten. Das ist der Vortheil, den die heutige Friedensausbildung der Kavallerie bietet: jeder Reitersmann, gleichgültig ob Offizier oder einfacher Husar, wird in seiner Leistungsfähigkeit verdreifacht. Heute wird eine Entfernung von 75 km kaum als etwas Erhebliches genannt, 1870 gehörte sie fast zu den Unmöglichkeiten. Der einfache Husar oder Dragoner kann nicht ermessen, welche Wichtigkeit es für die Armeeleitung hat, ob auf der oder jener Straße marschirt worden ist; aber er kann in kurzer Zeit 5 Meilen hin und her reiten und melden, daß auf den Straßen von A. nach B. keine Kolonnen marschirt sind.

Die gegen die genannten Straßen vorgeschobenen Patrouillen würden noch eine besondere Bemerkung haben machen können: die

Franzosen hatten die Wege um Briey abgegraben und mit allen erdenkbaren Mitteln unbrauchbar gemacht. Solche Wege will man nicht benutzen; es war also zu erkennen, daß ein Abmarsch in nördliche Richtung nicht beabsichtigt sei. Die scheinbar unwichtige Meldung des Husaren A., der Weg nach B. sei durch Hindernisse versperrt, verräth der Armeeleitung die wichtige Thatsache, daß der Feind nicht über B. marschiren will.

Die 5. Kavallerie-Division, später die Königlich Sächsische Reiterei, wären in der Lage gewesen, sich Gewißheit über den Feind zu verschaffen, wenn sie weiter ausgeholt hätten, wenn — es wird hierauf großer Werth gelegt — ihnen bestimmt befohlen worden wäre, bis zu welchem Punkte sie ihre Beobachtungen auszudehnen hätten. Selbst eine Kavallerie-Division kann sich nicht unter allen Umständen in die Lage der Heeresleitung versetzen, deren Bedürfnisse kennen; wenn es von großer Wichtigkeit ist, über einen bestimmten Gegenstand Gewisses zu erfahren, dann muß man das ohne Umschweife aussprechen. Wäre am 15. August der Befehl gegeben worden: „Der Rittmeister A. dringt im Orne-Thale möglichst „bei Auboué vor und sucht von St. Privat aus Einsicht in die „Maßregeln des Feindes zu gewinnen," dann würde die Armee-Leitung am 16. August nicht ohne Kenntniß vom Feinde gewesen sein, oder es wäre der Rittmeister A. bei St. Privat den Heldentod gestorben. Es ist etwas Anderes, ob der Unteroffizier B. persönlich den bestimmten Auftrag erhält, oder ob die Abtheilung, bei der der Unteroffizier B. reitet, diesen Auftrag erhielt; die Verantwortung, die Ehre, der Ruhm muß dem Einen zu Theil werden, und der muß genau wissen, daß er ein Lump ist, wenn er versagt. An Einen muß man sich halten, nie an Viele.

Die Beobachtung der Franzosen am 15. August konnte auch noch von einer anderen Stelle aus erfolgen.

Um gegen die Festung Metz auf rechtem Moselufer zu beobachten, war das I. Armee-Korps und die 3. Kavallerie-Division dort zurück gelassen werden. Diese Division, 4 Kavallerie-Regimenter, unter Befehl des General Graf Gröben, biwakirte am 15. August, vom Feinde unbelästigt, in der Nähe des rechten Ufers der Mosel

unterhalb Metz. Ihre Patrouillen ritten bis unter die Kanonen des Forts St. Julien, aber es ist kein Versuch gemacht worden, die Mosel zu überschreiten und in der Richtung die Wege zu beobachten, die der Feind eingeschlagen haben konnte. 1870 war der Unternehmungsgeist der Kavallerie nicht auf dem Standpunkt von heute. Ein Wasser wie die Mosel bildete ein unüberschreitbares Hinderniß, man kam nicht auf den Gedanken, einfach durchzuwaten und durchzuschwimmen.

Im Jahre 1889 gelangte das 8. Husaren-Regiment bei Nehme an die Weser. Der Fluß ist mehr als 200 m breit, fließt schnell und ist stellenweise so tief, daß er nur durchschwommen werden kann. Schiffer, die am Ufer wohnten, erklärten es für unmöglich, die Weser zu Pferde zu überschreiten, dennoch ist das ganze Husaren-Regiment vom linken Ufer auf das rechte gelangt, ohne daß ein einziger Husar sich von seinem Pferde getrennt hätte. Das Unternehmen wurde durch die Beschaffenheit des Ufers erschwert. Zur Regulirung des Wasserlaufes ist das Ufer bei Nehme mit großen Feldsteinen gepflastert. Die Pferde mußten zunächst auf den Hinterbeinen rutschend ins Wasser gelangen, dann nahm sie der Strom ein Stück mit, das Wasser reichte bis über das Widerrist, ein paar Meter mußte geschwommen und dann gegen den Strom ankämpfend das andere Ufer gewonnen werden. Einige Offiziere eröffneten den Uebergang, zeigten den Weg, ein Rittmeister blieb mitten im Strom an der tiefsten Stelle mit hoch gehobenem Degen halten, den Ort bezeichnend, von dem aus geschwommen werden mußte, so ging zur Freude Aller und zum maßlosen Erstaunen der Uferbewohner ein westfälisches Husaren-Regiment über seinen Strom.

Das konnten wir 1870 noch nicht, heute würde es sich ganz von selbst verstehen, daß außerhalb der Kanonenschußweite der Forts Offizier-Patrouillen der 3. Kavallerie-Division am 15. August die Mosel überschritten hätten, um festzustellen, ob der Feind seinen Abmarsch von Metz in nördlicher Richtung begonnen hätte; als Grenze für die Beobachtung wäre die Straße Metz-Woipry-Briey zu bezeichnen gewesen. Das wäre ohne Schwierigkeit an einem langen Sommertage zu leisten gewesen.

Man kann im Kriege nur, was man im Frieden mindeſtens hundert Mal gemacht hat; wie kann ich an einem Tage 100 km reiten, wenn ich es nie probirt habe, was ich vom Pferde verlangen kann; man ſchwimmt nicht angeſichts des Feindes durch ein Waſſer, wenn man überhaupt nie in ein Waſſer geritten iſt. Vor der Schlacht liegen die großen Aufgaben des einzelnen Offiziers, des einzelnen Reiters. Die am 15. Auguſt Abends mögliche Meldung: „Der Feind hält in verſammelter Armee auf „linkem Moſelufer bei Metz zu beiden Seiten der Straße nach „Verdun," iſt trotz anweſender zahlreicher Kavallerie nicht eingegangen, das große Hauptquartier hatte ſowohl am 16. wie am 18. Auguſt keine ausreichende Kenntniß vom Feinde.

Der 17. Auguſt 1870 war wohl einer der intereſſanteſten Tage des franzöſiſchen Krieges. Der Feldherrenhügel in der Nähe von Flavigny bot ein buntes Soldatenbild, über dem ſich ein wolkenloſer, blauer Himmel wölbte, die Luft durchſichtig und unbewegt. Wer am Morgen dieſes Tages den Blick der Sonne zu richtete, der ſah zunächſt die breite Kaiſerſtraße zwiſchen Metz und Verdun, mit den hohen napoleoniſchen Pappeln eingefaßt, die heute bei uns in Deutſchland faſt die einzigen Erinnerungen an den erſten Napoleon bilden, der einſt ihre Anpflanzung befahl. Man ſah ſie den Hang von Gravelotte hinaufziehen und dann in Berg und Wald verſchwinden. Die Waldungen treten an die Südſeite der Straße dicht heran. Nördlich derſelben iſt das Gelände freier und überſichtlicher, es wird eingefaßt durch eine Reihe von Waldſtücken, die es verhindern, weiter nach Norden zu ſehen. Dort zogen die beiden Heerſtraßen hin, die am 17. Auguſt den Franzoſen zu ihrem Abmarſche nach der Maas offen geſtanden hätten, wenn ſie einen ſolchen beabſichtigt hätten.

Die Entfernung der franzöſiſchen Stellung bis zur Höhe von Flavigny beträgt nicht mehr als 10000 Schritt. Bei St. Hubert verſchanzte ſich ein franzöſiſches Korps, dort ſammelte ſich die Armee und rückte in die ihr zugewieſenen Stellungen. Dies Alles blieb auf der Höhe von Flavigny unbekannt, obwohl dort ſeit dem frühen Morgen das große Armee-Hauptquartier aufgeſchlagen war

mit seinen zahllosen Offizieren, Alle brennend vor Eifer, etwas Ausgezeichnetes zu leisten, Alle militärisch gebildet, Alle vorzüglich beritten. Man versteht es einfach nicht, wie es möglich war, daß nach einer siegreichen Schlacht, die in die unmittelbarste Berührung mit dem Feinde brachte, jede Kenntniß von seinen Absichten, ja von seinem Aufenthalte fehlte.

Solche geradezu wunderbare Erscheinungen bedürfen der Erklärung.

Seit dem 14. August war im preußischen Heere die Ueberzeugung maßgebend, die französische Rhein-Armee wolle nach der Maas abmarschiren. Die Schlacht von Colombey hatte den begonnenen Abmarsch unterbrochen, aber nicht aufgehoben, der Uferwechsel fand am 15. August ununterbrochen statt. Unsere Reiter-Patrouillen stießen überall auf verlassene Lager. Die Ueberzeugung vom beabsichtigten Abmarsch des Feindes wurde durch den Armee-Befehl für den 16. August bekräftigt und durch die Anreden an die Truppen. Wo Staubwolken zu erkennen waren, da mußten sie von feindlichen Marschkolonnen stammen, die zur Maas eilten.

Am 16. August war die französische Rhein-Armee durch die Schlacht von Vionville gehindert worden, den beabsichtigten Abmarsch auf Verdun auszuführen. Sie hatte den Rückzug auf Metz genommen, Rezonville besetzt haltend. Es hätten ihr nach der Schlacht und am 17. August die in nördlicher Richtung weg führenden Straßen offen gestanden.

Bei der klaren durchsichtigen Luft war jedes Staubwölkchen zu erkennen. Wer auch von der Höhe bei Flavigny aus Staub sah, der schwor darauf, er stamme von der abmarschirenden Rhein-Armee, daß Schanzen gebaut wurden, daß daher der Staub stammte, das ist nicht einmal vermuthet oder gar ausgesprochen worden. Was der Mensch wünscht, das verblendet ihn. Die Annahme, die mit den Wünschen so ziemlich überein stimmte, der Feind marschire ab, hat allen Augen Brillen aufgesetzt, die falsche Bilder erzeugten. Ein zweiter Gedanke war am 17. August bestimmend. Der Feind konnte an diesem Tage die Schlacht erneuern. Der Zustand, in dem er am 16. August Abends das

Schlachtfeld geräumt hatte, war keineswegs ein solcher, daß jede Widerstandskraft gebrochen war. Wir Preußen, die wir bis zum letzten Hauche mit dem Feinde gerungen hatten, wir wußten ganz genau, daß wir ihn bezwungen hatten, aber wenn wir unsere arg zusammengeschossenen Linien sahen, dann erkannten wir, daß in einem erneuten Angriffe des Feindes eine nicht geringe Gefahr lag. Das III. und das X. Korps hatten nicht einen Mann, der nicht in der Schlacht verwendet worden wären. Die Mehrzahl der Offiziere war gefallen. Trotzdem gab es in der ganzen Schlachtlinie keinen Mann, der nicht mit dem Gefühl, Sieger zu sein, an seinen Platz getreten wäre und ihn behauptet hätte.

Am 17. August hatten alle an der Schlacht betheiligten Regimenter zunächst mit sich selbst zu thun. Aus 2 Bataillonen mußte eins, aus 3 Kompagnien eine gebildet werden, es waren die Kommandoverhältnisse zu regeln, es mußte Munition empfangen werden, es waren die zahlreichen Todten zu begraben. Die Regimenter machten sich würdig, von ihrem Königlichen Kriegsherrn gesehen zu werden. Schon um 6 Uhr Morgens erschien König Wilhelm mit seinem Stabe auf der Höhe bei Flavigny; ihn beherrschte der Drang, seinen Truppen für den Sieg zu danken, er that es, in der nur ihm eigenen Weise; der letzte Grenadier meinte, sein König habe ihn besonders angesprochen, während es nur ein kurzes Wort war, das Allen galt. Der König gebrauchte nie große Worte, aber was er sagte, war groß durch die überwältigende Wirkung auf Alle; man fühlte es, daß auch der König sich nur für einen pflichttreuen Soldaten hielt, dem Tapferkeit und Todesverachtung selbstverständlich sind. Man muß es gesehen haben, mit welch' leuchtenden Augen unser König einem verwundeten Soldaten die Hand reichte! Das vergaß der Mann nie im Leben. Mit der Gewissenhaftigkeit, die ihn während seines ganzen Lebens auszeichnete, begab sich der König zu jedem einzelnen Regiment. Wie mögen die Franzosen dort oben bei St. Hubert die lauten Hurrah's beurtheilt haben, die den Ritt des Königs ununterbrochen begleiteten?

Vom frühen Morgen an schallten aus den französischen Reihen

Signale herüber, die Franzosen treiben mit dem Signal-Blasen einen gewissen Luxus. Bei uns meinte man, es seien Signale zum Angriffe, aber es wurde bald ermöglicht, die Signale zu verstehen, und die Meldungen verhießen niemals einen bevorstehenden Angriff. Für die um Flavigny versammelte preußische Armee war es zunächst ausreichend, daß der Feind sichtlich keinerlei Angriffsgedanken hatte.

In zweiter Linie war es für uns nöthig, zu wissen: was will der Feind? bleibt er stehen? marschirt er ab? Diese drei Fragen sind am 17. August nicht beantwortet worden.

War eine Antwort möglich? Unbedingt ja. Es waren auf dem Schlachtfelde eine Unzahl von Generalstabs-Offizieren, Adjutanten und unternehmenden Kavallerie-Offizieren anwesend, die aus den Unterhaltungen auf der Höhe von Flavigny sich ganz genau sagen konnten, welche Nachrichten für die Armeeleitung dringend nothwendig waren. Geradeso wie der Major Graf Häseler stillschweigend wegritt, um festzustellen, ob die Franzosen angreifen wollten, geradeso konnten andere in weitem Bogen um den feindlichen rechten Flügel herumreiten, um zu erkennen, ob über Doncourt und Briey feindliche Kolonnen abmarschirten. Reiteroffiziere hätten am 17. August ohne jede Gefahr den Weg zurücklegen können, den am 18. das Garde-Korps und die Sachsen einschlugen.

Sie würden erkannt haben, wie weit der Feind seinen rechten Flügel ausdehnt und mit dieser Kenntniß hätte die Schlacht vom 18. August ein anderes Gesicht bekommen. Am 17., wie am 15. August wäre außerdem die 3. Kavallerie-Division vom rechten Moselufer aus in der Lage gewesen, Einblick in die feindlichen Maßregeln zu gewinnen. Damals bildete ein Fluß ein nicht überwindbares Hinderniß.

Die Richtung aller Gedanken und Bestrebungen reichte nicht über den 17. August hinaus. Als der erwartete Angriff des Feindes nicht erfolgte, begnügte man sich mit dieser Gewißheit und es sind bestimmte Befehle nicht erlassen worden, festzustellen, ob auf der Straße über Doncourt und Briey marschirt wurde, als Zugabe zu diesen Ermittelungen hätte sich ergeben, wie weit der

bei Metz verbliebene Feind seinen rechten Flügel ausgedehnt hatte. Wenn Reiter-Patrouillen im Thale der Orne bis etwa Auboué vordrangen, was bei der Sorglosigkeit der Franzosen im Sicherheitsdienste nicht unmöglich war, dann konnten sie in die Flanke des Feindes auf St. Marie aux Chênes oder Roncourt vorstoßen und von dort aus erkennen, daß bei St. Privat geschanzt wurde. Eine einzige solche Patrouille konnte feststellen:

1. der Feind ist bei Metz verblieben,
2. er will bei Metz eine Schlacht annehmen.

Alle Anordnungen zur Schlacht von Gravelotte sind auf ungewisse Annahmen begründet. Wer auch den Befehl zur Schlacht gelesen hat und durch seinen Dienst nicht an die Truppen gebunden war, den trifft ein Theil an der Schuld, daß unser König und Herr für seine Schlacht, die von Gravelotte, keine genauen Nachrichten von seiner Reiterei erhalten hat.

Die Kavallerie beobachtet vermöge ihrer allgemeinen Dienstinstruktion den Feind, sie reitet an ihn heran, sucht auch gewaltsam einen Einblick in seine Maßregeln zu gewinnen, aber daß es der Heeresleitung nothwendig ist, zu wissen, ob der Feind auf der Straße über Briey abmarschiert, das muß besonders befohlen werden. Wenn die Garde-Kavallerie-Division oder die der Sachsen am 17. August einen solchen bestimmten Befehl erhalten hätte, dann ist nicht zu bezweifeln, daß die erwartete Meldung angelangt wäre. Befremden muß es, daß diese Ermittelung nicht ohne Befehl gemacht worden ist. Jede Kavallerie-Truppe muß mindestens im Umkreise von zwei Meilen Bescheid über den Feind wissen. Die zahlreichen Reiter-Regimenter, die am Nachmittag und Abend des 16. August mit der feindlichen Kavallerie um den Sieg rangen, mußten doch darauf brennen, was thut der Feind? wohin ist er gezogen? Die Antwort: „ich weiß es nicht" ist unter diesen Verhältnissen für einen Reitersmann einfach unmöglich. Für die gesammte auf dem Schlachtfelde anwesende Reiterei mußte als Preisaufgabe die Beantwortung der Frage gegeben werden: Wo steht der Feind? Daß die Bedürftigkeit des Heeres nach dieser Richtung lag, das mußte bestimmt gesagt werden, die Antwort würde nicht ausgeblieben sein, denn

Schwierigkeiten kennt die deutsche Kavallerie nicht. Den Kaiser Napoleon eskortirten 2 Regimenter afrikanischer Jäger über Doncourt: wo 2 Regimenter geritten sind, da lassen sie auch Spuren zurück und wäre es ein abgerissener Uniformknopf, auch dies hätte den Patrouillen nicht entgehen dürfen. Es haben im Laufe des 17. August am linken französischen Flügel bei Rezonville und im Bois de Vaux fast ununterbrochen Berührungen zwischen den sich gegenüber stehenden Truppen stattgefunden, vereinzelte Schüsse waren zu jeder Stunde zu hören. Man nahm an, der Feind habe eine Nachhut stehen lassen, um seinen Abmarsch zu decken, denn der Gedanke, der Feind ziehe ab, ist nie aufgegeben worden an diesem 17. August. Acht Stunden hielt das große Hauptquartier auf der Höhe bei Flavigny aus, von dort aus ließen sich die anwesenden deutschen Fürsten den Gang der Schlacht des 16. August verdeutlichen. An der Zahl der Todten konnte man die Stellungen erkennen, die angegriffen und vertheidigt worden waren. Jenseits der Straße nach Metz, auf Rezonville zu, war eine breite weiße Spur zu erkennen, es war der Weg, den die Halberstädter Kürassiere in ihrer berühmten Attacke durchmessen hatten, weiß war er von den liegen gebliebenen Kürassieren, die noch ihres gemeinsamen Grabes harrten. Wie abgestumpft die Sinne werden in solcher Umgebung: ganz in der Nähe des Platzes, den unser König einnahm und den er während des Vormittags behielt, lagen die Leichen des Majors von Herwarth und des Hauptmann v. Münchhausen vom 52. Regt., sowie die eines Zuaven ohne Kopf. Hauptmann v. Münchhausen war nicht mehr aktiver Offizier. Gutsbesitzer in der Grafschaft Glatz, fühlte er doch den Drang, sich seinem Vaterlande zur Verfügung zu stellen. Es war einem einzelnen Reisenden nicht leicht, durch die zahllosen Truppenzüge sich durchzuwinden und die Tête der Armee zu gewinnen. In der Nacht vor der Schlacht bei Vionville langte v. Münchhausen beim General-Kommando des III. Armee-Korps an und bat flehentlich um Zuweisung zu einem Regiment. Beim Abmarsch zur Schlacht fand er sich beim 52. Regiment ein, und eine der ersten Kugeln streckte ihn nieder. Der König hat beide Offiziere geehrt; er stand

lange, in Gedanken versunken, neben ihnen, aber Niemand hat daran gedacht, für den König eine weniger erregende Umgebung zu schaffen.

Die Schwadronen, die zur Tränke ritten, die Leute, die Wasser holten, Alle wollten bei dem Hügel von Flavigny vorbei, Alle wollten den König sehen, und mit einer rührenden Gewissenhaftigkeit erhob sich der greise Herr, um sich seinen Soldaten zu zeigen. Es waren tief ergreifende Stunden dort oben auf der Höhe. General Moltke hatte dort seinen Generalstab um sich versammelt, es war ja nicht zweifelhaft, daß alle Korps, früher als befohlen und erwartet, sich auf dem Schlachtfeld einfinden würden, aber sie mußten einen Platz zugewiesen erhalten; es war die Frage zu beantworten, wie nun die Entscheidung herbeizuführen sei. Auf dem Hügel von Flavigny wurde der Entschluß zur Schlacht des 18. August gefaßt. Erst als es wohl feststand, daß der Feind an eine ernste Unternehmung für den 17. nicht mehr dachte, nachdem der Befehl für die Schlacht ausgegeben war, ritt der König nach Pont-à-Mousson zurück.

Wer auch den 17. August auf der Höhe von Flavigny erlebt hat, er vergißt ihn nie; es machte auf alle Gemüther einen tiefen Eindruck, wie der König von dem einen Wunsche beherrscht wurde, Allen zu danken für den Sieg, Keinen zu vergessen, neben dieser Erregung des Gemüthes traten die Forderungen des Tagesdienstes nicht einen Augenblick zurück. Da war das Gerücht entstanden, ein Regiment habe zwei Fahnen verloren, sofort ritt der König hin und man sah ihm die Freude an, als die drei Fahnen des Regiments neben einander im Biwak standen. Im Waldgefecht in den Tronviller Büschen waren die Truppen vielfach durcheinander gekommen und so war das Gerücht entstanden. In der Schlacht von Vionville ist keine Fahne, keine Standarte, kein Geschütz verloren, aber auch keins erobert worden.

Wer sich kritisch zu dem Ergebniß des 17. August stellt, das keinerlei Gewißheit über den Feind brachte, obwohl er sich in Entfernung von nur einer Meile zur Schlacht bereit stellte, der beachte die einfache Erfahrung: die bestimmte Leistung ist nur zu erwarten,

wenn ein Offizier, ein Mann oder eine Truppe den bestimmten Befehl dazu erhält, es gehört zum Dienst, daß befohlen und daß der Befehl befolgt wird. Man darf nicht denken, dort steht eine Kavallerie-Division, die wird es schon machen, sondern ein Rittmeister muß den ihn ehrenden Auftrag erhalten, dem Heerführer das Material zu seinen Schlachtbefehlen zu liefern.

Selten wird man im Kriege seine Anordnungen auf Grund einer sicheren Kenntniß von der Lage und den Absichten des Gegners treffen können. Das Bedürfniß der obersten Heeresleitung richtet sich aber auf eine solche Kenntniß und es muß Fürsorge getroffen werden, daß die Waffe, die vermöge ihrer Beweglichkeit besonders hierzu geeignet ist, daß die Reiterei dort verwendet wird, wo sie sehen und wirken kann: weit vor der Front der Armee. Wenn ein Wasserlauf, wenn ein Dorf, aus dem ein paar Gewehrschüsse fallen, die Bewegung der Kavallerie aufzuheben vermag, dann wird sie wenig erfahren. Schwierigkeiten des Geländes, der Entfernung giebt es für einen verwegenen, der Wichtigkeit seines Auftrages bewußten Reitersmann nicht, allerdings man kann vor dem Feinde nicht 100 km am Tage reiten, wenn man niemals im Frieden in die Lage gebracht worden ist, die Kräfte des Pferdes und die des Reiters auszuprobiren.

Wir sehen auf allen Gebieten der Leistung, wie eine verständige Uebung die Kräfte steigert, die Sinne schärft und damit den Werth erhöht. Im November 1870 handelte es sich um einen kurzen Vormarsch gegen ein vielleicht vom Feinde besetztes Dorf. Die Entfernung betrug etwa 30 km. Zur Vorhut wurden Kürassiere bestimmt, die damals nicht mit Karabinern bewaffnet waren. Aus jedem Gehöfte fielen die üblichen Gewehrschüsse, meist von Landeseinwohnern ausgehend, deren Thatendrang beendet war, wenn sie ihre Feuergewehre abgeschossen hatten. Nun kam der biedere Kürassier zurückgeritten und meldete, er habe Infanteriefeuer bekommen; die Kolonne hielt an, es wurde eine oder auch zwei Kompagnien zum Gefecht vorgezogen, die dann feststellten, daß von feindlicher Infanterie nichts zu sehen sei. Aber das Verfahren kostete mindestens eine halbe Stunde Zeit.

Da ſich dieſelbe Operation alle paar Kilometer wiederholte, war ohne Mühe zu erkennen, daß ſo die Tagesaufgabe nicht gelöſt werden würde. Es ſetzten ſich deshalb an die Spitze des Marſches ein zufällig anweſender Generalſtabsoffizier und ein ihn begleitender Offizier der Dragoner. Wenn gefeuert wurde, ritten ſie im Galopp mit gezogenem Degen gegen den Feind und dieſe Bewegung genügte überall, jede feindliche Regung zu unterdrücken; alle Dörfer und Gehöfte wurden in ununterbrochenem Marſche von der Kolonne durchſchnitten und am Ende des Tages lag ein glückliches Gefecht.

Infanterie iſt der Meinung, ſich die Reiterei durch Feuergefecht vom Leibe halten zu können. Dieſer Meinung muß die Kavallerie der Vorhut mit Entſchiedenheit widerſprechen, ſie muß Bedenken tragen, einzugeſtehen: „ich kann nicht weiter, es wird geſchoſſen!“

Wenn man das Feuer, auf deſſen Wirkung der Schütze einen bezwingenden Werth legt, nicht achtet, dreiſt hineinreitet, dann verliert man vielleicht ein paar Pferde, aber man ſieht, was man will. Man verlangt vom ſchwer bepackten Infanteriſten, der auf ſeine eigenen Beine angewieſen iſt, daß es für ihn keine Schwierigkeiten giebt, er dringt im feindlichen Feuer vor und bedarf hierzu kaum einer Ermunterung, um wie viel mehr muß man dieſe Unternehmungsfreudigkeit vom Reitersmann verlangen, der auf muthigem und ſchnellem Pferde ſitzt, die Arbeit des Infanteriſten in dem vierten Theil der Zeit ausführen kann!

Die Unternehmungsluſt der Kavallerie iſt wie jede Leiſtung Produkt der Friedensausbildung. Man erklärt ein Gelände erſt dann für ungangbar, wenn man ſelbſt darin gelegen hat; allerdings muß man fähig ſein, ſich wieder in den Sattel zu helfen. Ein Generalſtabsoffizier meldete einen Wieſenſtreifen als ungangbar für Kavallerie, gleich darauf ging das ganze Zieten'ſche Huſarenregiment im ſchlanken Zug-Galopp hindurch, ohne einen Mann zu verlieren. Man muß bei Wieſen genau hinſehen, wenn Gänſeblumen blühen, dann hält der Boden, aber das Ausſehen trügt ungemein: die Meldung der Reiterei über Beſchaffenheit des Geländes muß eine unanfechtbare ſein, der Kavalleriſt muß ſich im Frieden in dieſen

Dingen eine pedantische Gründlichkeit angewöhnen. Will man beobachten, dann nehme man die Gewohnheit an, sein Pferd zum Halten zu pariren, nehme das Gesicht nach dem Feinde und stelle fest, wo man ist. Ein unternehmender Reiter, der seines Pferdes sicher ist, kann sehr nahe an den Feind heranreiten, er muß erst dann sehen, wo der Zimmermann für ihn das Loch offen gelassen hat, wenn auf ihn geschossen wird. Nach den Schlachten um Metz hat die Unternehmungslust unserer Kavallerie der Armee wesentlichste Dienste geleistet.

Marschall Mac Mahon war nach der Schlacht bei Wörth mit dem I. Armee-Korps in südlicher Richtung abgebogen und hatte die obere Marne erreicht; in der Zeit vom 16. August ab erfolgte für die Fußtruppen der Eisenbahntransport in das Lager von Châlons. Die berittenen Waffen wurden auf den Fußmarsch angewiesen. Der Mangel an Betriebsmitteln und Rampen verzögerte den Eisenbahntransport. Einzelne Transporte mußten auf gewaltigem Umwege über Paris geleitet werden. Am 21. August standen drei französische Armee-Korps zwischen Châlons und Rheims vereinigt. 12 Bataillone Mobilgarde, die in der Zeit vom 31. Juli bis 11. August im Lager eingetroffen waren, mußten wegen schlechter Haltung und wegen Indisziplin nach Paris zurückgeschickt werden. Die Gesammtstärke der Armee von Châlons unter Befehl des Marschalls Mac Mahon betrug am 25. August 138 600 Mann Infanterie, 16 450 Pferde, 486 Geschütze.

Anfänglich wurde beabsichtigt, diese Armee nach Paris zurückzuführen; ein dort abgehaltener Kriegsrath verlangte aber den Vormarsch auf Metz, um die Rhein-Armee, die damals fest eingeschlossen war, zu unterstützen. Man begreift schwer, wie ein so verhängnißvoller, in der Ausführung unmöglicher Entschluß gefaßt werden konnte. Der Führer der Rhein-Armee hat seine Niederlage am 14., 16. und 18. August niemals in voller Wahrheit eingestanden; Frankreich wußte nicht und wollte nicht wissen, daß die Rhein-Armee nicht mehr operationsfähig war; Frankreich wußte nicht und wollte nicht wissen, daß die Armee des Kronprinzen von Preußen und die neu gebildete Armee des Kronprinzen von

Sachsen im Anmarsche waren, und daß die um Châlons vereinigten Truppen keineswegs diesem Ansturme gewachsen waren.

Aus dieser Unkenntniß ist das Unglück von Sedan herzuleiten. Am 21. August rückte die Armee von Châlons nach Rheims ab und erhielt dort den verhängnißvollen Befehl, auf Metz zu marschieren, um der Rhein-Armee zu Hülfe zu eilen. Um diese Bewegung ausführen zu können, hätten die Franzosen zuerst die vereinigten deutschen Heere schlagen müssen, und sie wären dann auf die Armee des Prinzen Friedrich Carl gestoßen, die eben mit der Rhein-Armee gründlich abgerechnet hatte. Der Versuch, mit einem Heere von fast 150 000 Mann unbemerkt am deutschen Heere vorbeizukommen, konnte niemals glücken.

Die verhängnißvolle Bewegung begann am 23. August; der Marsch kam nur wenig vorwärts, er mußte schon bei Rethel nach ca. 40 km unterbrochen werden, weil die Truppen aus den dortigen Magazinen ihren Proviant ergänzen mußten.

Die französische Heeresleitung erkannte in keiner Weise den Ernst der Lage und den Umfang der drohenden Gefahr. Drei Mal faßte Mac Mahon den Entschluß, seine Truppen nach der Hauptstadt zurückzuführen, immer wieder mußte er den Weisungen aus Paris Folge leisten, die ihn in östliche Richtung drängten.

Ein französischer General erklärt sich die Niederlage der Armee durch: „die Ermattung und die undisziplinirte Haltung der „Truppen, durch die Fehler in der Organisation der Armee, den „Mangel an Nachrichten über den Feind und an brauchbaren Karten, „die geringe Marschfähigkeit und die zu schwere Belastung des ein„zelnen Mannes, die große Zahl der Kolonnen und Fahrzeuge „und die geringe Leistungsfähigkeit der Kavallerie im Sicherheits„und Erkundungsdienst."

Die Armee von Châlons war um diesem Ort versammelt, marschirte nicht auf Paris, sondern zunächst in nordwestlicher Richtung auf Rheims, dann auf Rethel und nun in östlicher Richtung auf die Maas zu, bis die Schlacht von Beaumont den Marschall zwang, seine Armee nach Sedan zurückzuführen.

Es wird zu zeigen sein, durch welche Mittel die deutsche

Heeresleitung in die Lage kam, die Schlacht bei Sedan vorzubereiten, wie es geschah.

Nur ein gewissenhafter Nachrichtendienst der Kavallerie konnte dem Großen Hauptquartier das Material zu seinen folgenreichen Entschlüssen liefern.

Am Abend des 22. August standen an der Maas auf einer fast 11 Meilen langen, gegen Westen gerichteten Front $8^1/_2$ Armee-Korps und 6 Kavallerie-Divisionen zum Vormarsch gegen Paris bereit. Die Kavallerie-Divisionen waren vor die Front genommen worden, um das Gelände aufzuklären und Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Hinter dem Schleier der Kavallerie sollte die Maas- und die III. Armee den Vormarsch nach Westen fortsetzen. Die im Großen Hauptquartier eingegangenen Nachrichten ließen mit Bestimmtheit erkennen, daß sich eine ansehnliche Truppenmacht des Gegners bei Châlons sammele, wohin sich auch Mac Mahon mit den bei Wörth geschlagenen Truppen gewendet hatte. Gleichzeitig war das Gerücht aufgekommen von Truppenversammlungen bei Verdun. Sächsische Ulanen waren bis in die Vorstadt dieser Festung eingedrungen und hatten in Erfahrung gebracht, daß die Festung nur eine schwache Besatzung habe, aber entschlossen sei, Widerstand zu leisten.

Zwei unternehmende Offiziere der 12. Dragoner verloren bei Verdun ihr Leben. Die Lieutenants Graf Haßlingen und von Tauenzien hatten nicht damit gerechnet, daß man mit den Volksleidenschaften zu thun habe, sie wurden bei Verdun von Bauern erschlagen.

Der Vormarsch des deutschen Heeres konnte fortgesetzt werden, er hatte an demselben Tage begonnen, an dem die Franzosen Châlons verließen. Auf dem linken Flügel der deutschen Armee erreichten zwei Schwadronen der 5. Dragoner die Gegend östlich von Châlons. Sie fanden alle Dörfer frei vom Feinde und ermittelten, daß diese Stadt von französischen Truppen verlassen und nur noch von Mobilgarden besetzt sei. Dieselben beiden Schwadronen erreichten, weit vor der Front der Armee, am 24. August das Lager von Châlons. Es war vom Feinde verlassen, die Magazine

verbrannt. Gleichzeitig war im Großen Hauptquartier die Nachricht eingegangen, der Kaiser Napoleon befände sich mit einem Theile des französischen Heeres bei Rheims. Diese wichtige Nachricht stammte aus französischen Zeitungen und war aus London telegraphirt worden und lautete: „Mac Mahon's Armee bei Rheims „versammelt. Kaiser Napoleon bei der Armee. Mac Mahon sucht „Vereinigung mit Bazaine zu gewinnen." Diese Nachricht fand eine Art Bestätigung, durch den aufgefangenen Brief eines französischen Offiziers, der die Hoffnung aussprach, daß die Rhein-Armee durch Mac Mahon entsetzt werden würde. Trotzdem war die oberste Heeresleitung am 24. August in großer Ungewißheit über die Absicht und Maßregeln des Feindes, die Truppen waren an keiner Stelle mit dem Gegner in Berührung gekommen, nur die 5. Dragoner hatten den Abzug auf Rheims gemeldet. Eine Zeitungs-Nachricht bestätigte die Aufstellung bei dieser Stadt.

Wenn auch die Nachrichten über den beabsichtigten Marsch Mac Mahon's auf Metz noch keinerlei bestimmte Form hatten, so nöthigten sie doch dazu, in der Richtung auf diesen Marsch Kavallerie vorzutreiben. Im beschleunigten Ritt legten die braunschweigischen Husaren am 24. August 60 km zurück und verbrannten eine Eisenbahnbrücke bei Stenay.

Die 6. Kavallerie-Division nahm ein auf dem Marsch befindliches Mobilgarden-Bataillon von 1000 Mann gefangen. Die kleine Festung Vitry le Français ergab sich der 4. Kavallerie-Division.

Eine gesteigerte Thätigkeit der Kavallerie war auf der rechten Flanke der Armee geboten. Wenn der Marschall Mac Mahon wirklich in der Richtung auf Metz abmarschirte, dann mußte er hier getroffen werden. Zeitungs-Nachrichten und Telegramme aus London ließen aber über diesen Marsch Zweifel kaum aufkommen. Im Laufe der Nacht zum 26. August wurden alle Einleitungen getroffen, um schon an diesem Tage nach Norden ziehen zu können, falls die Kavallerie den Marsch auf Metz wirklich bestätigen sollte. Zeitungs-Nachrichten bedürfen mindestens der Bestätigung durch Augenzeugen. Bei Vouziers und Grand Pré, also an der Straße nach Metz, wurde am 26. August die Anwesenheit von französischen

Truppen festgestellt, die zum I. Korps gehörten. Mac Mahon versuchte unter Umgehung des rechten deutschen Flügels sich der Rhein-Armee zu nähern. Seine Armee stand am 26. August Abends mit der Front gegen Westen. Es mußte der Versuch gemacht werden, den Franzosen an der Maas zuvorzukommen und ihnen durch forcirte Märsche in die rechte Flanke zu gehen. Auch diese Bewegungen waren durch die Kavallerie einzuleiten und zu decken; die überall Fühlung mit dem Feinde gewann, jeden seiner Schritte beobachtend. Groß waren die zu überwindenden Schwierigkeiten. Nur durch auf's Aeußerste gesteigerte Marschleistungen war das große Ziel zu erreichen. Die engen Wege im Argonner Wald-Gebirge waren durch den unaufhörlichen Regen dieser Tage grundlos geworden, aber es gab in diesen für die Armee entscheidenden Tagen keine Leistung, keine Entbehrung, die nicht willig und freudig ertragen worden wäre. Das Schicksal der französischen Armee war jetzt schon entschieden, es hieß: Sedan.

Um die Bewegungen zu verstehen, die in der Schlacht von Sedan ihr Ende fanden, nehme man eine von Norden nach Süden gezogene gerade Linie von etwa 15 Meilen Länge an. Im oberen, nördlichen Drittel dieser Linie stand, auf verhältnißmäßig engem Raume, die französische Armee, das Gesicht nach Osten, nach Metz. Im unteren, südlichen, Drittel, nach dem Wegenetze in viele Einzel-Kolonnen vertheilt, standen die Maas- und die III. Armee mit ihren Kavallerie-Divisionen, das Gesicht nach Westen, nach Paris. Das mittlere Drittel wurde ausgefüllt durch ein unwegsames Wald- und Berg-Gelände, die Argonnen. Die französische Armee, mit der natürlichen Bestimmung, die Landeshauptstadt vor dem Feinde zu schützen, kehrte dieser den Rücken zu und meinte am deutschen Heere unbemerkt vorbeizukommen. Beide Heere waren ziemlich gleich weit von Metz entfernt, wo die französische Rhein-Armee, in drei Schlachten besiegt, durch die Armee des Prinzen Friedrich Carl fest eingeschlossen war. Gleiche Marschfähigkeit und gleiche Energie vorausgesetzt, hätten beide Armeen gleichzeitig vor Metz erscheinen können, um dort von Neuem um die Sieges-Lorbern zu ringen. Im Kriege kommt es wesentlich darauf an, den Gegner in seinem

Wollen und Können richtig zu taxiren. Der Gedanke, trotz der Schwierigkeiten des Geländes, vertrauend auf die unerschütterliche Leistungsfähigkeit des deutschen Soldaten, dem auf Metz vordringenden Feinde in die Flanke zu fallen, die Sicherheit, ihm durch gesteigerte Marschleistungen zuvorzukommen, — das ist das Vorrecht deutscher Feldherrnkunst, die mit dem deutschen Soldaten rechnet, einem Manne, der seiner Pflicht sein Bestes, auch sein Leben darbietet. Wer es ergründen will, weshalb die Katastrophe von Sedan möglich war, der schnalle sich einen Infanterie-Tornister auf und marschire in fast ununterbrochenem Marsche über Clermont, Varennes, Beaumont nach Sedan. Wenn er dort erschöpft ankommt, dann habe er Bewunderung vor dem deutschen Soldaten, der vor Sedan in fast zweitägiger Schlacht sich schlagen konnte, als ob er eben in bequemer Fahrt angekommen sei, froh von seinen frischen Kräften Gebrauch machen zu können.

Um bei dem gewählten Bilde zu bleiben: das nördliche Drittel, die Franzosen, konnten ohne Weiteres weiter marschiren, das südliche Drittel, das deutsche Heer, mußte zuerst rechts Fühlung nehmen, dann mit der Tête rechts schwenken, in die Wildniß der Argonnen hinein, und außerdem durch gesteigerte Marschleistungen den Franzosen den nöthigen Vorsprung abnöthigen. Wer sich in die Erwägungen zu vertiefen vermag, die sich dem deutschen Heerführer König Wilhelm I. und seinem treuen Generalstabs-Chef, dem General v. Moltke, in den letzten Augusttagen des Jahres 70 aufdrängen mußten, und wer dann in den erlassenen einfachen Befehlen den klaren, unerschütterlichen Entschluß des Königs erkennt, der muß sich beugen vor der Feldherrngröße unseres großen Kaisers, die zunächst und allermeist darin besteht, daß sie genau weiß, was von dem deutschen Heere zu erwarten ist. Man wird vergebens in den Befehlen, die zur Schlacht von Sedan führten, nach einer Mahnung an den guten Willen der Leute suchen, oder nach einer Anspornung ihres Ehrgeizes; das einzige Kompliment, das deutschen Truppen gemacht werden kann, ist das, daß man ihnen keins macht. Uns genügt der einfache Befehl, wir haben es nicht anders gelernt, der Befehl wird genau so ausgeführt, wie er

gegeben worden ist, dazu bedarf es keines Zusatzes; wir gehorchen, nicht heut etwas weniger und morgen etwas mehr als befohlen ist, wir gehorchen immer auf's Wort und zwar der Feldmarschall genau so wie der letzte Tambour. Unser König kann immer mit benannten Faktoren rechnen: was überhaupt möglich ist, der deutsche Soldat leistet es und zwar nur, weil er's nicht anders kann. Der Geist, der in unseren Reihen weht, übt einen nicht zu überwältigenden Zwang aus, wir thun's, weil wir es wollen, und wir wollen's, weil wir müssen.

Das Zusammenrücken der deutschen Armee nach dem rechten Flügel und das Rechtsabschwenken, das Vorschieben des Kronprinzen von Sachsen vor dem Feinde an die Maas heran, machte einen ausgedehnten Sicherheitsdienst nothwendig. Einmal, um zu jeder Stunde über den Feind unterrichtet zu sein, dann, um in den erforderlichen Bewegungen nicht gestört zu werden. Der Kronprinz von Sachsen marschirte mit seiner Armee zunächst am Feinde, d. h. er stand auf mehr als 5 Meilen links seitwärts der Franzosen. Am 23. August wurden die einleitenden Bewegungen für den Rechtsabmarsch der deutschen Heere begonnen, die nach 6 Tagen zu einer Umklammerung der Armee von Châlons und zur Waffenstreckung auf den Gefilden von Sedan führen sollten. Das Wetter war überaus ungünstig geworden, — anhaltender Regen, Hagel und Gewitter, dabei aufgeweichte und bergige Wege in dem Gebiete der Argonnen, die das Vorwärtskommen sehr erschwerten. Mußten doch während des Marsches Wegebesserungen vorgenommen werden, um den Geschützen die Wege zu bahnen.

Während der Kronprinz von Sachsen mit seiner Armee rechts abbog, mußten seine Kavallerie-Divisionen nach Nordwesten und Westen, nach Vouziers und nach Rheims beobachten.

Es wurde festgestellt, daß die Armee Mac Mahon's in östlicher Richtung, unter Umgehung des deutschen rechten Flügels marschirte, um Bazaine die Hand zu bieten. Die Kavallerie hatte die schwere Aufgabe, es zu verhindern, daß unser Rechtsabmarsch durch ein verwegenes Vordringen selbst kleinerer Abtheilungen gestört wurde.

Die eine Bewegung, das „Rechts-Fühlungnehmen", war bei

der Armee am 26. August beendet. Die Maas-Armee hatte den Abmarsch nach Norden begonnen, die III. Armee stand versammelt bereit, sei es auf Rheims, sei es nach Norden zu marschiren. Von der Kavallerie stand die Königl. sächsische Kavallerie-Division auf dem rechten Flügel an der Straße von Dun nach Varennes, die 5. und 6. Kavallerie-Division daneben gegen Vouziers und Rheims, die 4. Kavallerie-Division und die Königl. württembergische Reiter-Brigade bei Châlons, die Königl. bayerische Ulanen-Brigade bei Suippe. Die Sicherheit der Armee wurde darin gefunden, daß die Kavallerie einen starken Tagemarsch Vorsprung hatte, also in der Lage war, jede drohende Gefahr rechtzeitig zu erkennen. Der 27. August verging ohne wesentliche Berührungen mit dem Feinde; der Kronprinz von Sachsen war früher als der Feind an der Maas angelangt, die Absicht des Feindes, nach Metz zu gehen, war bereits vereitelt.

Ueber den Feind wurde festgestellt, daß er sich noch auf dem linken Maasufer befand, und zwar etwa 100 000 Mann zwischen Le Chesne und Buzancy, also einen starken Tagemarsch westlich des Flusses.

Dieselbe Reiterei, die der deutschen Heeresleitung zuverlässige Nachrichten über den Feind brachte, verhinderte, daß diesem irgend eine Kenntniß über die ihm drohende Gefahr zuging. Mac Mahon hat über unsere Bewegungen, unsere Stärke in dieser Zeit keine eingehenden Nachrichten erhalten.

Auch für den 28. August fiel der Reiterei die Aufgabe zu, weit ausholend Fühlung mit dem Gegner zu halten, seine Bewegungen zu erkunden. Die Reiterpatrouillen reiten überall dicht an den Feind heran, alarmiren ihn, stören ihn in seiner Ruhe. Aber der Feind vermag keine Bewegung zu machen, die nicht sofort erkannt und gemeldet wird. Alle Meldungen stimmten dahin überein, daß der Feind bei Beaumont Stand halten wolle, um seinen Abzug über die Maas zu decken.

In vier Kolonnen rückte der Kronprinz von Sachsen gegen Beaumont vor.

Es wurde möglich, vom Feinde unbemerkt, die ohne Sicherheits-

maßregeln friedlich abkochenden Franzosen zu überfallen und in der blutigen Schlacht bei Beaumont zu schlagen. Dieser Tag brachte dem deutschen Heere große taktische und strategische Erfolge. Die Maas-Armee hatte in achtstündigem heftigem Kampfe das französische V. und Teile des VII. und XII. Korps besiegt. Nun war auch die III. Armee in gleicher Höhe mit der Maas-Armee und hatte Fühlung mit ihr. Im Armee-Hauptquartier rechnete man bereits mit der Möglichkeit, das Heer Mac Mahon's gegen die belgische Grenze zu drängen. Die Zahl der Verwundeten ist kein Maßstab für den Erfolg, wohl aber, wenn der Gegner 42 Geschütze verliert. Die III. Armee war an diesem Tage 5 Meilen marschirt, ohne abzukochen. Ueberall wo der Feind gestanden hatte, war er gewichen, die Spuren seiner inneren Zersetzung zeigend. Wer es erlebt hat, welchen Eindruck weggeworfene Gewehre und Tornister machen, wie niederdrückend es wirkt, wenn schwach gewordene Leute des Feindes hülflos am Wege liegen, dem kommt's mit einem Schlage zum Bewußtsein, daß der einzelne Mann ein Stück seines Heeres und seines Volkes repräsentirt: im Guten und im Bösen. Der deutsche Soldat ist nicht allein „Er selber", er ist auch „Sein Regiment"; er ist Brandenburger, Sachse, Bayer und er fühlt, daß er als solcher besondere Pflichten hat. Wenn wir daran festhalten, dann sind wir gute Soldaten, denn außerdem haften allen Deutschen Eigenschaften an, die im Kriege Erfolge sichern: Körperkraft, Tapferkeit, Gehorsam.

Der Tag von Beaumont förderte noch eine andere Eigenschaft des deutschen Heeres zu Tage. Der Kanonendonner wirkte wie ein mächtiges Kommando: Trab! wer die Geschütze donnern hört, der will dabei sein, den Batterien werden Eskadrons als Bedeckung beigegeben, damit sie schnell auf das Schlachtfeld gelangen können, da fragt der Bayer nicht „sind's Preußen" und der Preuße nicht „sind's Bayern", es handelt sich um Kampf und Sieg und vor dieser Frage sind wir Alle gleich. Rechts neben dem preußischen IV. Korps die Sachsen, links daneben die Bayern, so wurde bei Beaumont der Sieg errungen. Das Beispiel der Armee muß auf jeden Einzelnen wirken, wir müssen für einander einstehen, der

Eine für den Anderen überall, wo es auch sei, nur so bleibt uns der Sieg.

Nach dem Tage von Beaumont wurde vom Morgengrauen an die Verfolgung aufgenommen. Die Franzosen wurden auf Sedan getrieben oder gefangen genommen. Eine Offizier-Patrouille der 2. Leib-Husaren befand sich im Nebel plötzlich vor dem geschlossenen Thore der Festung. Als die Sonne den Nebel durchbrach, konnte man in das scharf eingeschnittene Thal der Maas hinausblicken, es stiegen die Thürme von Balan, Sedan und Donchery aus dem Nebel empor, hier und da brach der Dampf fahrender Lokomotiven durch die Nebelschicht. Auf den Höhen jenseits Sedan wurden ausgedehnte Lager von Truppen aller Waffen sichtbar, — „eine ganze Armee scheint dort zu ruhen!"

Weit links umfassend drang die 5. und 6. Kavallerie-Division gegen den Rücken des Feindes vor, bedrohte die Straßen, die er zu seinem Vormarsche benutzt hatte. Den Dienst rechts hatte die Garde-Kavallerie-Division und die Königlich Sächsische Kavallerie-Division.

Jetzt ergaben sich schon zahlreiche Gefangene, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich zur Wehr zu setzen; Alles was ein Heer an Waffen, Munition, Bekleidung, Material aller Art und Lebensmitteln mit sich führt, war, planlos zerstreut, auf den Wegen zu finden. Es waren lange französische Marschkolonnen zu erkennen, die sich in nördlicher Richtung zurückzogen. In die Reihen der deutschen Reiter drang eine fröhliche Siegessicherheit; kühn reiten sie an den Feind heran, sein Feuer schlägt über ihre Köpfe weg und sie siegen. Wie stürmende Grenadiere nehmen sächsische Ulanen das vom Feinde besetzte Dorf Douzy. Kolonnen mit Lebensmitteln beladen fallen in die Hände der Reiterei.

In der Nacht vom 30. zum 31. August hatte sich bei Sedan die Vereinigung der Armee von Châlons vollzogen. Kaiser Napoleon und Marschall Mac Mahon glaubten die Armee nach Mezières führen zu können, doch wurde auch in dem am 31. August in Sedan abgehaltenen Kriegsrath ein bestimmter Entschluß nicht gefaßt.

Unser großer Feldherr, Kaiser Wilhelm I. hat im Kriege nie einen Kriegsrath abgehalten, die Persönlichkeiten in seiner Umgebung, die

er durch sein Vertrauen auszeichnete, führten lediglich die Befehle des Königs aus und gaben den Entschlüssen des Feldherrn nur ihre äußere Form.

Die französische Armee lagerte am 31. August nahe bei Sedan in einem Dreieck, dessen Seiten nicht eine volle Meile lang waren, dessen Flächeninhalt 1/4 Quadrat-Meile betrug. Vielleicht wäre am 31. August und am Morgen des 1. September der beabsichtigte Abmarsch noch ausführbar gewesen, aber der Armee-Befehl für die Franzosen lautete: „Heute Ruhe für die ganze Armee." Es fehlte im französischen Heere an klarer Erkenntniß der hoffnungslosen Lage, in der schon damals nur die Wahl blieb, entweder unverzüglich die belgische Grenze zu überschreiten oder mit Aufopferung des größten Theiles der Armee vielleicht den kleineren auf dem Wege über Mezières in das Innere des Landes zurückzuführen. Im Osten und Südosten sperrte der Kronprinz von Sachsen mit drei Armee-Korps und zwei Kavallerie-Divisionen den schmalen Raum zwischen der Maas und der Belgischen Grenze, im Süden hielt sich der Kronprinz von Preußen mit vier Armee-Korps und zwei Kavallerie-Divisionen zwischen Maas und Bar bereit, jeden Vorstoß der Franzosen zurückzuweisen oder den Fluß zu überschreiten, um dem Gegner den Abmarsch nach Westen zu verlegen. Endlich standen das VI. Korps und die 5. Kavallerie-Division hinter dem linken Flügel der Armee bereit, einzugreifen.

Der zehntägige Feldzug gegen die Armee von Châlons, der in der Schlacht von Sedan sein Ende erreichte, bildet den denkwürdigsten Abschnitt des deutsch-französischen Krieges.

Des deutschen Heeres Leitung war die Absicht des Feindes unbekannt, wahrscheinlich war, der Feind werde das ihm noch verfügbare Heer zum Schutze der Hauptstadt benutzen und in einer geeigneten Stellung den Angriff erwarten. Statt dessen standen die Franzosen am Abend des 25. August mit 150000 Mann fast schon in der rechten Flanke der nach Westen gekehrten Front der Deutschen, während diese den Feind noch immer vor sich, in der Richtung auf Paris, vermuthete. In dem Augenblicke, in dem diese Annahme sich als richtig erwies, in dem die Kavallerie wieder

Fühlung mit dem Feinde gewinnt, fehlt der Entſchluß der deutſchen Heeresführung nicht; die Armee biegt rechts ab, es werden ihr faſt unerhörte Marſchleiſtungen auferlegt, ſo wird die Schlacht von Sedan gewonnen.

In den Hauptquartieren der großen Stäbe befinden ſich neben den etatsmäßigen Generalſtabs-Offizieren und Adjutanten eine Anzahl von Ordonnanz-Offizieren, entweder für die Dauer des Krieges dem Stabe zugewieſen, oder vorübergehend von den zugehörigen Reiter-Regimentern kommandirt. Dieſe jungen Herren, vorzüglich beritten und meiſt von großem Thatendrang beſeelt, haben den nicht gering anzuſchlagenden Vorzug, daß ſie in verhältnißmäßig jungen Jahren den Krieg von einem höheren Standpunkte kennen lernen; es iſt anders, wenn ich täglich neben dem General v. Alvensleben reite, ſeine Ausſprüche höre, als wenn ich vor meinem Zuge reite, oder mich mit dem Wachtmeiſter unterhalte. Der Aufenthalt in einem großen Stabe hat ja für einen jungen Herrn gewiſſe Gefahren; das äußere Leben bietet eine Reihe von Annehmlichkeiten, die geeignet ſind, bequem zu machen, ein unberechtigtes Selbſtgefühl zu fördern. Die Ordonnanz-Offiziere bieten durch ihre Leiſtungsfähigkeit dem Dienſt großen Vortheil. Weil ſie zu jedem Augenblicke genau wiſſen, was vorgeht, bedürfen ſie meiſt einer weiteren Belehrung nicht, um über den ertheilten Auftrag orientirt zu ſein. Um die peinliche Szene zu vermeiden, daß der kommandirende General erſt fragen muß, wer zu reiten hat, werden die Aufträge der Nummer nach ertheilt, wer Nr. 1 hat, reitet zuerſt, dann Nr. 2. Das ſchließt nicht aus, daß für beſonders wichtige Aufträge die Leute ausgeſucht werden, denen man ſie anvertraut. Für den kommandirenden General des III. Korps wäre es in jedem Falle eine Herzensſache geweſen, ſich den Offizier ausſuchen zu müſſen, der z. B. nach den Troviller Büſchen reiten ſollte und es machte einen ausgezeichneten Eindruck, daß, ohne ein Wort zu ſagen, für den Auftrag der Mann ſofort zur Stelle war; war's in eine große Gefahr, dann ritten eben Zwei. Als General v. Alvensleben auf dem Schlachtfelde von Beaune la Rolande anlangte, wollte er dem kommandirenden General des X Korps — General v. Voigts-

Rhetz — seine Ankunft mittheilen lassen. Die Kavallerie meldete ihm, es sei nicht möglich, zum genannten General zu gelangen, der rings vom Feinde eingeschlossen sei. Ohne daß ein Wort fiel, jagte der Rittmeister André bereits los, ritt durch die feuernden Franzosen auf dem Hin- und Rückwege durch und brachte nach noch nicht zwanzig Minuten die beruhigendsten Nachrichten vom X. Korps. Es muß bei den jungen Offizieren der großen Stäbe vollständig Sache der persönlichen Ehre sein, daß sie ihrem General alles das liefern, was durch Umsicht, Eifer, Tapferkeit und Unermüdlichkeit gewonnen werden kann. Ist dies die Richtschnur für die Handlungsweise, dann verdient sich der Ordonnanz-Offizier mit Ehren sein Eisernes Kreuz. Bei der I. Garde-Division kannte jeder Grenadier den jungen Offizier der Garde-Husaren, von Esbeck, der furchtlos seinen Schimmel im ärgsten Feuer tummelte; gerade solches Beispiel wirkt begeisternd auf die Leute.

Im Gefecht hängen sehr oft die Augen des einfachen Mannes absichtslos am Offizier. Macht der genau dasselbe Gesicht wie auf dem Exerzirplatze, klingt seine Stimme ebenso, dann entnimmt der Mann dieser Thatsache den Gedanken „na, dann kann's ja nicht schlimm sein.“ Es wirkt im Kriege das Beispiel mit bezwingender Gewalt. Die Franzosen haben vor dem Kampfe das unanständige Gebrüll: „en avant les épaulettes“, wenn der deutsche Soldat überhaupt solcher Gedanken fähig wäre, er würde seinen Offizier festhalten, denn am Muthe seines Führers zweifelt er nicht, aber er fühlt, wie wichtig es ist, daß ihm sein Offizier erhalten bleibt.

Prinz Friedrich Karl hatte die Gewohnheit, seine Ordonnanz-Offiziere ohne Begleitung wegzuschicken. Die Herren waren oft Tag und Nacht unterwegs und allein auf sich selbst angewiesen. Will man von der größeren Bewegungsfähigkeit des Ordonnanz-Offiziers Nutzen ziehen, dann darf man nicht neben das sorgfältig vorbereitete Vollblutpferd das schwer bepackte Dragoner- oder Husarenpferd stellen: das Tempo bestimmt der Langsamere. Aber das Allein-Reiten hatte seine Gefahren. Der Auftrag, den man nur einem Offizier geben kann, ist immer wichtig; es ist nothwendig, daß der Ueberbringer zur rechten Zeit an Ort und Stelle an-

kommt und seinen Auftrag bestellt. Der einzelne Reiter ist, namentlich in Feindes Land, einer Unzahl von Zufälligkeiten ausgesetzt, die aufhalten, vielleicht verhindern. Auch in der zweiten Hälfte des Krieges, gegen das bewaffnete Volk, ist der Prinz von seinem Verfahren nicht abgewichen und das Ergebniß gab ihm Recht: jeder Ordonnanz-Offizier hat seinen Auftrag erfüllen können, es ist auf viele geschossen worden, mancher mußte sein übermüdetes Pferd stehen lassen, aber angekommen sind sie alle: kein Befehl ging verloren. Die Herren müssen einen richtigen Soldatenblick haben, der aus kleinen Anzeichen seine Schlüsse zieht. Unser großer Kaiser schickte Generalstabs-Offiziere zu den im Gefecht stehenden Truppen, die ihm aus eigener Anschauung berichten mußten. So fand sich der nachherige Kriegsminister, damals Abtheilungs-Chef im Generalstabe, von Bronsart, am 16. August beim General v. Alvensleben ein, um aus eigener Anschauung dem Feldherrn über den Gang der Schlacht Meldung erstatten zu können. Für den Geist im Offizierkorps spricht es, daß der vom König beauftragte Offizier im Stabe des General-Kommandos des III. Korps verkehren konnte, als ob er dazu gehörte, keine Ueberhebung, kein Sich ein Ansehen geben wollen, nur der Dienst des Königs ohne Ansehung der Person!

Die Ordonnanz-Offiziere des Prinzen Friedrich Karl hatten das Recht, sich überall frisch beritten machen zu lassen, wenn ihr Pferd übermüdet war. Sie nehmen zwar an den meist täglichen Vorträgen bei ihrem Feldherrn nicht Theil, aber aus den Gesprächen, die bei Tisch, auf dem Marsche, beim Zusammentreffen mit den Truppen geführt werden, können sie ohne Mühe entnehmen, wo das Bedürfniß der Heerführung liegt und darnach handeln.

Während der Unthätigkeit müssen sie ihre unausgesetzte Aufmerksamkeit dem Studium der Landkarte widmen. General von Alvensleben verlangte, daß man angeben konnte, zu welchem Ort der am Horizont sichtbare Kirchthurm gehörte, er verlangte, daß jeder Offizier des Stabes zu jeder Zeit genau wußte, wo die Theile des Armee-Korps sich befanden, namentlich die Feld-Lazarethe,

die Train-Staffeln; daß man die Person aller Führer genau kannte, das verstand sich von selbst. Es ist auch im Kriege nicht Brauch, daß der einzelne Offizier über die von ihm bearbeiteten Fragen spricht, aber es ist nothwendig, daß jeder im Stabe verwendete Offizier über den Gang der Dinge unterrichtet wird. Wenn trotzdem die dienstliche Verschwiegenheit gewahrt bleibt, so ist das eben ein Beweis, daß in den deutschen Truppenstäben ein Geist wehte, der jegliche Gemeinheit ausschließt.

Es wird in künftigen Kriegen ein größerer Gebrauch von den Offizieren des Generalstabes, der Adjutantur, den Ordonnanz-Offizieren gemacht werden, man wird sie mit und ohne Begleitung weit voraus schicken und durch sie die Nachrichten bestimmt und zuverlässig erhalten, deren wir 1870/71 oft entbehrten. Am 26. August 1870 hatte die Armee von Châlons, bei der sich Kaiser Napoleon befand, folgende Punkte erreicht: Die I. Kavallerie-Division (Margueritte) bei Oches, das I. und das X. Korps bei Le Chesne, einen Tagemarsch westlich, das XII. Korps links nördlich daneben, dahinter die II. Kavallerie-Division (Bonnemains). Eine Kavallerie-Division befand sich hinter der Front, die andere vor dem gar nicht gefährdeten linken Flügel der Armee. Der gesammte Aufklärungsdienst lag dem VII. Korps ob, das bei Vouziers stand und seine Reiter-Regimenter gegen die von den Deutschen bedrohte rechte Flanke vorgeschoben hatte. Diese Aufstellung des französischen Heeres war der deutschen Heeresführung vollständig unbekannt. Man wußte aus Zeitungsnachrichten, Mac Mahon marschire in östlicher Richtung ab, um der Rhein-Armee bei Metz die Hand zu reichen doch das war nur ein Gerücht.

Der 26. August sollte Klarheit über den Feind bringen. Frankreich ist ausgezeichnet durch ein vorzügliches Wegenetz. Jeder kleinste Ort ist durch eine gut erhaltene Landstraße mit einem großen Verkehrsweg verbunden. Für den beabsichtigten Abmarsch des französischen Heeres nach Metz standen ihm eine Reihe von Straßen zur Verfügung, die zunächst an und über die Maas führten. In erster Linie war festzustellen: Haben die Franzosen die Maas erreicht oder gar überschritten? also ein ausgedehnter

Beobachtungsdienst im Maas-Thal auf Dun, Stenay, Mouzon, ferner war zu ermitteln: marschiren die Franzosen auf der zur Maas führenden Straßen? also ein Vortreiben von Reiterei in breiter Front auf weite Entfernung gegen diese Straßen. Die erste Aufgabe fiel der Königlich Sächsischen Kavallerie-Division zu, die zweite der 5. und 6. Kavallerie-Division. Zwischen der französischen und der anrückenden deutschen Reiterei lag das unwegsame und unübersichtliche Gelände der Argonnen. Vouziers war am 26. August der Punkt, auf den es ankam. Dort stand ein französisches Armee-Korps, und einen kleinen Tagemarsch nördlich daneben die ganze Armee. Auf der Straße nach Vouziers über Grand Pré hätte ein vollständig orientirter Generalstabsoffizier mit einer Anzahl von Ordonnanz-Offizieren vorreiten müssen, gefolgt von ein paar Schwadronen zur möglichen Aufnahme.

Die 5. Kavallerie-Division ließ sich durch die Beschaffenheit des Geländes bestimmen, ohne einen Erfolg erreicht zu haben, Biwaks zu beziehen. Vom 13. Dragoner-Regiment war die 1. Schwadron in der Richtung auf Vouziers vorgedrungen, der Sergeant Brohmann gelangte bis nahe an Vouziers heran und meldete, daß der Feind in ansehnlicher Stärke östlich der Stadt stehe.

Wie benimmt sich ein Reitersmann, der nach langem und beschwerlichem Ritte sich plötzlich vor einem feindlichen Lager befindet? Zuerst und immer: „kaltes Blut.“ Man überzeugt sich, daß man nicht gesehen werden kann und nimmt eine Aufstellung, die eine gute Beobachtung gestattet. Dann überzeugt man sich nach der Landkarte, wo man überhaupt ist, und man sieht nach der Uhr, um die Zeit zu wissen. Nun schreibt man auf die Meldekarte: Höhe bei Vouziers, 3 Uhr Nachmittags 26. August 1870. Das ist eine einfache, mechanische Thätigkeit, aber sie beruhigt die Sinne; wer da wild wird, gleich davonjagt, um die wichtige Meldung zu überbringen, der meldet ganz sicher Unwahres.

Nun überblickt man mit Ruhe den Feind, man ermittelt, ob er Geschütze bei sich hat, man kann ohne Schwierigkeit die Batterien zählen, weil jede Batterie ein geschlossenes Ganzes ist. Kann man mit Bestimmtheit melden, man habe 6 Batterien gezählt, dann ist

der weitere Schluß gerechtfertigt, daß man es mit mehr als einer Division zu thun hat. Die Biwaks der einzelnen Bataillone sind meist zu erkennen, man zählt sie. Hat man eine Begleitung, dann verständigt man sich, vielleicht hat der Begleiter bessere Augen oder geschärftere Sinne. Auch er muß zählen und man vergleicht die gewonnenen Zahlen, die so verfaßte Meldung wird nun abgesandt, wenn es nicht vortheilhafter ist, daß man selbst mit ihr abreitet.

Ebenfalls vor Vouziers, auch am 26. August, traf eine Offizier-Patrouille des 16. Husaren-Regiments, zur 6. Kavallerie-Division gehörig, Premier-Lieutenant v. Werthern, dort ein und stieß nahe am Orte mit den Dragonern des Sergeanten Brohmann zusammen.

Es wurde ein vollständiger Einblick in die feindliche Aufstellung gewonnen.

Lieutenant v. Werthern meldet:

„Die Höhen östlich von Vouziers, zwischen Chestres und „Falaise, sind mit Lägern aller Waffen bedeckt. An der „Straße nach Longwé stehen ein bis zwei Regimenter In„fanterie, dann eine Batterie und ein Jäger-Bataillon. Bei „Chestres treten starke Kolonnen aus dem Walde, um Läger „zu beziehen. Diesseits Vouziers steht eine Schwadron „Lanciers. Die Stadt scheint von Infanterie nicht besetzt zu „sein. Einwohner sagen, es seien ungefähr 190000 Mann „hier versammelt. Mac Mahon sei in Altigny und werde „in zwei Tagen hier erwartet."

Die Meldung mußte fast 50 km weit zurückgebracht werden. Die Pferde waren seit dem frühen Morgen auf schwierigen Wegen im Dienst. Sie ging zunächst an das Kommando der 6. Kavallerie-Division und von dort an das Armee-Ober-Kommando, wo sie am 27. August, Morgens 5¼ Uhr anlangte.

Diese Meldung hätte in dreifacher Ausfertigung an

die 6. Kavallerie-Division,
die 5. Kavallerie-Division,
das Armee-Ober-Kommando
der Maas-Armee

gehen müssen, und zwar so schnell als möglich.

Es hatte der Meldung noch die Notiz hinzugefügt werden können, daß alle feindlichen Truppen die Gegend von Rheims und Châlons verlassen und sich nach Norden gewendet haben sollten.

Die Rathsherren haben das Vorrecht, daß sie ihre Weisheit erst auf der Treppe auskramen dürfen.

Es wäre wünschenswerth gewesen, wenn der obigen Meldung die einfache Notiz beigefügt worden wäre: „ich beobachte weiter" bei Vouziers stand nur ein Korps des Feindes, die übrigen nicht weit davon.

Im August hat man bis gegen 7 Uhr Licht, es wäre möglich gewesen, gedeckt durch den Thalrand der Aisne, in den Rücken der bei Le Chesne lagernden Korps zu gelangen und die Meldung zu vervollständigen.

Die Meldung blieb von größter Bedeutung, denn sie stellte fest, daß

1. die französische Armee wirklich in östlicher Richtung abmarschirt war;
2. daß sie eine große Eile hierbei nicht zeigte;
3. daß sie noch zwei Tagemärsche von der Maas entfernt war;
4. daß ein Vorstoß des deutschen Heeres in nördlicher Richtung in die rechte Flanke des Feindes gelangen konnte.

Der obigen Meldung muß aber der Satz hinzugefügt werden; sie ist möglich geworden, weil Offizier und Unteroffizier, weit über den ihnen ertheilten Auftrag hinaus, an den Feind entschlossen heranritten, die Augen aufmachten, und nur das sahen, was wirklich da war.

Man kann von der Meldung des Premier-Lieutenants v. Werthern nicht ein Wort wegnehmen. Sie enthält nur eine unumstößliche Wahrheit, die für die Heeresleitung von größtem Werthe war. Das muß ja das Bestreben jedes ehrlichen Soldaten sein, durch eine hervortretende Handlung dem Heere nützen; mehr kann man nicht wollen.

Patrouillenführer.

„Vertrauen" ist das feste Bindemittel zwischen dem Offizier und dem Soldaten, Vertrauen hier und dort. Das feste Vertrauen, mein Offizier befiehlt mir nichts, was ich nicht leisten kann und muß, und er zeichnet mich aus, wenn er als selbstverständlich voraussetzt, daß ich all' mein Können, auch mein Leben, an die Ausführung des Befehls dran gebe.

Das feste Vertrauen, daß jeder Mann des Regiments Ruhm und die Ehre seiner Fahnen genau so wahrt, als ob sie gerade in seine Hände gelegt seien; der ganze Dienstbetrieb lehrt täglich, daß gegenseitiges Vertrauen Vorgesetzte und Untergebene fest zusammenkittet, wir Soldaten ordnen uns mit Freudigkeit unter, wir gehorchen unter allen Umständen, weil wir alle Tage sehen und erkennen, daß nur in dem „Alle zugleich!" die mächtige Triebfeder zu jeder Leistung liegt. Es ist ein einfacher, täglich vorkommender Befehl: „Gefreiter A., reiten Sie in der Richtung auf Neudorf vor, ich muß wissen, ob Neudorf vom Feinde besetzt ist," er enthält in jedem seiner wenigen Worte ein Stück Truppengeschichte. Der „Gefreite A." ist schon oft Patrouille geritten, er hat immer richtige Meldungen gebracht, sein Pferd nicht unnütz abgejagt; jeder Mann in der Schwadron weiß, daß dieser Mann ein findiger, energischer und zuverlässiger Soldat ist, mit dem sein Rittmeister spricht, ihn fragt und ihm unbedingt glaubt. Wenn der Rittmeister den Gefreiten A. vor die Front ruft, dann heißt das: „Gefreiter A., ich habe da einen Auftrag für Sie; er ist nicht leicht,

aber ich weiß, ist's möglich, dann machen Sie es." Von all diesen Worten ist nicht eins ausgesprochen worden; aber allein die Thatsache, daß der Rittmeister den Gefreiten A. beauftragt, wirkt wie eine lange Rede. Das fühlt jeder Mann der Schwadron, und jeder Mann sagt sich, ja der Gefreite wird's schon machen. Es giebt da eine Redensart: „Wenn's möglich ist, dann ist's gemacht; ist's unmöglich, nun dann wird sich's schon machen." Unter dieser Wirkung steht der Gefreite; er weiß ganz genau, was man von ihm erwartet, und was er sich und seinen Kameraden schuldig ist, neben ihm im Sattel sitzt die Ehre und das Ansehen seines Regiments.

Größeres Vertrauen kann dem einfachen Reitersmann nicht erwiesen werden, als wenn ihm ein selbständiger Auftrag übergeben wird, von dessen Ausführung ein Stück Wohl und Wehe des Heeres abhängt. Die Husarenpatrouille, die am 2. Juli 1866 das Schloß Cerekwitz in Böhmen verließ, war der Anfang zur Entscheidungsschlacht von Königgrätz.

Das 27. Regiment war am Abend des 1. Juli bis Cerekwitz vorgeschoben worden, um Vorposten gegen Josephstadt und Königgrätz aufzustellen. Als die Leute auf dem Schloßhofe des ausgedehnten Schlosses ankamen, sahen sie durch das weit geöffnete Portal wie in ein Feuermeer hinein; es waren die Biwakfeuer der österreichischen Armee, die unsere Heeresleitung hier nicht vermuthete.

Es war ungefähr so, als wenn ein einzelner Mann in ein von zahlreichen Feinden besetztes Haus eintritt. Der Kommandeur des Regiments, Oberst v. Zychlinski, faßte seine Lage sofort dahin auf: Cerekwitz als eine ihm anvertraute Festung betrachten zu müssen, die bis auf den letzten Mann zu halten ist. Diese Auffassung eines einfachen Befehls hatte zur Folge, daß von Cerekwitz aus die Anregung zur Schlacht von Königgrätz ausging. Wer Phantasie hat, der male sich aus, wie unsere vaterländische Geschichte aussehen würde, wenn die Schlacht vom 3. Juli nicht stattgefunden hätte. Am Morgen des 2. Juli fand sich in Cerekwitz die 3. Schwadron, wie es damals hieß der Aschersleber Husaren

ein. Es war damit die Möglichkeit geboten, weiter ausholend, Nachrichten über den Feind einzuziehen. Alles, was von Cerekwitz aus ermittelt wurde, war überraschend und von größter Wichtigkeit. Es war die Fühlung mit dem, wie es schien, zur Schlacht versammelten Feinde genommen, es kam darauf an, der Heeresleitung genaue Nachrichten zu übermitteln. Es ist nicht unwichtig, sich in die Seele des in Cerekwitz kommandirenden Offiziers zu versetzen. Er sah die Biwakfeuer zahlreicher feindlichen Truppen, er saß an demselben Tische, den eben erst feindliche Offiziere verlassen hatten, ein ermittelter Schloßbeamter erzählte ihm, daß zwei Armee-Korps in der Nähe seien; trotzdem fühlte er die Pflicht, sich genauer über die Sachlage zu orientiren, und so ist er und alle seine Offiziere am 2. Juli nur damit beschäftigt, sichere Nachrichten über den Feind zu verschaffen.

Am Morgen des 2. Juli erhielt der Premier-Lieutenant v. Heister von den 10. Husaren den Befehl, mit seinem Zuge gegen den Feind zu rekognosziren. Der Auftrag barg große Schwierigkeiten in sich. Es war die durch anhaltenden Regen angeschwollene Bistritz zu überschreiten. Die in Benatek befindliche Brücke war von österreichischen Jägern besetzt. Lieutenant v. Heister instruirte seine Husaren: „Sachsen ist auf der Landkarte grün angestrichen, wir haben grüne Röcke, vielleicht halten uns die Oesterreicher für Sachsen, wir wollen also im Schritt, mit eingestecktem Säbel durch Benatek eilen.“ So geschah es; die Patrouille durchritt unangefochten, wie einst Zieten bei Patkschau, den Feind, erst, als sie den Ort hinter sich hatte, bekam sie Feuer und ging nun im Galopp davon. Die Patrouille befand sich jetzt im Rücken der feindlichen Vorposten, zwischen diesen und der Armee. Der Führer erkennt die ausgedehnten Biwaks, zählt die eingesteckten Fahnen, sagt sich aber, es sei wohl nothwendig, für diese geradezu überraschenden Nachrichten Beweise mitzubringen. Niemand würde die von einem Offizier überbrachten Meldungen bezweifelt haben, aber sie gewannen an Werth, wenn Beweise beigefügt werden konnten. Lieutenant v. Heister überritt die Vorposten und nahm 2 Jäger vom 34. Bataillon gefangen, die zwischen die Steigbügel

der Husaren genommen wurden; ihre Aussagen wurden werthvoll für die Heeresleitung. Beide Jäger wurden auf einen Wagen gesetzt und dem Prinzen Friedrich Carl mit der Meldung des Lieutenants v. Heister zugeführt; nun machte der Major v. Unger seinen „berühmten Ritt um das Leben", nun der Rittmeister v. Normann und der Major Graf Finckenstein ihre nächtlichen Ritte zum Kronprinzen Friedrich, nun gab's eine Schlacht von Königgrätz.

Man stelle an den Platz der braven Offiziere und Leute, die zwei Tage lang in Cerekwitz aushielten, obwohl rings vom Feinde umgeben, einfach etwas vorsichtigeren Vaterlands-Vertheidiger: wäre unsere Geschichte dieselbe geblieben?

Vertrauen herrschte auf allen Seiten. Der Oberst v. Zychlinski sagte sich und sprach's seinen Offizieren aus, man hat uns in eine große Gefahr geschickt, als anständige Menschen müssen wir aushalten und die Leute! Nun, von allen 27ern, die am 1. Juli Cerekwitz betraten, hat keiner auch nur einen Augenblick daran gedacht, daß von ihm etwas Außerordentliches verlangt würde, aber Jeder leistete das Außerordentliche, gerade weil es nicht verlangt wurde, weil es sich von selbst verstand.

Die Husaren sind abgeritten strahlenden Auges, weil man sie eines wichtigen Auftrages für werth hielt; wer ihre Rückkehr gesehen hat, der muß Respekt bekommen vor dem Soldatengeiste, der wie das wahre Christenthum sich freut am Glücke des Nächsten. Es war ein Hurrah ohne Ende, als die Husaren den Schloßhof wieder betraten, jeder Husar hatte schnell einen Kammerdiener, der ihm vom Pferde half, ihm zu Essen und Trinken brachte. Das ist der Soldatengeist, der zum Siege führt. Am 1. und 2. Juli leisteten die zu Cerekwitz versammelten Truppen mehr, als je von ihnen erwartet werden konnte, es war möglich, weil auf beiden Seiten jenes unerschütterliche Vertrauen herrschte, das allein die Leistungsfähigkeit steigerte. Der Offizier vertraute seinen Leuten und diese ihrem Offizier. Für den einfachen Soldaten giebt es einen größeren Beweis von Vertrauen nicht, als die Betrauung mit einem selbständigen Auftrag, dessen Erledigung wichtig für das Ganze ist. Unsere Leute sind jung, und es ist bei ihnen nicht die volle Ueber-

legung, auch nicht die Erkenntniß der Bedeutung des Auftrages vorauszusetzen.

Wenn der Erfolg nicht den Erwartungen entspricht, dann ist sehr oft die Art der Ertheilung des Auftrages daran Schuld. Jede Minute, die man länger darauf verwendet, dem Gefreiten A. klar zu machen, was man von ihm verlangt, macht sich reichlich belohnt, und selbst bei eiligen Sachen hat man Zeit hierzu. Der deutsche Generalstab hat eine gute Gewohnheit: jeder mündlich ertheilte Auftrag muß wiederholt werden, um den Beweis zu erhalten, daß er richtig verstanden wurde.

General v. Stülpnagel, Kommandeur der 5. Division, hielt in der Schlacht bei Spichern, mitten im Granat- und Gewehrfeuer, oben am rothen Berge. Ein Offizier des General-Kommandos, der mühsam den Berg erstiegen hatte, sollte ihm einen Befehl bringen, und blieb, gegen die Dienstinstruktion, zu Pferde:

„Mein lieber So und So, nun steigen Sie mal hübsch vom „Pferde, und sagen Sie mir den Auftrag langsam und deutlich „noch einmal, dann werde ich Ihnen den Auftrag wiederholen, „und dann bleiben Sie bei mir, damit Sie sehen, ob ich den „Auftrag auch richtig verstanden habe."

Diese einfache und gar nicht unfreundliche Erinnerung an den Dienst wirkte auf Alle, die sie hörten, erfrischend und belebend.

Man muß nicht ungeduldig werden, wenn der Gefreite A. nicht genau verstand, meist hat man selbst die Schuld, weil man nicht klar genug war. Der Auftrag ist doch meist die Folge einer reiflichen Ueberlegung, das Ergebniß einer Reihe von Gedanken. Wie kann man vom Gefreiten A. verlangen, daß er sich mitten in einen solchen Gedankengang sofort hinein versetzt!

Der Gefreite hat seinen Auftrag erhalten, er hat ihn wiederholt und verstanden.

Wer etwas machen soll, der muß das Material und das Handwerkszeug in guter Beschaffenheit zur Verfügung haben. Wenn sein Pferd schlecht gefressen hat, oder ein Eisen verloren, dann würde er auf einem weiten Ritt wenig Freude daran haben,

ebenso wenig, wenn man ihm einen als unzuverlässig bekannten Mann mitgeben wollte. Wir haben jetzt ausreichendes Karten-Material, jedenfalls kann man einem auf Entfernung über Sehweite abgeschickten Mann eine Karte mitgeben. Wichtig bleibt immer der das Eigenthümliche des Geländes schnell erfassende Blick. Da ist ein Kirchthurm mit einer eigenthümlichen Spitze, man nimmt sich nicht besonders vor, sich das zu merken, aber was man einmal sah, das behält man auch, diesen Kirchthurm erkennt man immer wieder. Man muß die Eigenschaft haben, das Bezeichnende, das Unterscheidende eines Geländes, einer Sache, eines Menschen auch ohne bestimmte Absicht schnell herauszufinden und zu behalten. Der Besitz einer Landkarte reicht nicht aus, man muß es verstehen, sie zu lesen. Der Feldmarschall Graf Moltke verlangte bei jedem Zusammentreffen seiner Umgebung im freien Felde zunächst eine genaue Orientirung nach der Karte.

Da mußte genau gesagt werden, wohin der Weg führt, dessen Bäume zu erkennen sind, wie der Ort heißt, dessen Häuser man erkennen kann, wie das Wasser, dessen Glanz in der Sonne flimmert. Diese Beschäftigung mit der Landkarte und dem Gelände bringt in das Gemüth eine große Ruhe; Gespenster, die man eben noch gesehen hat, sind verschwunden und die Gedanken bekommen einen klaren Gang. Um die Landkarte richtig zu lesen, empfiehlt es sich, sie so zu halten, daß die Linien desselben parallel zu denen des Geländes laufen, irgend eine geradeaus laufende Landstraße wird sich auf jeder Geländestrecke finden, man bringe den Weg der Karte in dieselbe Richtung wie im Gelände. Wer auch eine Meldung zu machen hat, wo es auch sei, er nehme die Gewohnheit an, auch bei vorhandener Gefahr, still zu halten, sich über Ort und Zeit zu orientiren und nun sich Alles anzusehen. Der Fasselhans, der den Berg hinan galoppirt, jenseits den Feind sieht, kurz Kehrt macht und nach Hause jagt, der meldet ohne Frage Unrichtiges. Wer keine Landkarte zur Verfügung hat, der muß doppelt aufmerksam sein, ihm darf Nichts entgehen, was ihm später als Wegweiser dienen könnte. Der Meilenstein, der sichtlich durch einen Wagen umgelegt worden ist, den erkennt man auch nach

meilenweitem Ritte wieder, man hat ihn kaum angesehen, aber er prägt sich dem Auge ein, ja die paar Strohhalme, die an den Baumwipfeln hängen geblieben sind, die sagen bestimmt, daß wir auf dem richtigen Wege sind.

„Wer als Patrouillenführer seine Pflicht erfüllt haben will, der muß eine richtige und gute Meldung zurückbringen, die Pferde müssen sich noch im leistungsfähigen Zustande befinden und man darf keinen Mann verloren haben.

Um das zu können, muß man schon im Frieden gelernt haben, große Entfernungen zurückzulegen. Der Infanterist darf unter keinen Umständen seine letzte Patrone verschießen, der Kavallerist muß fähig sein, noch eine Attacke zu reiten. Es ist wunderbar, welcher Steigerung die Kräfte von Mann und Pferd fähig sind, wenn sie mit Verständniß vorbereitet werden. Aber 100 Kilometer am Tage kann man nur reiten, wenn man annähernd so weit schon einmal geritten ist, mindestens genau darüber belehrt worden ist, wie es mit dem Leistungsvermögen von Roß und Reiter steht und wie man sich mit einem übermüdeten Pferde abfindet. Man glaube nur nicht, die Leistungsfähigkeit des Pferdes dadurch zu steigern, daß man ihm vorher so viel zu fressen und zu saufen giebt, als es mag. Auch beim Pferde gilt das Wort plenus venter non studet libenter, namentlich eine zu große Wasser-Portion beeinträchtigt die Leistungsfähigkeit. Mann und Reiter müssen sich genau verstehen, auch das Thier drückt seine Bedürfnisse verständlich aus und das Pferd fühlt wie der Mensch genau, wenn der Moment kommt, in dem Alles hergegeben werden muß. Es bildet sich im Kriege eine oft rührende Gemeinschaft und Uebereinstimmung aus.

„Auftrag" und „Ausführung" stehen in einem genauen Zusammenhange; der ungenaue, unklare, flüchtig gegebene Auftrag kann nur durch Zufall auf eine ausreichende Ausführung rechnen. Wer sich ein Paar Schuhe bestellt, der versäumt gewiß nicht, neben seinem Maße ganz genau seine Ansprüche auf Form, Leder und besondere Eigenthümlichkeiten anzugeben; wer das versäumt, der wird bei der Ablieferung keine Freude haben. Es giebt im Kriege kaum einen wichtigeren Auftrag, als den Befehl, gegen den Feind

zu reiten, um deſſen Abſichten zu ergründen. Selbſt bei ſich drängenden Ereigniſſen wird ſich jede Minute mehr belohnt machen, die man verwendet, um Abſicht, Zweck klar zu ſtellen. Die nicht ſelten beliebte Form, aus der ſchon trabenden Schwadron eine Patrouille im Galopp vorzutreiben, mit keiner anderen Inſtruktion, als der, eine Patrouille zu reiten, entſpricht in keiner Weiſe dem Dienſt im Kriege.

Man muß mit dem Patrouillenführer ſich genau verſtändigen. Die Ueberzeugung des Auftraggebenden von der Wichtigkeit der Sache muß in die Auffaſſung des Beauftragten gewiſſermaßen ausſtrahlen; er muß für ſeinen Auftrag begeiſtert werden, er muß der Ueberzeugung ſein, daß ihm vor allen Anderen eine wichtige Sache anvertraut worden iſt, der er ſich mit allen Kräften hinzugeben hat. Es empfiehlt ſich nicht, Oertlichkeiten, Gegenſtände des Geländes als Ziel der Patrouille zu bezeichnen, es giebt viele matte Seelen, die ſich begnügen, das Dorf Neudorf unbeſetzt gefunden zu haben, es nicht bemerken, daß 1 km davon der Feind in dicken Kolonnen marſchirt. Die Patrouille ſollte feſtſtellen, ob Neudorf vom Feinde beſetzt ſei. Es iſt nicht beſetzt, deshalb reitet ſie nach Hauſe. Es kann ja ſein, daß es ſehr wichtig iſt, zu erfahren, ob das genannte Dorf vom Feinde beſetzt iſt, das wichtigſte bleibt der Feind, auch der, der in einiger Entfernung im Anmarſche iſt. Man wird nie gut thun, den Auftrag örtlich zu begrenzen, der Feind bleibt das Ziel aller Bewegungen. Gegen den Feind, nicht gegen Neudorf reitet man vor, man muß feſtſtellen, ob Neudorf beſetzt iſt, aber auch, ob Bewegungen des Feindes in der Nähe des Ortes zu bemerken ſind.

Es iſt in dieſen Aufſätzen wiederholt gezeigt worden, daß vor den Schlachten bei Vionville und bei St. Privat ausreichende Nachrichten über den Feind der Heeresleitung nicht zur Verfügung geſtellt worden ſind, obwohl eine zahlreiche Reiterei bereit ſtand und obwohl die franzöſiſche Kavallerie weder die Fähigkeit noch den Willen hatte, ihre Armee vor feindlichen Annäherungen zu ſchützen. Die 5. Kavallerie-Diviſion ſtand ſchon am 15. Auguſt auf den Straßen, die von der franzöſiſchen Armee zum Abmarſche nach der

Maas zu benutzen waren. Die ganze auf dem linken Moselufer verfügbare deutsche Kavallerie sollte sich gegen die Verbindungen zwischen Metz und Verdun wenden. Die 5. Kavallerie-Division sollte so weit in der Richtung auf Metz vorgehen, bis Einsicht in die Verhältnisse des Feindes gewonnen würde.

Alle Heere sehen von vorn gesehen gleich aus; man stößt auf mehr oder minder unternehmungslustige Reiterei, die den Einblick in die Maßregeln des Heeres zu verhindern sucht. Diese Reiterei muß vertrieben werden, man muß versuchen, sie in der Front zu beschäftigen und seitwärts von einem Flügel, wo möglich vom Rücken her die feindliche Versammlung zu überblicken. Das französische Heer hatte am 14. August den Abmarsch von Metz begonnen, die Schlacht von Colombey hatte den Abmarsch um einen halben Tag aufgehalten, aber am 15. August war das rechte Moselufer bei Metz geräumt worden und es war anzunehmen, der Gegner werde den Abmarsch zur Maas fortsetzen. Es war nicht genügend, der Kavallerie den Auftrag zu geben, „Einsicht in die Verhältnisse des Feindes“ zu gewinnen, denn das hat sie gethan, sie hat mit französischer Kavallerie sich herumgeschlagen, aber hat nicht einen Augenblick die französischen Reihen energisch durchbrochen, um Kenntniß vom Verbleiben der Armee zu gewinnen, es hat nicht eine Bewegung stattgefunden, um, um den Flügel der feindlichen Armee herum, ungestört zu erkennen — was will der Feind, wo ist er?

Die 5. Kavallerie-Division stand auf der Straße Metz-Verdun, es wären Abtheilungen zu den Straßen Metz-Jarny-Etain und Metz-Briey zu detachiren gewesen, die wieder durch ein ausgedehntes System von Patrouillen gegen Metz den Feind beobachteten. Der Auftrag hätte etwa so lauten müssen: „Der Feind wird „wahrscheinlich seinen Abmarsch von Metz fortsetzen; wenn er die „Nacht benutzt hat, kann er mit versammelter Armee am 15. den „Abmarsch antreten. Er kann aber auch schon am 14. begonnen „haben. Es ist für die Armee von äußerster Wichtigkeit, zu erfahren, ob der Feind auf den von Metz zur Maas führenden „Straßen marschirt oder nicht. Die Kavallerie sucht auf diesen

„Straßen, namentlich denen von Metz-Jarny und Metz-Briey, mög„lichſt weit gegen Metz vorzudringen und feſtzuſtellen, ob dieſe „Straßen von feindlichen Kolonnen benutzt worden ſind.“ Jarny iſt 5 km von der Straße Metz-Mars la Tour entfernt und Briey 10 km weiter. Es hätte ſich für dieſe Abtheilungen um Ritte von etwa 40—50 km am Tage gehandelt. Selbſt die ausgezeichnet gehaltenen franzöſiſchen Straßen können es nicht verbergen, wenn ein paar Tauſend Mann und Pferde darauf marſchirt ſind. Wer einmal eine Kunſtſtraße geſehen hat, auf der etwa eine gemiſchte Diviſion ſich bewegt hat, der erkennt eine ganze Anzahl von charakteriſtiſchen Zeichen, die nie trügen; außerdem findet man am Wege ſchon irgend einen lebenden Zeugen, der, geſchickt gefragt, Auskunft giebt, auch dann, wenn er meint, aus Patriotismus ſchweigen zu müſſen.

Nicht die Orte Jarny und Briey waren als Ziel der Patrouillen zu bezeichnen, ſondern es mußte dabei bleiben, über dieſe Orte hinaus gegen Metz vorzudringen, um feſtzuſtellen, was thut der Feind. Wäre als Auftrag gegeben worden, nachzuſehen, ob Jarny oder Briey vom Feinde beſetzt ſei, dann würde es ſich um einen einfachen Spazierritt nach dieſen Orten gehandelt haben, eine werthvolle Nachricht wäre nicht gewonnen worden.

Man thut gut, den Führer der Patrouille auf den von ihm zunächſt zu benutzenden Weg zu ſtellen, denn der am Anfang begangene Irrthum iſt meiſt nicht wieder auszugleichen. Dies Auskunftsmittel iſt namentlich dann geboten, wenn man dem Patrouillenführer keine Karte mitgeben kann. Dann iſt es beſonders wichtig, dem Patrouillenführer eine bezeichnende Darſtellung des von ihm zu durchreitenden Geländes zu geben. Der Soldat muß ſein Auge daran gewöhnen, das Unterſcheidende und Bezeichnende des Geländes zu erkennen und zu behalten. Den Chauſſee-Stein, von dem bei unſerer Annäherung ein Finkenhähnchen aufflog, den erkennen wir unter allen Umſtänden wieder; ebenſo den rothen, ſpitzen Dachgiebel am Eingang des Ortes.

Patrouillen müſſen in der Regel ihren beſonderen Auftrag als erledigt anſehen, wenn ſie vom Feinde bemerkt worden ſind, denn

der Feind wird nun Mittel und Wege finden, weitere Unternehmungen zu verhindern. Patrouillen müssen deshalb Lokalitäten vermeiden, wo sie annehmen können, mit dem Feinde in Berührung zu kommen, oder doch von ihm gesehen zu werden. Man vermeidet deshalb die Landstraße, das Dorf, man sucht sich einen Punkt, von dem aus man Beide beobachten kann. Man muß nur nicht ungeduldig werden, wenn man vielleicht eine halbe Stunde vor Neudorf aushalten muß, ehe man genau erkennt, daß es nicht vom Feinde besetzt ist. Bei allen Beobachtungen muß man seine Aufsamkeit darauf richten, ob der Feind Geschütze mit sich führt. Die Mitgabe von Batterien deutet immer auf ernste Absichten, die ohne Gefecht nicht aufgegeben werden; aus der Zahl der Geschütze kann man leicht einen Schluß auf die Stärke des Feindes ziehen, aber es gilt als Regel, der Patrouillenführer meldet nur das, was er gesehen hat, nicht die von ihm gemachten Schlüsse.

Er meldet: „Beim Feinde sind 3 Batterien." Wo wir im Kriege 1870/71 unerwartete, meist unnütze Verluste hatten, immer waren sie auf Mangel an Vorsicht, zu große Vertrauensseligkeit zurückzuführen. Es ist nicht nöthig, Neudorf zu betreten, man beobachtet es von allen Seiten, muß man unter allen Umständen hinein, dann betritt man es aus verkehrter Richtung, geht im Galopp durch; ist vom Feinde etwas da, das macht sich dann gewiß bemerkbar. Wenn man einem Reitersmann einen guten Rath mitgeben will, dann ist es der: „Von dem Augenblick an, wo Du den Fuß in den „Bügel steckst, da bist Du nur der Gefreite Friedrich Wilhelm Schultze, „nicht Deiner Mutter Sohn, nicht in Berlin zu Hause, sondern „ein Husar, der für den Dienst von größter Wichtigkeit ist!" Alles Andere bleibt bei der Schwadron, wenn man dort reitet, da kann man an zu Hause denken, an Vater und Mutter, aber sowie man durch einen Auftrag ausgezeichnet wird, wenn man als Patrouillenführer durch's Land reitet, dann ist man nur „im Dienst". Das klingt vielleicht übertrieben, aber der Dienst eines Patrouillenführers ist ein so verantwortungsvoller, daß er Nebengedanken nicht gestattet. Da zeigt sich hinten am Horizonte eine Staubwolke, sie ist kaum bemerkbar, aber das Auge haftet unwillkürlich daran, die

Wolke bewegt ſich, ſie wird dichter, an einer offenen Stelle erkennt man, daß die Wolke unten ganz dickgelb iſt, dort marſchirt Infanterie; das muß näher ergründet werden, man ſieht ſich um, wie man ungeſehen wohl näher heran kann, wenn die ſeitwärts gelegene Höhe erreichbar iſt, von ihr aus muß man Alles überſehen können; aber man darf nicht geſehen werden. Man ſchleicht an die Höhe heran, ſitzt unten ab, verbindet dem Pferde die Naſe mit dem Taſchentuch, damit es nicht wiehern kann, nimmt die Kopfbedeckung ab und kriecht nun die Höhe hinan, oben angekommen empfängt man den Lohn für alle Mühe, die Landſtraße von A. nach B. iſt mit Truppen aller Waffen bedeckt, man ſieht nach der Uhr und merkt ſich, wie lange auf der Straße marſchirt wird. Man zählt die Lücken in der Kolonne, damit hat man die Zahl der Kompagnien. Man ſieht genau nach, ob Geſchütze zu erkennen ſind, ob Kavallerie. Man thut aber gut, recht genau hinzuſehen. In der zweiten Hälfte des Krieges gegen Frankreich ſahen unſere ſehr zuſammengeſchmolzenen Bataillone und die oft recht zahlreichen Verpflegungswagen wie Train-Kolonnen aus, die von Infanterie eskortirt wurden. Aus der Karte ſtellt man feſt, auf welcher Straße der Marſch ſtattfindet, iſt er unmittelbar auf unſere Truppen gerichtet, dann iſt ſofort und ſchleunigſt zu melden, während der Führer weiter beobachtet. Es werden im Frieden weitgehende Inſtruktionen über die Abfaſſung der Meldungen gegeben; manche Meldung wird mangelhaft, weil der Meldende die Vorſchriften erfüllen will und nun befangen wird. Im Kriege ſoll man melden, wie man ſpricht und jedes Wort muß richtig ſein, denn die Meldung iſt ein Dokument für die Kriegsgeſchichte, auch die falſche Meldung bleibt in den Kriegsakten, nicht zur Ehre deſſen, der ſie gebracht hat. Es wird ja kein deutſcher Soldat wiſſentlich etwas Falſches melden, aber daß er ſich täuſchen ließ, daß er, wie man es bei der Truppe nennt, dumm war, das bleibt an ihm haften. Im Kriege ſpielt, wie im Leben, das Glück eine große Rolle, Friedrich der Große und der erſte Napoleon verlangten nicht ſelten für einen beſonderen Auftrag: „einen Mann, der Glück hat.“ Solche Perſönlichkeiten ſind unerſetzlich. Eins der brandenburgiſchen

Regimenter verlor fast alle seine Offiziere, der Regiments-Kommandeur war immer im Feuer, er blieb zu Pferde und während des ganzen Krieges wurde ihm kein Haar gekrümmt; die Leute hielten ihn für „kugelfest", es ist ja eine wunderbare Verschlingung der Gedanken, daß, weil der Oberst nicht von feindlichen Kugeln getroffen wird, ihm seine Leute mit um so größerem Vertrauen folgen. Der einfache Soldat will in seinem Vorgesetzten etwas Besonderes, Außerordentliches sehen; wenn er sieht, daß der gerade so wie alle Leute auch hungernde, auch dürstende Offizier mit allem Eifer für seine Leute sorgt, an sich selbst gar nicht denkt, dann erkennt er die überlegene Natur und folgt ohne Bedenken. Wer in Reih' und Glied den Krieg mitgemacht hat und selbst ein ehrlicher Kerl ist, der muß eine unerschütterliche Hochachtung vor dem Soldatengeist gewinnen, der sich täglich in oft rührenden Zügen zeigt. Kein Offizier buhlt um die Gunst seiner Leute, thäte er es, er würde das Gegentheil erreichen, aber jeder Tag zeitigt Züge jenes anständigen, auf Vertrauen beruhenden, Gleichheitsgefühls, das Offiziere und Leute verbindet.

Der Mann, der durch einen Auftrag ausgezeichnet wurde, er weiß ganz genau, daß mehr als hundert Augen auf ihn gerichtet sind, er thut's seinem Regimente, seinem Rittmeister, sich selbst nicht an, irgend eine Dienstverrichtung nachlässig auszuführen.

So haben wir in Reih' und Glied ausreichendes Material, in allen Lagen des Krieges uns gute Nachrichten zu verschaffen.

Aber wie Alles in der Welt, dieser Dienst muß erlernt sein; ich kann im Kriege nur, was ich im Frieden hundert Mal gemacht habe. Man muß es lernen, welche Merkmale und Kennzeichen wichtig sind. Aus den Regimentsfarben von ein paar Gefangenen kann man sich leicht konstruiren, was man vor sich hat. Da wurden auf dem Schlachtfelde von Wörth die 8. und 9. Kürassiere gesehen, sie gehörten nach der Ordre de bataille zur Brigade Michel der Kavallerie-Division Duhèsne des I. Korps-Marschall Mac Mahon. Man weiß genau, zu welchem größeren Truppenverband jedes Regiment gehört, deshalb ist es von Wichtigkeit, die Uniform-Abzeichen sich zu merken. Es gab eine Zeit, in der es dem Kavalleristen

gestattet war, seine Thätigkeit beendet zu sehen, weil er Infanteriefeuer bekam. Das ist vorbei. Die Kavallerie ist mit ausgezeichneten Feuerwaffen ausgerüstet und vermag auch feindlichem Infanteriefeuer gegenüber auszuhalten. Die Wirkung des Infanteriefeuers wird erst verheerend, wenn man zurückgeht, so lange man im dreisten Vorwärtsschreiten bleibt, sind die Verluste nicht groß. Im November 1870 ging das in Schützen aufgelöste Regiment Nr. 35 gegen einen Waldrand vor, von dem vorher festgestellt war, daß er nicht besetzt sei. Er war inzwischen besetzt worden und die Schützenlinie, in der der ganze Brigadestab ritt, bekam auf 100 bis 150 m Massenfeuer. Nicht eine Helmspitze wurde getroffen, im hohen Bogen gingen die Kugeln über die Köpfe weg und der Wald war schnell unser.

Patrouillen haben mehr das feindliche Auge, als das feindliche Feuer zu fürchten, die vom Feinde erkannte Patrouille wird gut thun, nach Hause zu reiten, denn der Feind wird ihr nicht gestatten, weiter ihres Auftrages zu walten. Man wird aber gut thun, beim Wegreiten nicht die gerade Richtung auf die eigenen Truppen einzuschlagen. Man bringe eine richtige Meldung, kehre mit allen Leuten und Pferden zurück und vermeide es, Räubergeschichten zu erzählen, durch die man sich nur lächerlich macht. Der Patrouillenführer hat einen ehrenvollen, wichtigen Dienst; er gestattet keine Unregelmäßigkeit.

Ohne Karte.

Jeder Fortschritt der Kultur schafft neue Bedürfnisse und damit neue Abhängigkeiten. Die Industrie liefert für wenige Pfennige jedem Soldaten eine richtige und ausreichende Karte von der Umgebung seiner Garnison, keine Truppe rückt zu den Herbstübungen ab, ohne daß vorher jedem Manne ein billiger Abdruck der Generalstabskarte in die Hände gegeben worden wäre; für 10 Pfennige kann ein solcher Abdruck hergestellt werden. Der Große Generalstab liefert den in den Krieg ziehenden Truppen die erforderlichen Karten. Allerdings ist die Zahl nur eine beschränkte, 1870 bekam anfänglich jede Kompagnie 1 Exemplar der französischen Generalstabskarte, das selbstverständlich in den Händen des Hauptmanns blieb. Aber die Privatindustrie vermag ohne Schwierigkeiten den deutschen Soldaten mit einer brauchbaren Karte auszurüsten. Es wird keine ausführliche Generalstabskarte sein können, aber doch ausreichen, um den marschirenden Krieger einigermaßen über das durchschrittene Land zu belehren. Das Bedürfniß nach dem Besitze einer Karte zeigt sich schließlich bei jedem Schritte „vor's Thor", und man will außerdem gerade die Karte haben, an deren Maßstab und Darstellung man sich gewöhnt hat. Wer bei seinen Uebungen sich einer Karte bediente, auf der das Wasser blau, Dörfer und Wiesen grün gefärbt waren und der Wald braun, dem ist's unbequem, sich auf der einfach schwarzen Karte zurecht finden zu müssen. Jedenfalls hat die Leichtigkeit, in den Besitz einer Karte zu gelangen dahin geführt, daß jeder deutsche Soldat einige Uebung bekam, sich

nach der Karte zu richten und damit an der Leichtigkeit Einbuße erleidet, sich ohne Karte zu behelfen. Es müßte zum Gegenstand der Uebung gemacht werden, den Felddienst ohne Karte durchzuführen; wir würden da recht merkwürdige Erfahrungen machen, eine Uebung im waldigen Gelände bei Nebel dürfte da zu großen Ueberraschungen führen. Daß der Krieg in eine solche Lage bringen kann, das ist selbst bei einer so fürsorglichen Armeeleitung möglich wie die unsere. 1870 reichten die ausgegebenen Generalstabskarten nicht über Paris hinaus. Als die Armee des Prinzen Friedrich Carl nach der Kapitulation von Metz in Eilmärschen heranrückte, um den Paris bedrohenden Heeren entgegen zu treten, da hörten bei Pithiviers, gerade als wir die Fühlung mit dem Feind aufnahmen, die Landkarten plötzlich auf. Bei dem Wegebau-Inspektor wurden sehr genaue Katasterkarten beschlagnahmt, die für den Truppengebrauch verkleinert und mit Umdruck vervielfältigt wurden. Diese improvisirten Karten mußten für die Tage von Beaune la Rolande und Orleans ausreichen, sie wurden im Laufe einer Nacht im Bureau des General-Kommandos hergestellt, das hiermit einer der ersten Pflichten der Führung: der Truppe die Möglichkeit des Gehorsams zu gewähren, gerade nur entsprach. Wenn ein Bataillon von A. nach B. marschiren und dort um 8 Uhr Vormittags eintreffen soll, dann muß der Bataillons-Kommandeur seine Zeitberechnung nach Zeit und Raum aufstellen können.

Das General-Kommando des III. Armee-Korps zeigte vor Pithiviers, man müsse den Zustand „ohne Karte" möglichst schnell und möglichst gut beenden. In dieser Lage ist jeder Soldat, er will doch wissen, wo er ist, wohin er geht, und zu diesem Zwecke dient selbst die Eisenbahnkarte des Koursbuches, selbstverständlich läßt man sie beiseite, wenn man eine ausführlichere Karte findet.

Trotz alledem wird es nicht selten vorkommen, daß der deutsche Soldat im Kriege ohne Benutzung einer Karte seinen Pflichten genügen muß; ist er im Frieden gewöhnt worden, die Augen auf zu machen, dann wird es ihm nicht schwer werden.

Man muß wissen, oder es muß Einem gesagt werden, in welcher Himmelsrichtung der Ort liegt, den man erreichen soll.

1870 in Frankreich marschierten wir der Sonne nach, wir hatten sie im Gesicht, wer die Sonne links neben sich hatte, der war in nördlicher Richtung abgewichen.

Man thut gut, sich nach dem Schatten zu richten, der zeigt des Morgens nach Westen, des Mittags nach Norden, des Abends nach Osten, ja der Schatten ist ein sehr genauer Wegweiser, jede Aenderung des Schattens zeigt eine Aenderung in der Richtung an. Wir waren in Frankreich sehr oft in die Nothwendigkeit, einzelne Leute auf meilenweite Entfernung mit wichtigen Aufträgen entsenden zu müssen. Die französischen Straßen sind vorzüglich gehalten, jeder, auch kleinster Ort hat mindestens eine chaussirte Straße mit Wegweisern und Meilensteinen. Aber die fanatisirte Regierung hatte befohlen, die Wegweiser unbrauchbar zu machen, das war geschehen, indem man sie einfach umwarf, oder indem man die Ortsbezeichnung schwarz überstrich oder indem man ihnen eine falsche Richtung gab. Wegweiser und Kilometersteine erschwerten in dieser Periode des Krieges das Sich-Zurechtfinden, Landeseinwohner waren nicht da oder man verstand sie nicht, sie hatten ihr stereotypes tout droit! immer geradeaus.

Nun sollte der Dragoner A. von B. nach C. reiten, um einen wichtigen Befehl zu überbringen. Es sei vorausgeschickt, jeden Tag fast wiederholte sich dieselbe Scene, aber nicht ein Befehl ist verloren gegangen oder zu spät in die Hände des Truppentheils gelangt.

Von dem Generalstabsoffizier, der den Befehl expedirte, wurde der Meldereiter auf die von ihm zunächst zu benutzende Straße geführt; es ist von großer Wichtigkeit, daß bei Beginn der Bewegung jeder Irrthum ausgeschlossen ist.

Vor dem Abreiten wurde der Mann genau instruirt: „Jetzt „reiten Sie 4 km auf dieser selben Landstraße geradeaus; Sie „kommen dann an ein Wegekreuz von drei Wegen, Sie reiten den „mittleren, halb links abbiegenden Weg 3 km lang. Sie stoßen „dann auf eine Brücke, darüber hinweg und in den Ort hinein, „geradeaus durch; beim Heraustreten aus dem Orte kreuzen sich „drei Wege, den ganz rechts liegenden benutzen, 4 km Wald, jen„seits des Waldes ist der Kirchthurm von Pithiviers zu erkennen.“ Meist gab man dem Meldereiter ein Kärtchen mit, auf dem der zu

benutzende Weg in deutlicher Weise bezeichnet war; neben den französischen Ortsnamen stand in deutschen Buchstaben der Ortsname, wie er ausgesprochen wird, z. B.: Pithiviers (Pittiwieh), Beaune (Bohn) u. s. w.

Wenn ein Meldereiter Schritt und Trab reitet, dann gebraucht er für das Kilometer 5 bis 6 Minuten; aber er muß gewöhnt sein, daß er ein bestimmtes Tempo inne hält. Dies Verfahren, die Leute zu belehren, hat sich selbst für die finstere Nacht bewährt. In der zweiten Hälfte des Krieges wurden die Befehle oft erst um Mitternacht expedirt. Sie sind das Ergebniß der Tages-Ereignisse, die erst am Abend festgestellt und ausgenutzt werden. Der Befehl für die Armee wird beim Ober-Kommando erst am Abend expedirt und gelangt selten vor 10 Uhr Abends in die Hände der General-Kommandos. Dort muß der Armee-Befehl für die Truppen und Kolonnen des Armee-Korps redigirt und geschrieben werden, eine Arbeit, die mindestens eine Stunde erfordert, also etwa um Mitternacht werden die Meldereiter in Bewegung gesetzt. Jeder Reiter war nun eine wichtige, ja unersetzliche Person, er trug den Befehl für eine ganze Truppen-Abtheilung bei sich, von deren rechtzeitigem Erscheinen vielleicht der Sieg abhing. Man mußte die kleinen, blonden, halb erfrorenen Dragoner sehen, mit welcher Zuversicht sie in die Dunkelheit hineinritten! Ohne es zu wissen, drückten sie aus: „Traut mir nur Alles zu, ich helfe mir schon durch!“ Wenn auch nur einmal ein Dragoner ein Bedenken geäußert hätte, er hörte aufmerksam zu, zeigte, daß er verstand, und ritt davon.

Es muß ausdrücklich rühmend erwähnt werden, in der nicht gerade leichten zweiten Periode des französischen Krieges, in der jeder Bauer unser Feind war, ist nicht ein Befehl nicht angekommen oder verloren gegangen, obwohl dem einzelnen Dragoner nie eine Karte zur Verfügung stand.

Man muß entweder wissen, oder es muß gesagt werden, in welcher Himmelsrichtung der Ort liegt, den man erreichen soll, und nun muß man einen ausgeprägten Ortssinn haben, d. h. den Blick, Gegenstände, die man schon einmal gesehen hat, sofort wiederzuerkennen. Ich weiß genau, daß ich den weißen Kirchthurm

immer halb links vor mir gesehen habe, wenn ich nach Hause reite, muß er halb rechts hinter mir sein. Ich kenne genau den Stein wieder, über den mein Pferd gestolpert ist, und ich weiß nun, daß ich auf dem richtigen Wege bin. Stellen des Weges, die äußerlich nicht erkennbar sind, die aber eine gewisse Wichtigkeit haben, markirt man sich durch ein paar abgebrochene Zweige oder einige zusammengelegte Steine. Man sagt den Zigeunern nach, daß sie so ihren nachfolgenden Landsleuten den Weg bezeichnen, den sie einschlagen sollen. Man gewöhne nur die Sinne daran, daß sie, auch ohne bewußte Absicht, alles Besondere und Eigenthümliche in sich aufnehmen; man reite nie gedankenlos, sondern immer in dem Bewußtsein: ich bin in dem denkbar wichtigsten Dienste, und jede Nachlässigkeit kann den größten Nachtheil für den Dienst haben.

Die größten Schwierigkeiten bietet der Wald, weil er nach allen Richtungen meist ein gleiches Aussehen hat und keine Richtungspunkte enthält. Man mache 'mal den Versuch, drehe sich in einem unbekannten Walde schnell drei bis vier Mal um sich selbst, dann weiß man nicht mehr die Richtung zu erkennen, aus der man kam und wohin man will. In einem forstmäßig bestandenen Walde hat man nur bis auf 50 Schritt Aussicht, d. h. nach 50 Schritten ist der Gesichtskreis durch Bäume begrenzt. Es wird vor Allem darauf ankommen, daß man den Wald an richtiger Stelle betritt, und daß man die nöthige Himmelsrichtung beibehält. Finden sich äußere Merkmale nicht, dann bezeichnet man sich den Weg durch abgerissene Zweige oder sonstwie; stößt man auf einen Grenzstein, dann merkt man sich genau dessen Bezeichnung. Trotz alledem ist es sehr schwer, im Walde die richtige Richtung inne zu halten. In der Schlacht von Königgrätz führte das 27. Regiment den ruhmvollen Kampf im Walde von Maslowed. Die Kompagnien drangen tapfer vor; da kam von seitwärts Feuer, sie mußten im Gefecht ein paar Mal die Front verändern, so kam es, daß einzelne Kompagnien auf demselben Wege den Wald verließen, auf dem sie ihn betreten hatten, obwohl sie der Meinung waren, immer im Vorwärtsschreiten geblieben zu sein.

Bewohnte Orte sind immer zu vermeiden namentlich, wenn

man keine Karte hat, man muß wiſſen, welches der nächſte Weg iſt, um heraus zu kommen; für ein geübtes Auge iſt die Haupt-Dorfſtraße leicht erkennbar; ſie trägt die Spuren der Benutzung an ſich. Wer auf dem Marſche einen unbekannten Ort betritt, der ſehe ſich wohl vor, daß er nicht an verkehrter Stelle herauskommt. Man halte die vorgeſchriebene Richtung inne: ich habe nach Weſten zu reiten, muß alſo Nachmittags der Sonne folgen. Es empfiehlt ſich von Zeit zu Zeit anzuhalten und ſich Gegend und Situation klar zu machen. Den zum Vorreiten benutzten Weg findet man aber unter allen Umſtänden wieder, man erkennt an den Spuren des Hufeiſens, wo das eigene Pferd gegangen iſt, aber man erkennt auch das franzöſiſche Eiſen und weiß nun, daß man vorſichtig ſein muß. Wenn der Dragoner A. einen Befehl nach B. bringen ſoll, dann iſt damit nicht geſagt, daß er ſich inzwiſchen um Nichts zu kümmern hat. Er hat genau dieſelben Pflichten wie ein Patrouillenführer. Er muß ſeine volle Aufmerkſamkeit auf etwaige Spuren des Feindes richten, auch dann, wenn der Feind die Gegend bereits verlaſſen hat. Ein aufgefundenes Brief-Couvert mit Aufſchrift kann von höchſter Wichtigkeit werden; ebenſo ein abgeriſſener Waffenrockknopf.

Wenn ein Soldat für den ihm überwieſenen Weg eine beſtimmte Inſtruktion bekommen hat, dann thut er gut, ſich alle Eigennamen in ſeine Brieftaſche aufzuſchreiben, auch die Entfernungen, damit ihm das Gedächtniß keine Streiche ſpielt. Man beachte ein für alle Mal die Erfahrung, daß ſich jedes Mehr an Zeit bei Beginn der Uebung mit Wucherzinſen während derſelben bezahlt macht. Müſſen Worte die Karte erſetzen, dann iſt ſolche Peinlichkeit doppelte Pflicht. Unerwähnt ſoll nicht da bleiben, daß der einfache Soldat ohne Karte dem Offizier gegenüber ſich in einem gewiſſen Vortheil befindet, weil er die Gewohnheit, eine Landkarte zu benutzen, noch nicht ſo in ſich aufgenommen hat. Man wird gut thun, bei irgend ſich bietender Gelegenheit ſich von einem Schriftgelehrten der Kompagnie eine kleine Skizze der Gegend aufzeichnen zu laſſen, kein Gemälde, Punkte mit den Orts-Namen und durch Wege verbunden und wichtige Waſſerlinien. Jede ſolche Beſchäftigung iſt im Kriege überaus ſchätzenswerth, ſie bringt Klarheit und

Ernſt in die Gedanken. Der Mann, der ſich mit ungelenken Fingern von einer Karte Frankreichs, die ihm ein paar Minuten zur Verfügung ſteht, den Weg aufzeichnet, den er gegangen iſt und den er gehen wird, der Mann thut ganz beſtimmt mehr als ſeine Schuldigkeit, wenn es darauf ankommt. Wir haben im Kriege ſehr viel leere Zeit und kommen da leicht auf dumme Gedanken, jede Beſchäftigung, namentlich wenn ſie den Dienſt fördert, trägt ihren Lohn in ſich, ſie bringt Ordnung in die Gedanken und ſteigert die Leiſtungsfähigkeit.

Wenn man in ſeiner Jugend ſo Leute aus den Freiheitskriegen ſprach, dann war das immer ein unklares Durcheinander von Namen und Thatſachen. Damals gab es die jetzigen Vervielfältigungs-Verfahren von Karten nicht; und mancher Krieger, der von Berlin bis Paris marſchirt iſt, hat kaum jemals eine Landkarte zu ſehen bekommen. Heute iſt das anders, es iſt gleichgültig wohin uns der Befehl unſeres Kaiſers führen wird, wir werden uns nach einer guten Karte richten können und jeder Soldat, den ſeine Truppe wegſchickt, wird ſich vorher über den Weg orientiren können, den er einzuſchlagen hat, wen aber ſein Geſchick ſolcher Erleichterung beraubt, der muß doppelte Aufmerkſamkeit anwenden, um das Bezeichnende und Unterſcheidende des Geländes in ſich aufzunehmen. Man muß ſich vorher ſagen laſſen:

1. in welcher Richtung liegt der Ort, den man erreichen ſoll,
2. in welcher Richtung iſt der Feind zu vermuthen,
3. welche Waſſerlinien muß man etwa auf dem Wege überſchreiten.

Iſt man über dieſe drei Dinge im Klaren, dann reite man mit Gott auch ohne Karte, man vertraue ſeinen geſunden Sinnen und für den Fall der Noth, der Schnelligkeit und Zähigkeit ſeines oſtpreußiſchen Pferdes, an die kein franzöſiſches Pferd heranreicht.

Verwundet — krank — gefangen.

Es lebe im Zeichen der Herrschaft der Zahl; in alle Dinge dränge sich die Statistik mit ihren Zahlenreihen ein und nimmt für sie Beweiskraft in Anspruch. Gleich nach den letzten Kriegen erwuchs uns ein Irrtum, welches Regiment wohl die größten Verluste gehabt hätte und verband damit fälschlicherweise den Gedanken, das sei wohl auch das tapferste gewesen. Jeder Soldat, der den Krieg kennt, weiß ganz genau, daß die Größe der Verluste nichts mit der Größe des Erfolges zu tun hat. Wir bewundern die Truppe, die trotz großer Verluste gefechtstätig blieb, die Ordnung aufrecht erhielt und fähig und bereit ist zu neuem Kampfe.

Größeren Ruhm aber verdient die Truppe, die große Erfolge unter nur geringen Verlusten errang. Es wird das immer die Folge von guter Führung und guter Friedensausbildung sein. Die Führung zeigt den Leuten den sichersten Weg an den Feind, und die Friedensausbildung lehrt die Benutzung des Geländes und die Eigentümlichkeiten des feindlichen Feuers. Im letzten Feldzuge wurde schließlich das meilenweite Gewehrfeuer der französischen Infanterie gar nicht mehr beachtet, es sauste hoch oben in der Luft über die Köpfe weg, wir beeilten uns rasch bis auf unsere wirksamste Schußweite, damals 400—250 Schritt, an den Feind heranzukommen und wußten nun genau, daß er unserem gezielten Feuer nicht Stand halten konnte. Man muß dem Feinde gleich am Anfange seine Eigentümlichkeiten absehen und sich danach einrichten. Bei Beginn des französischen Krieges waren uns die Mitrailleusen

neu, hatte man sie doch selbst vor der eigenen Armee geheim gehalten. Da sollten die 25 gleichzeitig abgefeuerten Bleigeschosse eine entgegenstehende Truppe gleichsam vom Erdboden wegfegen. Als die ersten Schüsse mit ihrem eigenthümlichen Geräusche ertönt waren, da riefen unsere Leute: „Alte Knarre", und bei der alten Knarre blieb es bis zu Ende des Krieges. Die Franzosen begannen ihr Feuer auf unglaubliche Entfernung, trafen aber nicht; sie nahmen ihre Gewehre gar nicht mehr an den Kopf, sondern knipsten von der Hüfte aus ab. Bei uns sagte man, „sie schießen sich Muth" und verachtete das französische Feuer. Diese sachgemäße Beurtheilung der feindlichen Kampfweise hat nicht wenig zu unseren Erfolgen beigetragen. In den Schlachten um Metz trat noch eine andere Ueberzeugung hervor: „Der Feind hält unser Hurrah nicht aus", und das war recht oft der Grund zu übereilten Sturmangriffen. Wir wußten ganz genau: wir marschirten besser, schossen besser und waren unüberwindlich durch unser Hurrah; diese Ueberzeugung hob die Gemüther und schuf jene Unüberwindlichkeit, die den Sieg sichert. Als wir an den Rhein eilten im Juli 1870, da waren wir uns darüber nicht im Unklaren, daß wir mit einem tapferen, kriegserfahrenen Gegner würden ernste Abrechnung halten müssen. Von dem ersten Zusammenstoß an, zeigte der Feind seine Schwächen und nun erst gewannen wir die feste Zuversicht auf den Sieg, die dann während des ganzen Krieges erhalten geblieben ist. Die Ueberzeugung, dem Gegner unter allen Umständen überlegen zu sein, die hat den Weg quer durch Frankreich gebahnt, zu Ende des Krieges rief eine einfache Patrouille einer feindlichen Abtheilung zu, sie solle die Waffen niederlegen. Der Feind hatte sich mit seinem Schicksal, gefangen genommen zu werden, abgefunden.

Ehe unsere Regimenter auf diesen Standpunkt kamen, mußten sie manche schwere Prüfung überstehen. Es ist ja ein peinlicher Augenblick, wenn gleichzeitig eine große Anzahl von Kameraden verwundet zur Erde sinkt, auch solchen Moment muß die Führung erkennen und sofort vorbeugen. Thätigkeit, das ist die große Brücke, die bequem über manchen Abgrund hinweg führt. Schon allein

die Nothwendigkeit. „das Gewehr über!“ zu nehmen und 100 Schritt seitwärts zu gehen, hilft über den Moment hinweg. In solchen Augenblicken ist das Kommandowort, die Erinnerung an den Exerzirplatz von nie versagender Wirkung.

Wem das Schicksal es gestattet, sich seine Wünsche zurecht zu zimmern, der mag sich wünschen, nach einem siegreichen Kriege, gesund an Körper und Geist nach Hause zurückzukehren, aber der verwundete Krieger wird immer in den Augen seiner Landsleute den höheren Platz einnehmen.

Obwohl wir Soldaten uns nicht auf den dramatischen Standpunkt stellen, der dem „Bluten für das Vaterland“ ein besonderes Verdienst beimißt, drücken wir doch dem ehrenvoll Verwundeten, der sein Leid mit Anstand trägt, doppelt warm die Hand. Die Leistung eines Infanteristen an einem Marschtage im Kriege ist meist viel größer, als das Leid des verwundeten Mannes, der in einer Ackerfurche liegen blieb. Wer im Kampfe mit dem Feinde eine ehrenvolle Wunde erhielt, der wird des Glückes theilhaftig, für sein Vaterland, für sein Regiment sein Blut hergeben zu dürfen, wir gönnen ihm dies stolze Glück, aber wir sind nicht in der Lage in der erhaltenen Wunde eine besondere Ursache zur Gefühls-Erregung zu finden. Ein Glück ist es, eine Wunde davongetragen zu haben, ein schönes Glück, aber mehr nicht. Der Augenblick der Verwundung geht recht oft unbemerkt vorüber, erst am Fließen des Blutes merkt man die That, meist ist die Verwundung nicht mit großen Schmerzen verbunden. Die Wunden im Unterleib und die Zerschmetterung eines Knochens sind schmerzvoll, es zeigt sich schnell, ob man im Dienste bleiben kann oder nicht. Wer in Folge einer ehrenvollen Verwundung berechtigt ist die Hülfe des Arztes aufzusuchen, aber dennoch in Reih' und Glied bleibt, der hat gerechten Anspruch auf Anerkennung, denn er leistet freiwillig mehr, als von ihm verlangt wird, er stellt die Soldatenpflicht höher als die augenblickliche Schmerzempfindung, er hält da aus, wo ihm gestattet ist zu versagen, und er wird Beispiel für manchen mattwerdenden Kameraden. Der Mann, der mit blutender Wunde weiter schießt, sich, ohne mit einer Miene zu zucken, das Taschen-

tuch auf die verwundete Stelle drückt und nun kein Wort darüber verliert, der reißt die mattwerdende Seele aus ihrer Jämmerlichkeit heraus, die verzagen will, weil der Nachbar fiel, weil sie Blut sah. Wir müssen daran denken, daß wir im Kriege dauernd unter den Augen von allen unseren Kameraden sind, Augen, die ebenso wenig Alles Theatermäßige zu schätzen wissen, wie sie unbedingt den einfachen Mannesmuth anerkennen. Ein Mann sprach mit seinem Hauptmann über das Gefecht: „Ich sah immer nach dem Herrn Hauptmann, der drehte ganz wie auf dem Exerzirplatze an seinem Barte, da dachte ich mir: na schlimm kann's ja nicht sein!“ So kann eine einfache Handbewegung, ein einzelnes Wort von Bedeutung sein, deshalb liegen im Kriege die Pflichten nicht blos im Gebiete der einzelnen Person, sondern als Beispiel für die anderen, und dies Beispiel hat den Werth einer verdienstvollen Handlung. Der verwundete Mann soll dabei bleiben, solange er kann, am schönsten ist es, wenn er nach siegreicher Schlacht, nach gethaner Arbeit sich dem Arzte übergiebt. Wer das nicht kann, der bleibe zunächst da liegen, wo er fiel, hüte sich ein etwa gebrochenes Glied zu rühren, suche einen vorläufigen Verband herzustellen und schleppe sich zu dem durch eine Fahne kenntlich gemachten Verbandsplatz, wenn er nicht vorher schon durch Krankenträger aufgefunden worden sein sollte. Die ersten Stunden der ärztlichen Behandlung sind nicht gerade angenehm. Es sind mehr Verwundete da, die zuerst auf die Hülfe des Arztes Anspruch haben, und mancher Mutter Sohn mag es nicht begreifen, weshalb er nicht der Bevorzugte sein soll.

Die Feld-Lazarethe sind zwar mit Labemitteln reichlich ausgestattet, aber doch nur in bestimmtem Maße. Es gilt als Grundsatz, jeden transportfähigen Verwundeten so schnell als irgend möglich in die Heimath zu befördern. Der Gedanke, nach Hause zu kommen, hilft mit Leichtigkeit über die Beschwerden des Transportes hinweg. Nur muß man sich hüten, sich durch das von allen Seiten dargebrachte Mitgefühl verleiten zu lassen, sich für etwas Besonderes zu halten. Man ist vom lieben Gott gewürdigt worden, für seine Pflicht sein Blut zu vergießen, man hat ein großes Glücksgeschenk empfangen, mehr nicht. Man gebe nicht einen Augenblick den Ge-

danken auf: „da draußen kämpfen und siegen meine Kameraden und ich bin nicht dabei!“ Man eile, ohne eine Stunde zu versäumen, wieder zur Truppe zurück; als die ersten Verwundeten von Vionville wieder in Reih' und Glied sich stellten, da war's als ob ein neues Leben sich regte, das ist der Werth des Beispiels. Nun giebt es ja nicht wenige Leute, denen es versagt ist, wieder in den vollständigen Besitz ihrer Leistungsfähigkeit zu gelangen, die invalide werden. Diese Leute stehen an einer gefährlichen Klippe. Wer bei seiner Arbeit, in seinem Lebensberufe verunglückt, Invalide würde, der ist nicht im Zweifel darüber, daß er den ihm verbliebenen Rest von Arbeitskraft auch zur Arbeit verwenden muß, er wurde durch sein Unglück nicht Rentier, der die Hände in den Schoß legen darf und lediglich von den Steuern der Landsleute lebt. Deshalb, weil ich in siegreicher Schlacht verwundet wurde, habe ich kein Anrecht auf irgend eine besondere Belohnung, oder gar auf Invaliden-Pension; es war ein großes Glück, daß ich für meine Pflicht mein Blut vergießen durfte, aber mehr nicht. Der Staat ist allein verpflichtet, den verloren gegangenen Theil der Erwerbsfähigkeit zu ersetzen, mit der noch vorhandenen Arbeitskraft soll man weiter arbeiten, sonst wird man ein Lump. Das Invaliden-Gesetz sorgt in auskömmlicher Weise für alle Soldaten, die im Dienst und durch den Dienst Einbuße an ihrer Erwerbsfähigkeit erlitten haben. Maßgebend für die Höhe der Pension ist

die Charge,
der Grad der Dienstunbrauchbarkeit,
die Dienstzeit und
die größere oder geringere Erwerbsunfähigkeit.

Die Dienstunbrauchbarkeit und die Erwerbsunfähigkeit kann nur durch einen Militär-Arzt festgestellt werden, dem die Atteste des Truppentheils vorzulegen sind. Ehe der Soldat vom Truppentheil entlassen wird, muß er seine Invaliden-Ansprüche anmelden. Damit ist keineswegs gesagt, daß dem Truppen-Kommando hierbei keine Pflicht zufällt. Der Truppen-Kommandeur hat ein dringendes und persönliches Interesse daran, jedem Untergebenen das zuzuwenden, worauf er Anspruch hat; der Grenadier, der mit seinem

steifen Arm still weggehen will, den führt man zum Arzt, dem verschafft man die ihm zustehende Pension, an dem Manne haftet ein Stück der Truppenehre, der soll nicht zu Hause darben, er soll es alle Tage empfinden, daß er seinem Vaterlande einen Dienst geleistet hat.

Ein Gemeiner, der durch Dienstbeschädigung gänzlich erwerbsunfähig geworden ist, so daß er ohne fremde Wartung und Pflege nicht bestehen kann, erhält eine Pension von 30 M. monatlich, außerdem 9 M. monatlich Kriegszulage. Ist gleichzeitig eine Verstümmelung vorhanden, so wird eine Verstümmelungszulage von 18 M. gewährt, die bis über 30 M. gesteigert werden darf, wenn die Verstümmelung durch Verwundung erfolgte. Wer dauernd Ganz-Invalide geworden ist, der erhält außerdem den Civil-Versorgungs-Schein, der ihn zur Anstellung im Staats- oder Kommunaldienste berechtigt; im Falle er auf den Schein verzichtet oder unfähig ist, von ihm Gebrauch zu machen, erhält er eine Zulage von 9 M. monatlich.

Der Staat ist nicht in der Lage, seinen Invaliden ein Leben frei von allen Sorgen zu sichern, aber der Invalide kann von dem, was ihm der Staat gewährt, ein mäßiges Leben führen, so lange er allein bleibt und er mit der vorhandenen Arbeitskraft hinzu verdient. Leider wird aber der Besitz einer dauernden Invaliden-Pension als ein zur Heirath verlockendes Einkommen angesehen, und nun tritt das Elend ein, denn zur Erhaltung von Frau und Kindern reicht die Pension nicht aus und sie haben keinen Anspruch darauf, deshalb auf Staats-Kosten erhalten zu werden, weil der natürliche Ernährer vor der Ehe im Dienst Invalide wurde. Wer nicht im Stande ist eine Familie zu erhalten, der soll auch keine gründen. Nach diesen Richtungen hat die Möglichkeit, eine dauernde Pension vom Staate zu erhalten, in gewissem Sinne demoralisirend gewirkt; es schuf übertriebene Ansichten über die Bedürftigkeit, und über die Pflicht des Staates. Während der verwundete Soldat den Truppen zur Ehre gereicht, wird der kranke leicht zur Last. Es ist Brauch im deutschen Heere, nur wenig Kranke zu haben.

Es empfiehlt eine Truppe schlecht, wenn sie genöthigt ist, eine Anzahl Kranker mit sich zu führen. Wer nicht gesund ist, wer den Anstrengungen des Dienstes nicht gewachsen ist, der fühlt das schon am Morgen, vor Beginn des Dienstes, und stellt sich dem Arzte vor. Wer sich in Reih' und Glied stellt, drückt damit aus, daß er gesund ist und schädigt das Ansehen der Truppe, wenn er unterwegs nicht weiter kann; Krankwerden, während des Gefechtes, das ist eine Schande, da fällt man lieber zur Erde, als daß man krankheitshalber die kämpfenden Kameraden verläßt. Die Wunde kann Jedermann sehen, die Krankheit erkennt nur der Arzt, wem sein Ansehen bei den Truppen von Werth ist, der muß im Kriege es vermeiden, krank zu werden. In der 2. Hälfte des Krieges hatten wir merkwürdige Kranken-Kompagnien, bestehend aus Leuten, die keine Stiefel mehr hatten und in französischen Holzschuhen sich bewegen mußten; sie wurden zur Bewachung des Trains benutzt. Man fand aber in Reih' und Glied Leute, die sich trotz des Schnees mit Strohseilen die Sohlen an die Füße banden, blos um in Dienst zu bleiben. Gerade die Wahrung der Gesundheit bringt die Vorgesetzten und Untergebenen im Kriege eng zusammen. Der Offizier kennt seine Leute, er sieht den Kampf, den dort der blasse Grenadier mit sich selbst kämpft, und der gewechselte Blick des Einverständnisses wirkt besser, wie eine lange Rede.

Der gefangene Soldat! Es ist das traurigste Schicksal, das einen Soldaten treffen kann! Im deutschen Heere gilt es als Schande, unverwundet sich dem Feinde zu ergeben, jeder aus der Kriegsgefangenschaft zurückkehrende Soldat muß sich dienstlich rechtfertigen. Es giebt ja Lagen, in denen weiterer Widerstand nutzlos ist, aber ohne Widerstand die Waffen niederlegen, das ist eine Schande und gegen den deutschen Gebrauch. Da ist eine Kompagnie ringsum von einem an Zahl überlegenen Feinde umgeben, man fordert sie auf, sich zu ergeben; auf einen Wink des Hauptmanns stürzen sich alle Leute auf den Feind und suchen sich mit Kolben und Bajonett einen Weg zu bahnen. Die Mehrzahl fällt, aber der Kampf ist von Außen erkannt worden, man kommt entgegen, es werden neue Anstrengungen gemacht; was klingt wohl besser: „von

der 9. Kompagnie des Regiments sind nicht 20 Mann übrig geblieben" oder „die 9. Kompagnie des Regiments wurde kriegsgefangen." Der kriegsgefangene Soldat wird beim Feinde selbstverständlich ausgefragt, er giebt über Dinge seines Dienstes überhaupt keinerlei Auskunft, denn er kann nicht ermessen, durch welche vielleicht harmlos aussehende Auskunft er seiner Truppe schadet. Der gefangene Soldat suche durch anständige Haltung das Ansehen seines Heeres zu wahren, er wahrt dem Offizier des Feindes gegenüber ebenso die Pflichten der Disziplin, wie bei der Truppe und er kann sicher sein, daß er damit sich selbst und dem Ansehen des deutschen Soldaten den besten Dienst leistet.

Die wenigen gefangenen deutschen Soldaten haben in Frankreich dem deutschen Namen durch anständige Haltung Ehre gemacht

Ein Schlacht-Tag.

I.

Wir standen am 14. August 1870 in einem großen Divisions-Biwak südlich Metz. Links vorwärts vor uns die andere Division des III. Korps, rechts neben uns das IX. Armee-Korps und vor uns die 6. Kavallerie-Division. Derartig große Biwaks erhöhen nicht gerade die Annehmlichkeiten. der Raum ist beengt und je mehr Menschen versammelt sind, um so mehr Ordnung muß gehalten werden. Das Biwak der einzelnen Kompagnie am Waldesrande bei untergehender Sonne das erfreut das Herz, da finden sich fröhliche Lieder und heitere Einfälle. Im Divisions-Biwak da ist die Gesellschaft zu groß, unser Gesang stimmt nicht zu dem, den der Nachbar anstimmt, und man fühlt sich gerade so unbehaglich, wie in einer fremden Gesellschaft. Wir waren ein gut Stück in Feindes Land vorgedrungen und hatten bisher von unserem Gegner nur die Kehrseite zu sehen bekommen. Hier bei Metz nahm das Kriegsbild ernstere Farben an, da sah man Uniformen, denen man noch nie begegnet war. Es gab ein eiliges Hin- und Herreiten von Generalstabsoffizieren und Adjutanten; dort an der Höhe versammelten sich eine Anzahl Generale und richteten ihre Blicke auf Metz.

Auch ohne einen Feldherrnblick zu haben, erkannte Jedermann, daß sich Entscheidungen vorbereiteten. Es wurde abgekocht und fröhlich gegessen, der rothe französische Wein erhöhte die Stimmung. Aber Niemand traute dem Frieden des Tages, gleich nach beende-

ter Mahlzeit wurde das Gepäck marschfertig gemacht. Wer den Krieg kennt, der weiß es, daß man jederzeit alarmbereit sein muß. Der Tornister ist vorschriftsmäßig gepackt, das Kochgeschirr aufgeschnallt, das Gewehr geputzt. Noch ein Zeichen gab es, daß sich Entscheidungen vorbereiteten: da gab es Leute, die wollten den General v. Moltke im Biwak gesehen haben, welcher Berliner kannte nicht den hochgewachsenen, bartlosen General, der, regelmäßig wie eine Uhr, im Thiergarten spazieren ging, die ihm Begegnenden blieben ganz gewiß stehen, um sich den General genau anzusehen, dem der König ein so großes Vertrauen schenkte.

Wer die Bewegungen im Biwak aufmerksam verfolgte, der erkannte einen bestimmten Zug nach Osten. Se. Majestät der König war bei seiner Armee eingetroffen und hatte das Ober-Kommando übernommen. Im Großen Haupt-Quartiere in Herny wurden die Entschlüsse gefaßt, die in den Schlachten bei Metz ihre Probe bestanden haben. Das Wort „der König ist da" wirkte belebend in den Reihen des Biwaks. Wo der König ist, da ist die Macht, weil, wer des Königs Rock trägt, auch bereit ist, den letzten Blutstropfen für seinen König herzugeben. Weil der König da war, deshalb wußten wir Alle, ohne daß es uns gesagt wurde, daß nun entscheidende Ereignisse bevorstanden. Das klingt so einfach, aber dies Zusammengehen: König und Heer, das ist eine Macht, unbezwinglich und unaufhaltsam, der Herzschlag, der den Einzelnen anregt, wenn ihn sein König ansieht, der wird im Heere zu dem gewaltigen Pulsschlage, der in der siegreichen Schlacht den Ausdruck findet. Das Wort: „unser König ist da" hat am 14. August in den Biwaks bei Metz belebender gewirkt, als es das Erscheinen frischer Armee-Korps hätte erreichen können.

Wir saßen an den leer gewordenen Kochlöchern, arbeiteten an dem Nachtlager, um aus grünem Laub Hütten herzustellen; hier vor dem Feinde wurde wirklich das Biwaks-Kameel nebst Tanzbär umhergeführt, da mit einem Male ertönten aus nördlicher und nordöstlicher Richtung jene dumpfen, ruckartigen Töne, die der Soldat schnell als Kanonenschüsse erkennt. Das Feuer hielt an

und nahm an Stärke zu. Nun fingen die Schlacht-Politiker ihr Handwerk an, es wurden ernste Betrachtungen angestellt, ob das Feuer in östlicher oder westlicher Richtung vorschritt, war der Fortschritt nach Osten, dann hatten die Franzosen Erfolge, umgekehrt wir. Vom IX. Korps hieß es, es habe alarmirt und bei uns hielt man sich in der Nähe der Gewehre auf, um schnell fertig zu sein.

Unsere Offiziere belehrten uns, daß das zu hörende Gefecht wohl bei der I. Armee stattfinde, es war die Schlacht von Colombey. Als am Abend der nördliche Himmel dunkel wurde, da zogen am fernen Horizonte die Granaten ihren leuchtenden Bogen, ja es war, als ob Gewehrfeuer zu erkennen sei. Wer jetzt in den Gemüthern der Leute zu lesen verstand, der hätte nur den Drang erkannt, dahin zu eilen, wo die Landsleute um den Sieg rangen. Der letzte Tambour und wärs seiner Mutter lieber Sohn gewesen, hat an diesem Tage keinen anderen Gedanken gehabt, als „in den Feind". Die Aufregung wuchs, als eine Division des IX. Korps das Lager verließ, um in die Schlacht zu rücken. Erst kurz vor Mitternacht verstummte der Schlachtenlärm, einer unserer Generalstabsoffiziere konnte von dem errungenen Siege berichten und um unsere Biwakfeuer erschallt brausendes Hurrah für unseren König und unser Vaterland.

An Ruhe, an Schlaf war wohl kaum zu denken, die Nachrichten waren nicht bestimmt genug und wir nahmen Alle an, es werde der Befehl zum Abmarsche unmittelbar folgen. So brach der Morgen vom 15. August an. Aus der Gegend von Metz war, allerdings mit Unterbrechung, Geschützfeuer zu hören. Unsere Reiter-Divisionen ritten in die verlassenen Vororte von Metz hinein, ihre Geschütze schossen dem Kaiser Napoleon den Kaiser-Salut zum Napoleonstage und nöthigten ihn, das Haupt-Quartier zu verlegen. Wenn ein Kürassier oder ein Ulan in unser Biwak ritt, seine Augen strahlten, er erzählte von dem eiligen Rückzug der Franzosen und daß die Kerle wohl nicht mehr Stand hielten. Aller Gemüther bemächtigte sich ein allgewaltiger Drang nach Vorwärts. Dieser Drang hatte zur siegreichen Schlacht von Colombey geführt, wir

fühlten, ohne Strategen zu ſein, daß eine allgemeine, energiſche Offenſive allein einen großen Erfolg ſichern könne.

Dieſer Eifer der Truppen war größer als der der Heerführung, die nicht außer Berechnung laſſen durfte, daß dem Feinde die Erneuerung der Schlacht mit friſchen Kräften möglich war. So eilten unſere Marſchkolonnen am 15. Auguſt vom frühen Morgen an der Moſel zu, um nach einigen Kilometern auf höheren Befehl angehalten zu werden. Zurückzugehen, das wurde nie verlangt, wir durften abkochen, da wo wir waren.

Unſer Kommandirender General fühlte ſich ſeiner Sache ſo ſicher, daß er einen leichten Feldbrückentrain vorziehen ließ, um die Moſel zu überbrücken. — Wie man ſo Pech auch im Glück haben kann: als endlich am Nachmittag die Erlaubniß zum Weitermarſche kam, da war gerade das Fleiſch gar geworden, aber Mancher mußte ſeine Mahlzeit wegſchütten, weil er keine Zeit mehr zum Eſſen hatte. Da erſchallten plötzlich laute Hurrahs, nicht weit entfernt; Prinz Friedrich Carl ritt an die Marſchkolonnen heran und begrüßte ſeine Brandenburger, er machte ſie mit wenigen Worten auf die Lage aufmerkſam und verhieß ihnen gute Erfolge. Es beſtand zwiſchen dem Prinzen und ſeinen Brandenburgern ein ganz beſonderes Verhältniß. Beide gehörten zu einander, der Soldat ſah im Prinzen Friedrich Carl „ſeinen" Prinzen, und der Prinz in allen Brandenburgern ſeine Freunde. Bei einbrechender Dunkelheit kamen wir an der ſtark angeſchwollenen Moſel an. Der Feldbrückentrain hatte nur geſtattet, eine ſchmale Laufbrücke herzuſtellen, nur geeignet für Infanterie.

Der Uebergang war denn auch recht wackelig, die Geſchütze mußten den Umweg über die Stadt Pont à Mouſſon nehmen. Es war ganz dunkel, als wir in dem kleinen hart am linken Moſelufer gelegenen Ort Pagny ankamen. Es ſollte in der Marſchkolonne biwakirt werden, denn das Gelände, eingepreßt zwiſchen Fluß und Thalrand, geſtattete keinerlei Aufmarſch. Viele legten ſich auf das Straßenpflaſter, den Torniſter als Kopfkiſſen, von Abkochen war keine Rede, außerdem wurde angeſagt, daß der Weitermarſch bald erfolgen würde.

Erſt gegen Mitternacht kam etwas Ruhe in die Leute und es mögen trotz alledem Einige geſchlafen haben, bald nach 8 Uhr wars mit aller Ruhe vorbei, Alle fühlten, daß ſie vor einer großen Entſcheidung ſtanden. Gegen 5 Uhr begann der Marſch, anfänglich längs der Moſel, dann die ſteilen Hänge des Thales von Onville in die Höhe auf die Hochfläche, die das Schlachtfeld vom 16. Auguſt bilden ſollte. Schon vom frühen Morgen an herrſchte eine drückende Hitze, die Luft war unbewegt und dick, wohl kein Mann hatte irgend ein Frühſtück im Magen, wer ſich die Leute den Hang von Onville hinauf ſchleppen ſah, der mußte Hochachtung vor den Soldaten gewinnen, die alle Schwierigkeiten der Lage ſo leichten Herzens überwanden. Kein Soldat hat es ſeinem Offizier verargt, daß er mit leerem Magen marſchiren mußte, denn Niemand konnte das ändern. Als wir den Rand der Hochfläche betreten hatten, kamen aus nördlicher Richtung einzelne Meldereiter zurückgejagt, die davon erzählten, daß feindliche Kavallerie und Artillerie die Straße Metz—Verdun beſetzt halte.

Es war von unſerer Heeresleitung angenommen worden, es werde der Feind den am 14. begonnenen und unterbrochenen Rückzug auf Chalons am 15. fortgeſetzt haben; man werde alſo vorausſichtlich auf den zur Maas führenden Straßen feindliche Arrieregarden antreffen und im Stande ſein, dem Feinde Aufenthalt abzunöthigen. Obwohl die Franzoſen wußten, daß ſchon am 14. die Straße Metz—Verdun im Beſitze unſerer Kavallerie war, unterließen ſie dennoch alle Sicherheitsmaßregeln.

Längs der Straße, unweit von Mars-la-Tour war eine lange weiße Tafel gedeckt, an der zahlreiche Offiziere zum Frühſtück verſammelt waren, nicht weit davon befand ſich das große Kavallerie-Biwak, aber ohne irgend einen Sicherheitspoſten, da zogen Eskadrons auf ungeſatteltem Pferde zur Tränke, andere waren mit Putzen und Satteln beſchäftigt. In dieſe Friedensthätigkeit ſauſten überraſchend die Granaten unſerer reitenden Batterien. Eilig warfen ſich die Leute auf ihre Pferde und jagten in wilder Flucht davon. Der weiß gedeckte Tiſch und die daneben haltenden Gepäckwagen wurden gute Beute. Während des ganzen Feldzuges konnte man

in den Train-Kolonnen des III. Armee-Korps den Wagen mit der Inschrift „Prinz Murat“ erkennen.

Das war das heitere Vorspiel zur Schlacht von Vionville. Bald nachdem wir den Rand der Hochfläche erreicht hatten, hörten wir von rechts, also von der 5. Division her, Geschützfeuer und wir sahen unseren General vorreiten, während wir aus den langen Marschkolonnen aufmarschirten mit „Points vor!“ und „Einrichten“, ganz wie auf dem Exerzirplatze. Man halte das nicht für eine Kleinigkeitskrämerei, wer unter dem Donner der Geschütze die Regeln beachtet, die ihm der Friedensdienst gelehrt hat, der beherrscht auch die Gemüther der Leute; wer beim Eintreten eines schwachen Momentes rufen kann: „na, Kinder, nun einen strammen Griff“, der wird sich über schwach werdende Leute nicht zu beklagen haben. Jede Schwäche ist zunächst eine Aeußerung des Charakters, der Wille wird schwach, deshalb folgt der Körper; ein starker Wille beherrscht und zwingt den schwachen Körper; man muß es verstehen, den Willen, das Gemüth der Leute, zu gewinnen, dann hat man sie ganz. Das Aufmarschiren der 6. Division bei Buxières gab den Truppen wie ihren Führern die Sicherheit, daß man mit diesen Leuten allen Chancen des Kampfes gewachsen war. In aufmarschirten Brigaden, rechts begleitet vom Feuer der 5. Division, rückten wir um $9^1/_2$ Uhr in nördlicher Richtung vor. Man war auch jetzt noch der Meinung, es mit einem abziehenden Feinde zu thun zu haben, dem jeder Ausweg nach Westen zu verlegen sei.

Unter dem Schutze von Schwedter Dragonern gehen die Batterien im Trabe und im Galopp vor, sie müssen sich ihr Ziel suchen, aber sie finden es nicht nördlich, sondern nach rechts, in der Richtung auf die Dörfer Vionville und Flavigny, die von feindlicher Infanterie besetzt scheinen, dicht daneben erscheinen große schwarze Flecke, es sind feindliche Infanterie-Massen, die in ihre Stellungen rücken. Trotzdem halten unsere Batterien aus, die Infanterie kann ihnen keinen Schutz gewähren, sie ist noch zu weit ab, aber die Dragoner sind nicht gewillt, ihren Ehrenposten aufzugeben. So entwickelte sich die mächtige Geschützlinie, die am

16. August jenen unübersteigbaren Wall bildete, den kein französischer Fuß hat überschreiten können, an dem sich alle Angriffe des Feindes brachen. Als die 6. Division nach etwa $^1/_2$ Meile die Höhe des Ortes Tronville erreicht hatte, war klar zu erkennen, daß der Feind nicht vorwärts, sondern rechts stand. Die entwickelten Brigaden befanden sich auf Treffenabstand hintereinander, jede in 2 Treffen. Es erging gegen $10^1/_2$ Uhr an beide Brigaden der Befehl zu einer Achtel Rechtsschwenkung, durch welche Bewegung die Brigaden neben einander zu stehen kamen, die 11. rechts auf Flavigny, die 12. links auf Vionville.

Nun ritt der Divisions-Kommandeur allein vor, um sich den Feind anzusehen; man soll sich als Führer in solchen Momenten nur auf das verlassen, was man selbst gesehen hat; der einzelne Reiter kann nahe an den Feind heranreiten, und kann dort sich ruhig umsehen, bis auf ihn geschossen oder auf ihn Jagd gemacht wird. Der Kaiser Napoleon I. ritt 1812 in einen Kasaken-Mantel gehüllt an die Russen heran, um sie zu rekognosziren; Friedrich der Große versäumte es nie, sich vor der Schlacht den Feind anzusehen. Der Führer hat so selten Gelegenheit seinen persönlichen Muth zu bethätigen, er sollte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen.

Um zu zeigen, welcher Geist unsere Armee beseelt, sei die nachstehende Unterredung zwischen den Generalen von Alvensleben und von Buddenbrock nicht verschwiegen. Der Erstere war Kommandirender General, aber an Lebens- und Dienstalter jünger als General von Buddenbrock. Gleich beim ersten Begegnen ergriff General von Buddenbrock die Gelegenheit zu einer endgültigen Verständigung. Er sagte ungefähr: „Excellenz, ich bin ein alter Soldat und habe meine Erfahrungen, ich greife nicht gern an, ehe ich nicht Alles zusammen habe, aber dann geht es glatt; bitte werden Sie nicht ungeduldig, wenn ich zu Anfang vielleicht langsam erscheine, Sie können sich auf mich unter allen Umständen verlassen.“ Das ist dann auch ein Wort geblieben. Der General v. Buddenbrock hat von Vionville bis Le Mans seine Brandenburger nur zum Siege geführt.

Bei uns ist gegenüber dem Dienste kein Neid, kein Besser-Wissen-Wollen, keine Mißgunst, die große Pflicht gegenüber dem Könige, dem Vaterlande, der eigenen Ehre gleicht Alles aus, vom Feldherrn bis zum Tambour, in der Armee giebt es nur gehorchende Soldaten.

II.

Es ist 10 Uhr Vormittags am 16. August 1870. Die Brigaden der 6. Infanterie-Division (General-Lieutenant Freiherr v. Buddenbrock), die, jede in 2 Treffen formirt, hinter einander die Hochfläche betreten hatten, standen nun, wieder in 2 Treffen, neben einander. Die Brigaden hatten einfach, um die neue mehr nach Osten gerichtete Front zu erhalten, jede unter einem rechten Winkel rechts geschwenkt. Der An- und Aufmarsch der Division ist der Aufmerksamkeit des Feindes wohl entgangen, der Dampf der Geschützlinie legte außerdem einen fast undurchsichtigen Schleier um die anrückenden Bataillone. Es gereicht den Schwedter Dragonern für alle Zeit zum Ruhme, daß die Geschütze, ohne Infanterie-Bedeckung, mit Ruhe und Sicherheit das Feuer unterhalten konnten.

In welcher Verfassung befand sich wohl der Infanterist, der am 16. August vor die denkbar schwerste Mannesleistung gestellt wurde? In der Nacht zum 15. August hatte er in einem ruhelosen Biwak gelegen. Bis gegen Mitternacht erdröhnte der Schlachtenlärm von Colombey her und es war jeden Augenblick Alarm und Abmarsch zur Schlacht zu erwarten. Vom frühen Morgen des 15., an befand er sich, allerdings mit stundenweisen Pausen, bei großer Hitze im Marsch. Es konnte zwar abgekocht werden, aber die Mahlzeiten wurden nicht gar. Um Mitternacht wurde in den engen Straßen von Pagny Gewehr ab! genommen und auf den Straßen ohne Holz und Stroh biwakirt. Nur Wenige kamen dazu, sich ein warmes Essen zu bereiten, wer noch gebrauchten Kaffeesatz im Feldkessel hatte, der war ein reicher, beneideter Mann. Morgens um 5 Uhr wurde der Marsch zur Schlacht fortgesetzt. Im Thale der Mosel, später im Thale von Onville, lag eine dicke unbewegte heiße Luft, das Athmen wurde schwer. Als

die Kolonnen im ärgſten Sonnenbrande den Hang von Onville in die Höhe ſtiegen, da konnte man — das einzigſte Mal im ganzen Kriege — deutlich erkennen, die Kräfte ließen nach, die Beine wurden lang und der Schritt ſchleppend. Jetzt nach 5ſtündigem Marſche ſollte die Tagesarbeit erſt anfangen, noch war kein Gewehr auf den Feind abgefeuert worden. Aber der Mann, der jetzt in Reih' und Glied ſtand, war ein anderer, als der ſich den ſteilen Hang kaum hatte hinauf ſchleppen können. Der Kanonendonner belebte die Gemüther, vor der großen Pflicht verſtummten wie mit einem Schlage alle Empfindungen, die die Thatkraft etwa hätten lähmen wollen.

Dem Beſchauer bot ſich ein bewegtes Bild: Weit links eine mit mächtigen Pappeln eingefaßte große Straße, die von Metz nach Verdun, die Hauptrückzugslinie des Feindes. Kurz nachdem ſie einen nicht erheblichen Hügel überſchritten hat, betritt ſie ein weit ausgedehntes Dorf, deſſen maſſive Umfaſſung eine gute Vertheidigungslinie bildet. Nachdem die Straße den Ort verlaſſen hat, ſtrebt ſie in faſt gerader Linie Metz zu. Hier ſind die Bewegungen ſtarker Truppenabtheilungen des Feindes zu erkennen. Etwa 1200 m von Vionville entfernt, ſcheinbar in faſt gleicher Höhe, aber doch mehr nach Oſten liegend, zeigte ſich ein zweiter maſſiver Ort, Flavigny, wie eingebuchtet in zwei kleine Hügel, deren nördlichſter, näher an der Heerſtraße liegender, mit weithin erkennbaren Pappeln bedeckt war. Beide Orte waren augenſcheinlich vom Feinde beſetzt, es war zu erkennen, daß Flavigny erſt genommen werden konnte, nachdem der Feind aus Vionville vertrieben worden war. Weiter nach rechts hin war dauernd Gewehr- und Geſchützfeuer zu hören, dort ſtand die 5. Diviſion im Kampfe.

Ehe die Infanterie ihren Angriff beginnen konnte, war die Wirkung des Geſchützfeuers abzuwarten. Wir haben 1870/71 ſehr oft den Fehler begangen, daß wir die Angriffsbewegung zu früh begonnen, daß wir der Artillerie nicht Zeit ließen, den Gegner mürbe zu machen.

Der Führer der Infanterie, der ohne Gefahr weit vorreiten kann, muß erkennen, daß beim Feinde Bewegungen ſtattfinden, die

auf ein Erlahmen der Widerstandsfähigkeit schließen lassen: es strömen Leute zurück, mit den Verwundeten auch Nicht-Verwundete, jene heillosen Samariter, die ihre Feigheit durch Menschenfreundlichkeit verdecken; ein sehr zu beachtendes Zeichen für den Angriff ist, wenn beim Feinde keine Verstärkungen herangezogen werden.

Wie vergeht nun die Zeit bis zum Kommando: Regiment! Vorwärts! Marsch!? Da werden die Gewehre zusammengesetzt und man legt sich ganz in ihrer Nähe nieder. Wer noch Etwas hat, der holt die Brodrinde und das Stück Wurst vor und erregt den Appetit manches Hungernden.

Das Verbandzeug wird vorgeholt und in die Tasche gesteckt. Es ist der große Moment, wo man alles „Teufelswerk" weg thut.

Die Spielkarten werden verächtlich weggeworfen, es ist als ob die ganze Division Skat gespielt hätte. Noch eine andere Bemerkung ist zu machen, wir stecken eben noch tief im Aberglauben drin.

Da giebt es Mittelchen, um kugelfest zu sein; lange Verwünschungen, die aller Art Gefahr einen anderen Weg anweisen, als den zu mir.

Für deutsche Truppen ist es bezeichnend, daß ihre Führer es unterlassen, durch wirksame Anreden die Leute vor dem Gefechte zu ermuthigen, wir bedürfen dessen nicht, und Viele würden es nicht verstehen. Der Hauptmann geht ruhig an der Front seiner Leute herunter, er spricht nicht anders, er macht kein anderes Gesicht wie vor einer Besichtigung: „Kinder, gut zielen, tief halten, durch das Feuer sehen." Jede Erinnerung an den Exerzierplatz, daran, daß heute nichts anders ist als dort, ist von besserer Wirkung, als eine lange Rede. Der Mann weiß genau, auf meinen Offizier kann ich zählen, der verlangt von mir nur, was er selbst jeder Zeit thut, und der Offizier ist überzeugt, daß ihn keiner seiner Leute im Stich läßt.

General v. Buddenbrock kommt im Galopp angeritten. An die Gewehre! Nun beginnt für uns die Schlacht. Wir haben 1870 bei Beginn des Gefechtes meist zwei Kompagnien zur Führung des Schützenkampfes verwandt, während die beiden anderen des Bataillons zur Unterstützung folgten. Die Schützen eröffneten das

Feuer, wir haben 1870 nur ausnahmsweise auf weitere Entfernungen als 300 Schritt geschossen. Man wird bei Beginn des Krieges eifrig bemüht sein müssen, dem Feinde seine Gewohnheiten abzumerken. 1870 eröffneten die Franzosen auf unglaubliche Entfernungen ihr Massenfeuer, sie zielten nicht, sondern schossen nur so oft sie irgend konnten, die Geschosse flogen im hohen Bogen über unsere Köpfe, unser gezieltes Feuer vermochten die Franzosen ebenso wenig auszuhalten, wie unser Hurrah. Wir hatten deshalb nur nöthig, den vom französischen Massenfeuer bedeckten Raum schnell und ohne Feuer zu durchschreiten, um so nahe an den Feind heranzukommen, daß unser damaliges Zündnadelgewehr auf 300—400 Schritt in Wirkung treten konnte, dann ein gezieltes, verständig genährtes Feuer mit Beobachtung der Wirkung und endlich unser nie versagendes Hurrah. Während dieses Gefechtes wird ja Mancher verwundet, Mancher stirbt den Heldentod, aber das Ganze spielt sich genau so ab, wie auf dem Exerzierplatze, der Erfolg ist um so sicherer, je mehr wir dessen eingedenk bleiben, was wir auf dem Tempelhofer oder Vornstedter Felde gelernt haben. Es ist derselbe Hauptmann, derselbe Lieutenant, es ist dasselbe Kommando, wir müssen nur auch dieselben sein.

Zwei Kompagnien dringen in Vionville ein, sie hängen sich wie Kletten dem Feinde an, vertreiben ihn aus dem Orte und besetzen den jenseitigen Dorfrand. Die beiden anderen Kompagnien des Bataillons, die im zweiten Treffen folgten, wenden sich gegen den südlich von Vionville gelegenen Kirchhof und eine nahebei gelegene Höhe. Alle diese Oertlichkeiten werden im Sturme genommen. Aber dem weiteren Vordringen auf Flavigny schlägt ein geradezu mörderisches Feuer entgegen.

Es trat einer der Momente ein, die an die Haltung der Infanterie hohe Ansprüche machen. Innerhalb weniger Minuten fallen von 2 Kompagnien 8 Offiziere und 185 Mann, der Fahnenträger wechselt dreimal, aber sofort ergreift ein anderer das Panier, Brandenburgs Fahne zeigt Brandenburgern den Weg.

Die Spielleute schlagen und blasen zum Sturm.

Plötzlich verstimmt das Spiel, alle Spielleute sind todt oder

verwundet; ein Mann, der auch blasen kann, ergreift ein Signalhorn und bläst unser Avanciren! Signal und Leben enden zu gleicher Zeit. Die Franzosen wollen Bionville wieder haben, sie brechen von der großen Straße her gegen das Pappelwäldchen vor.

Wer von den Preußen hier noch ein Gewehr in gesunden Armen trägt, der bereitet sich vor, den feindlichen Vorstoß würdig zu empfangen. Infanterist und Artillerist verbinden sich, an ihrem Feuer zerschellt der feindliche Vorstoß.

Nun erscheint es rathsam, Flavigny zu nehmen. Die Artillerie schießt es in Flammen, kein Schuß fällt bei der Infanterie, die Tambours schlagen zum Sturm und ein weithin schallendes Hurrah zeigt deutlich an, daß Flavigny genommen ist. Der Ort wird besetzt und ist nun während des ganzen Tages gehalten worden. Man muß den Truppen, die einen Sturm glücklich durchgeführt haben, nun auch die Freude lassen, daß sie den eroberten Ort halten und vertheidigen dürfen; sie sind durch den Sturm gewiß außer Haltung gekommen, man muß die Leute wieder zusammenhalten, hierzu bietet eine ordnungsgemäße Besetzung die beste Gelegenheit. Der Feind weicht ohne Ordnung aus Flavigny, es werden gegen 400 Gefangene gemacht. Um den Rückzug zu decken, reiten zwei französische Kavallerie-Regimenter an. Die Garde-Kürassiere wenden sich auf Flavigny, es entsteht eine spannende Pause, kein Schuß fällt, jetzt sind die Reiter auf 100 Schritt heran und nun schlägt ihnen unser preußisches Schnellfeuer entgegen, 22 Offiziere und 200 bleiben liegen, der Rest wendet sich zur Flucht, verfolgt von unseren Husaren, die den feindlichen Feldherrn Bazaine nöthigen, den Degen zu ziehen, um der persönlichen Gefahr zu entgehen. Aber Flavigny bleibt in unserem Besitze, es bleibt der Stützpunkt für die 6. Division, 30000 Preußen mit 114 Geschützen stehen im Kampf mit 60000 Franzosen und 306 Geschützen. Hart an der Chaussee, unweit vom Pappelwäldchen, haben sich Leute vieler Kompagnien eingenistet und wollen nicht weichen. Sowie an irgend einer Stelle unserer Linie eine rückwärtige Bewegung zu beginnen scheint, dann springen sie auf und drohen mit einem neuen Angriffe. Diese Handvoll Leute wirkten wie ein begeisterndes Beispiel. An ihnen vorbei

galoppiren die Regimenter der Brigade Bredow, die 7. Küraſſiere und die 16. Ulanen. Wie von einer Theater-Loge aus iſt dieſer wunderbare Ritt zu überſehen. Im langen Sprunge mit geſchwungenem Degen ſtoßen die verwegenen Reiter auf die feindlichen Geſchütze, deren Erſcheinen uns mit neuen Gefahren bedroht hatte. Sie durchbrechen die feindliche Infanterie, aber nun wirft ſich ihnen von Rechts und Links mehr als doppelt ſo ſtarke feindliche Reiterei entgegen. Dieſem Anſturme haben unſere erſchöpften Küraſſiere und Ulanen nichts mehr entgegen zu ſetzen, ſie müſſen wenden und kehren athemlos zurück; wieder ſind's die paar Füſiliere, die am Pappelwäldchen und an der Chauſſee ſich eingeniſtet haben, die den Reitern die Hand reichen, ihnen ohne Worte zurufen: „nun ſeid ihr in Sicherheit.“ Am 16. Auguſt haben die Franzoſen auf dieſem Theil des Schlachtfeldes nicht einen Schritt mehr vorwärts gethan. Weder der Einzelne noch die einzelne Truppe können überſehen, welchen Werth ihr Handeln hat, aber Jeder iſt verpflichtet, an der Stelle, wo er ſteht, ſo zu handeln, als ob er die Schlacht zu entſcheiden hätte. Jedes Nachlaſſen ſtärkt den Feind, vermindert die Ausſicht auf den Sieg. Es ſind am 16. Auguſt hierüber keine Anreden an die Leute gehalten worden, aber auf dem Schlachtfelde von Vionville gab's keinen Mann und keinen Offizier, dem auch nur in einem ſchwachen Moment der Gedanke gekommen wäre: „nun können wir nicht mehr!“ Allen höheren Offizieren ſind die Pferde unter dem Leibe erſchoſſen, die Mehrzahl todt oder verwundet, in den Schützenlinien kein Offizier mehr, auch kein Unteroffizier; jeder einzelne Mann konnte thun, was er für nothwendig hielt, Niemand gab ihm einen Befehl und dennoch iſt am 16. Auguſt kein Brandenburger gefangen worden und kein Brandenburger davon gelaufen. In der langen Schützenlinie, die von Vionville, quer über die Chauſſee, durch das Pappelwäldchen bis Flavigny reichte, galt als allgemeine Parole: Hier gehen wir unter keinen Umſtänden weg. Auch das blieb unausgeſprochen, aber es war in den Zügen jedes Brandenburgers deutlich zu leſen, denn dieſe Leute thun unter allen Umſtänden ihre Schuldigkeit, ſie können nicht anders. Das iſt der große nicht erſetzbare Werth

unserer Soldatenerziehung, daß sie ein Pflichtgefühl schafft, so stark, so bezwingend, daß jede Schwäche erstirbt. Wer vom rechten zum linken Flügel die Schützenlinie abging, der hörte wohl dieselben Redensarten wie beim Prüfungsschießen. Es wurde genau erwogen, ob es rathsam sei, auf das ungewisse Ziel zu schießen; es wurde genau berechnet, wie lange wohl die Patronen ausreichen würden; es wurden Leute bestimmt, die versuchen sollten, den Patronenwagen zu erreichen. An Hunger und Durst hat Niemand gedacht. In Pausen des Gefechts wurden wohl einige Kessel mit einem wenig einladenden Wasser gefüllt, aber der Durst wurde nicht gestillt und es ist eine merkwürdige Aeußerung der Gefechts-Aufregung, daß die Kehle wie ausgetrocknet erscheint. Es hatte sich außerdem das Gerücht verbreitet, die Franzosen hätten die Brunnen vergiftet, jedenfalls unbenutzbar gemacht. Unter solchen Verhältnissen kam der Nachmittag heran. Prinz Friedrich Carl, „unser Prinz", erschien in der Schützenlinie; er sieht das Ringen, das Bluten seiner Leute, aber er will siegen, und seinem trotzigen Willen fügt sich willig sein Heer; hat er doch seine Brandenburger erzogen, ahnt er doch, daß brandenburgische Heldengräber den Grenzwall gegen das neue Frankreich bilden sollen.

III.

Wer ist Sieger? Wer den Gegner durch das Gefecht zwingt, seine Absichten aufzugeben. Wer diesen Gedanken festhält, der wird leicht dahin gelangen, vom Sieger als letzte, gleichsam den Sieg bestätigende Handlung einen letzten gelungenen Angriff zu erwarten. So denkt der einfache Soldat und so handelt er. Am 16. August hatten die Franzosen die durch Armee-Befehl bekannt gegebene Absicht, mit der Rhein-Armee von der Mosel zur Maas, von Metz zunächst bis Verdun zu marschiren. Diese Absicht, deren Ausführung anfänglich am Morgen des 16., später, infolge der Schwierigkeiten in den Engwegen von Metz, um Mittag beginnen sollte, ist infolge der Ereignisse des 16. August einfach aufgegeben worden. Die Rhein-Armee hätte am 17. August auf den in nörd-

licher und nordwestlicher Richtung Metz verlassenden Straßen den Abmarsch versuchen können, aber die Armee war an diesem Tage, wie es ihr Ober-Feldherr offen eingestand, nicht operationsfähig. Es mußte die Munition und die Verpflegung ergänzt und vor Allem die durch die Schlacht und ihre Verluste gestörte taktische Ordnung wieder hergestellt werden.

Sieger ist, wer sich durch das Gefecht in den Besitz des Geländes setzt, das der Gegner in Besitz hatte und vertheidigte. Am Morgen des 16. August hatten die Franzosen die Orte Vionville und Flavigny stark besetzt, wir sind dagegen mit Infanterie und Kavallerie vorgegangen und ein ehrliches deutsches Hurrah hat den gelungenen Sturm bewiesen.

Beide Thatsachen: das unbedingte Aufgeben des beabsichtigten Abmarsches zur Maas, das Besitzergreifen von Vionville und Flavigny, die beide vom Feinde vertheidigt wurden, und die auch nicht einen Augenblick trotz aller Versuche wieder in Feindes Hand kamen, diese beiden Thatsachen lassen darüber keinen Zweifel aufkommen, wer am 16. August der Sieger war. Der Tag hat ja sein ihm eigenthümliches Gepräge: keine Trophäen! keine Fahne! kein Geschütz! keine Gefangenen! Jede Waffe, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, gelangte dahin, ihre äußerste Leistungsfähigkeit darzuthun, aber es wurde an diesem Tage mit solcher Erbitterung gekämpft, daß Niemand an Gefangene überhaupt dachte. Wer in den Gang der Schlacht tiefer eindringen will, der lasse sich erzählen von den Schicksalen der brandenburgischen Fahnen, die ein sterbender Fahnenträger dem unverwundeten Kameraden reichte, vier und fünf Mal hat die Fahne den Träger gewechselt, dem gefallenen Unteroffizier nahm sie ein Offizier, diesem ein Hornist ab, zu Haufen fallen die Leute, immer kleiner wird die Zahl, aber die Fahne wankt und weicht nicht, die Fetzen des alten Fahnentuches wehen im Winde und deuten die Stelle an, wo preußische Krieger ihre Ehre deponirt haben.

So zog sich am Nachmittag des 16. August von unserer Division eine lange, dünne Linie von Vionville über die Chaussee nach Metz weg, über die Pappel-Höhe und in Flavigny.

Das war keine geordnete Schützenlinie mit den das Feuer-Gefecht leitenden Unteroffizieren und Offizieren, mit Unterstützungs-Trupps und erstem und zweitem Treffen dahinter, das waren Leute von allen Kompagnien, auch von verschiedenen Regimentern, ohne Offiziere und Unteroffiziere, aber dennoch in festen Händen, preußische Soldaten. Ihre befiehlt heute, ihre Gesetze wirken wie der energischste Befehl des Hauptmanns, ja, der gefallene Hauptmann wirkt in seinen Leuten nach, der Fleck Erde, auf dem der Hauptmann fiel, der gehört uns, den darf kein Feind betreten.

Es ist an dem Nachmittage des 16. August kein aufmunterndes Wort durch die Reihen weiter gegeben worden, an die Mannschaften ist kein Befehl gelangt, aber daß diese einfachen brandenburgischen Krieger dort oben aushielten, daß auch nicht einer erlahmte, daß die feindlichen Angriffe empfangen wurden, wie es etwa eine gut ausgebildete Kompagnie beim Prüfungsschießen thut, davor muß man sich mit Hochachtung beugen, das ist der Triumph einer verständigen, sachgemäßen Soldaten-Erziehung. Das Schlachtfeld ist unser großer Prüfstein, hier sollen wir bestehen: wir haben 1870/71 sonnenklar bewiesen, daß der deutsche Heeresdienst nichts vom deutschen Soldaten fordert, als was er leisten kann, und was ihn zum Siege führt. Wir sind 1870 nicht in den Krieg gezogen, uns über unseren Gegner prahlerisch erhebend, nur mit dem festen Willen, unter allen Umständen unsere Schuldigkeit zu thun, und mit der Ueberzeugung, daß die Lehren des Exerzirplatzes und der Instruktionsstunde eine gewisse Unüberwindlichkeit verleihen. Diese Soldaten-Erziehung reichte aus, die bunt zusammengewürfelten Haufen, deren Offiziere mit Ehren gefallen waren, da festzuhalten, wo sie standen, obwohl es ihnen Niemand befahl.

Prinz Friedrich Carl war während des Vormittags in seinem Hauptquartier Pont-à-Mousson geblieben, auch als ihm die ersten Meldungen darüber zugingen, daß sein III. Korps auf den Feind gestoßen sei.

Der Oberfeldherr der II. Armee war auf ein Gefecht etwa in der Nähe der Maas gefaßt, auf diesen Fluß hin waren die heranrückenden Korps dirigirt. Der Prinz mußte in der Möglichkeit

bleiben, alle eingehenden Meldungen ſelbſt in Empfang zu nehmen, ſich ſelbſt dorthin begeben zu können, wo ſeine Anweſenheit nothwendig war, alſo nach Weſten, wenn der Feind an der Maas geſtellt würde, nach Norden, wenn es ſich um Nachhut-Gefechte mit dem abziehenden Feinde handelte, nach Oſten, wenn der Feind bei Metz verblieben ſein ſollte. Im Hauptquartier war man der Anſicht, daß die erſte Möglichkeit eintreten würde; man hatte ſeine Aufmerkſamkeit nach der Maas gerichtet. Als um 2 Uhr Nachmittags der Prinz die Meldung bekam, daß ſein brandenburgiſches Korps im heftigen Kampfe mit dem Feinde ſtehe, und daß Theile des X. Armee-Korps, den begonnenen Marſch zur Maas aufgebend, zur Unterſtützung vorgerückt ſeien, da warf er ſich auf's Pferd und jagte in einem einzigen mächtigen Galopp auf das Schlachtfeld. Die Entfernung beträgt mehr als 8 Meilen, etwa 25 km.

Dieſe Entfernung wurde in 1 Std. und 15 Min. zurückgelegt, alſo pro km 3 Min. auf ſteinharter Heerſtraße. Der Prinz ritt einen von ihm ſelbſt in England gekauften hellbraunen Vollblutwallach Flexible, ein großes etwas hochbeiniges Thier von ungewöhnlicher Ausdauer. Das Erſcheinen des Prinzen rief bei den von ihm ausgebildeten und ihn liebenden Brandenburgern große Begeiſterung hervor, die nicht größer geweſen wäre, wenn ihn ein friſches Armee-Korps begleitet hätte. Die Leute hatten die feſte Ueberzeugung, da wo „unſer Prinz“ iſt, da muß der Sieg ſein, aber ſie wußten auch, daß „unſer Prinz“ nur die Wege der Ehre und des Ruhmes kennt. Thatſächlich hat das Erſcheinen des Prinzen auf dem Schlachtfelde, ſein Begrüßen der zuſammengeſchoſſenen Leute, von Hundert nicht mehr 50, Wunder gewirkt. Es war ja nicht der glänzendſte Moment der Schlacht, in den das Erſcheinen des Prinzen fällt. Es wurden die Stellungen, die in der Mittagsſtunde erkämpft worden waren, gegen die überlegenen wüthenden Angriffe der Franzoſen gehalten. Es war zu erkennen, daß der Feind gegen unſeren linken Flügel friſche Korps in Bewegung ſetzte, denen wir friſche Reſerven nicht mehr entgegen zu ſtellen hatten.

Schulter an Schulter ſtand Infanteriſt und Kanonier, heute

hält auch das Geschütz im Tirailleur-Feuer aus. Die Artillerie hat sich so eingeschossen, daß jede Granate unfehlbar ihr Ziel erreicht, aber oft ist beim Geschütz nur noch 1 Kanonier und kaum noch 2 Pferde. Die Schützen erwidern das feindliche Massenfeuer auf endlose Entfernungen überhaupt nicht, sie haben erkannt, daß das Zündnadel-Gewehr und die Gewohnheit des Scheibenstandes auf die Entfernungen von 300 Schritt an eine so überwältigende Feuerwirkung gewähre, daß kein Feind sie aushält. Die anrückenden und planlos schießenden Reihen des Feindes werden immer langsamer, jetzt sinken sie wie erschöpft in die Kniee, jetzt machen sie Kehrt und fliehen in wüsten Haufen dahin, woher sie kamen. Die Vorstöße der Franzosen wurden mit großem Elan begonnen und ausgeführt, aber sie haben die Entfernung von 200 Schritt von unserer Schützenlinie nie überschritten. Jede Patrone bekam bei uns Werth, kein Schuß wurde ungezielt abgegeben, es wird die Wirkung beobachtet. Dies Geschäft hilft über alle Schwachheit hinweg, Prinz Friedrich Carl hätte jeden Brandenburger nach dem Stande des Gefechtes fragen können, eine muthlose Antwort hätte er von Keinem bekommen. Wir standen Einer gegen Drei und Vier, aber wir haben das nie gefühlt, im Gegentheil, wir hielten uns für Vier gegenüber der Eins des Feindes.

Eine beachtenswerthe Erscheinung trat in diesem Theile der Schlacht hervor: Die Leute hatten das Gefühl, wir müssen nicht allein aushalten, wir müssen auch vorwärts. Aus der langen Linie, die das III. Korps bildete, wurden ohne Befehl, nur dem inneren Drange der Truppe folgend, an verschiedenen Stellen Angriffsversuche gemacht, die bei dem ungünstigen Zahlenverhältnisse ja nicht gelingen konnten, die aber den Feind in Athem erhielten und uns zur Ehre gereichten.

Allmählich waren alle Truppentheile auf der Höhe ihrer Leistung angelangt, die ein Mehr ausschließt, keine frischen Streiter standen bereit, um dem Gegner den letzten Rest zu versetzen. Wir hielten aber nicht allein in den eroberten Stellungen aus, sondern Prinz Friedrich Carl glaubte seinen erprobten Brandenburgern noch das Aeußerste zumuthen zu dürfen. Er befahl gegen Abend noch

einen allgemeinen Vorstoß. Wie wenige Heerführer würden in dieser Lage mit so gelichteten Truppen ein solches Wagniß vollbringen. Prinz Friedrich Carl hat es gethan und an diesem Abend seine glänzenden Charaktereigenschaften voll entfaltet. Der letzte Schlag im blutigen Waffentanze wurde mit Einbruch der Dämmerung gethan und dadurch bewiesen, daß wir die Sieger waren. Als später noch nach Jahren an der Tafel des Prinzen die Rede auf den Tag von Vionville kam, da sagte er lebhaft und sein Auge leuchtete: „Es ist keine Schlacht verloren, so lange man nicht das Gefühl hat, besiegt zu sein und ich wollte dies Gefühl nicht haben! Der Wille, zu siegen, siegt!“ Angeregt durch die Gegenwart des Prinzen schleppten sich die brandenburgischen Regimenter vorwärts, um sich dem Feinde wenigstens noch einmal zu zeigen, der um Rezonville sich zusammengeballt hat. Unsere Geschütze können sich nur im Schritt bewegen, schweren Herzens verändern die Kanoniere ihre Stellung, denn sie kennen jede Entfernung, jeden Winkel des Bodens. Es wird dunkel, kaum erkennbar sind die Massen des Feindes, die in langen Kolonnen nach Rezonville abziehen. Da kommt unsere Kavallerie heran, man befragt sich mit Vorsicht, weil man nicht mehr Freund und Feind unterscheiden kann und mit dem letzten Hauch von Roß und Mann beginnt die Schluß-Attacke ins Dunkel hinein. Mit Hurrah! geht's vorwärts in die Linie der feindlichen Infanterie hinein. Das Hurrah dieser Reiterei war der Siegesruf des preußischen Heeres!

Wir haben ja am Tage von Vionville keine Geschütze erobert, keine Feldzeichen erbeutet, keine Gefangenen gemacht, aber wir haben gesiegt. Die Franzosen sind anderer Meinung. Wir haben keinen Grund, die französische Tapferkeit herabzusetzen, wir geben auch dem Gegner die Ehre, die ihm gebührt, die Franzosen haben sich gut geschlagen, aber sie wurden nicht gut geführt.

Der Tag von Vionville gereicht gewiß Allen, die um den Ruhm ihrer Fahnen rangen, zum hohen Ruhme, aber der Erfolg des Tages weist mit ehernem Finger auf unsere Heerführung hin, die von den Kräften die ihr mit vertrauendem Gemüthe zur Verfügung gestellt wurden, eine weisen und zielbewußten Gebrauch

machte. Die Franzosen schreien nach der verlorenen Schlacht: Verrath! Die Deutschen würden sich um ihre Führer schaaren und versuchen mit dem letzten Hauche das Verlorene wieder zu gewinnen. Es giebt keinen Deutschen, der verräth, aber auch keinen, der sich verrathen läßt.

Das Vorbrechen am späten Abend giebt der Kriegsgeschichte das bündigste Zeugniß, wer den Sieg errungen hat. Der Marschall Bazaine hatte am 16. August die Rhein-Armee nach Verdun führen wollen: er hat diese Absicht nicht erreicht und es nach dem 16. nicht mehr zu versuchen gewagt. Außerdem standen wir am Abend auf dem den Franzosen abgerungenen Boden. Kein Preuße wich an diesem Tage auch nur einen Schritt zurück, die Franzosen mehr als eine halbe Meile. Auf unserer Seite hatten 5 Infanterie- und 2 Kavallerie-Divisionen gekämpft, auf französischer 15 Infanterie- und 5 Kavallerie-Divisionen, auf jeder Seite wurden gegen 16 000 Mann getödtet oder verwundet. Beim III. Korps fiel die Hälfte der Offiziere und mehr als 1/3 der Leute.

Wir hatten im Kriege 1870/71 eine Kritik, vor der jeder deutsche Krieger sich bis zur Erde verneigte: unseren großen König, den siegreichen Feldherrn des deutschen Heeres. Nach der Kapitulation von Metz schrieb der König Wilhelm I. an den Prinzen Friedrich Carl:

„Der 16. August steht in meinen Augen in Betreff des „III. Korps so hoch, daß ich ihn bei jeder Gelegenheit als eine „der heroischsten Waffenthaten bezeichne, indem General von „Alvensleben und sein Korps eine Aufopferung bewiesen haben, „die nur erreichbar sein konnte, wenn jeder Einzelne sich bewußt war, was auf dem Spiele stand.

„Ich vergleiche diese Heldenthat mit dem 29. August 1813, „wo mein seliger Vater die russische I. Garde-Division und die „russische Division Prinz Eugen von Württemberg mit der „Weisung an den General Ostermann ins Gefecht schickte, daß „sie standhalten müßten, weil sonst die große Armee nicht im „Stande sei, aus dem unwegsamen Erzgebirge die Ebene von „Teplitz zu erreichen, also von Vandamme cerasirt werden müßte.

„So wußte ein Jeder des III. Korps aller Waffen, so wußte „es sein Führer, daß ein Unterliegen an diesem Tage, trotz „der Schwäche gegen einen überlegenen Feind, die Vereinigung „beider Armeen zur Folge haben würde. Aber er ist es auch, „der die Kapitulation einer ganzen Armee und einer Festung „ersten Ranges zur Folge hatte, denn ohne den 16. war der „18. nicht möglich und ohne den 18. nicht der 24. Oktober. „Wünschen wir uns Beide Glück, ein Korps befehligt zu haben, „das solche Heldenthaten zu vollbringen verstand."

Wie wurde ein Brief des Königs an seinen Neffen bekannt? Prinz Friedrich Carl erhielt ihn als Antwort auf seinen Bericht, der die Tapferkeit der ihm anvertrauten II. Armee vom Ueberschreiten der Grenze bis zur Kapitulation von Metz zusammenfaßte. Der Prinz, in seiner gerechten Freude, schickte den eigenhändigen Brief seines Königs an das brandenburgische Armee-Korps; so ist er bekannt geworden, und bildet heute die größte Auszeichnung, die dem Korps zu Theil werden konnte.

Aber noch eine andere Seite hat dieser Brief: Die enge Zusammengehörigkeit von König und Heer, sie tritt als etwas Selbstverständliches hervor. Der prinzliche Feldherr behält die Worte seines Königs und Kriegsherrn nicht für sich, er giebt sie neidlos seinen Brandenburgern, und nun klingt das königliche Wort ins Land.

Aber auch dies Wort, es hält sich so einfach, so prunklos, es setzt große Eigenschaften als selbstverständlich voraus und ist ein beredtes Zeugniß dafür, wie bei uns in Deutschland der König zu seinen Soldaten und die Soldaten zu ihrem König stehen.

IV.

In dem Bestreben, allen Menschen das Leben bequem und angenehm zu machen, hat man sich bemüht, die tägliche Arbeitszeit festzusetzen und zwar so, daß viele Stunden übrig bleiben zum sogenannten Genuß des Lebens. Arbeit ist Genuß und Erfolg der Lohn der Arbeit. Die Arbeit von Vionville begann des Morgens

um 4 Uhr und als die Sonne längst am Horizonte verschwunden war, da erdröhnte die Erde noch immer von Kanonendonner. Erst mit Einbruch der Nacht endete die Schlacht. Derselbe Füsilier, der vor Aufgang der Sonne in Pagny das „Gewehr über!“ genommen hatte, derselbe Mann feuerte am Abend des Tages sein Gewehr ab auf den in Rezonville verschwindenden Feind. Nun hat er noch eine Patrone, seine Munition und die so manches gefallenen Kameraden hat er verbraucht; er ist sich dessen bewußt, daß er keinen Schuß gedankenlos abgefeuert hat; anfänglich hat er wohl zu schnell geschossen; das Laden, Zielen und Abdrücken verhinderte, an die Lage zu denken, in der man sich befand; nach nicht allzu langer Zeit aber erschien der Kampf mit dem Feinde als eine durch Ruhe zu bewältigende Arbeit, während welcher der im Vortheil bleibt, der Herr seiner Sinne ist. Für den anständig denkenden Soldaten wird die Ueberzeugung immer entscheidend wirken, daß auf ihm nicht nur die Verantwortung für die eigene Person reicht, sondern ein Stück der Ehre Aller. Wenn ich, der Füsilier Friedrich Wilhelm Schultze, ruhig bleibe, nicht eine Miene verziehe, das Gewehr vorschriftsmäßig an die Backe nehme, es absetze, wenn das Ziel verschwindet, — dann thue ich meine Schuldigkeit für mich allein, aber weiß ich denn, ob nicht ein matt werdender Kamerad nach mir aufmerksam hinsieht und aus meinem Verhalten die Nöthigung zu Gleichem herunimmt! Ein Einjährig-Freiwilliger sprach lange nach der Schlacht mit seinem Hauptmann über seine Erlebnisse; es hatte sich um die Behauptung einer schwach besetzten wichtigen Stellung gehandelt gegen starke und immer mit frischen Kräften unternommene Angriffe des Feindes. „Ich sah immer nur nach dem Herrn Hauptmann, Sie drehten in einem fort an dem Barte, da dachte ich mir, na schlimm kann es nicht sein.“ Der gute Mann dachte eben nicht daran, daß das „Am Barte drehen“ das sicherste Zeichen großer Aufregung war. Dieser Hauptmann hat später im Gefecht nie mehr am Barte gedreht. In der Noth des Augenblicks hängt das Auge der Leute am Gesicht ihrer Offiziere, die hier ausgedrückte Zuversicht erzeugt Zuversicht. Um völlig aufgeregte Mannschaft zu beruhigen, haben

die Offiziere oft zu wunderbaren Mitteln gegriffen. Sie ließen im Gefechte Griffe machen. Unser großer König Wilhelm I., der ganz genau die Empfindungen seiner Soldaten kannte, sah während der Schlacht aufgeregte Leute zurück laufen. Er ritt ihnen mit zornigen Worten entgegen, zwang sie durch das Kommandowort zum Halten, rangirte sie und stellte sie unter den Befehl des ältesten anwesenden Unteroffiziers, „so, und nun vorwärts gegen den Feind.“ Der menschlichen Schwäche kann man nicht wirkungsvoller entgegen treten, als indem man sie in die bezwingenden Formen des Dienstes bringt, der keine Schwäche duldet. Als die steilen Höhen von Spichern erklommen waren, ließ ein verwundeter Hauptmann der 48er im stärksten Feuer des Feindes Parademarsch schlagen, bis er von zwei weiteren Kugeln niedergestreckt wurde. Einem eben aus dem Kadetten-Korps gekommenen Fähnrich ging im Gefecht sein Zug aus der Hand. Er gerieth in die hellste Verzweiflung, sah sich mit Schimpf und Schande bedeckt. Da kommandirte er mit so lauter Stimme, als ob er eine Brigade exerzirte: „Ganzes Bataillon! Front!“ Die Leute hatten es nie anders gelernt, als daß sie auf dies Kommando stehen und Front machen müssen. Sofort war der Zug in Ordnung. Der Dienst wirkt durch seine Regelmäßigkeit, seine Zweckmäßigkeit und durch die Gewohnheit bezwingend auf jede Anwandlung von Schwäche. Darum giebt es keine Abstufungen des Gehorsams, etwa Gehorsam in großen Dingen und Vernachlässigung in kleinen, sondern es giebt nur ein unbedingtes Befolgen aller Dienst-Vorschriften, wir halten den Befehl für wichtig, nicht nur seines Gegenstandes wegen, sondern weil es ein Dienstbefehl ist, ein Theil des großen und herrlichen Soldaten-Dienstes, der dann in seiner Bedeutung glänzend hervortritt, wenn alles Andere versagt. Man frage doch den Füsilier, der sich in der Nacht vom 16. zum 17. August da hinstreckt, wo er gerade steht, ohne Holz, ohne Stroh, ohne Verpflegung, was ihn dann noch aufrecht erhält? Er hat gewiß keine andere Antwort als „da ist meine Kompagnie!“ Der Dienst, die Kameraden, die Truppen, die sind mächtiger als alle etwa auftretende Schwäche-Anwandlungen.

Es war völlig dunkel geworden, als Prinz Friedrich Carl am Abend des 16. August das Schlachtfeld von Vionville verließ. Noch fielen einzelne Schüsse bei Rezonville und in den nahe gelegenen Waldungen. Manchmal flackerte für kurze Zeit regelmäßig andauerndes Gewehrfeuer auf. Aber schon leuchteten nahe vor der Gefechtslinie unserer Truppen die eben angezündeten Lagerfeuer der Franzosen. Der heiße Kampf war beendet. Nicht früher mochte der Feldherr die Wahlstatt verlassen, weil er eine letzte Anstrengung des Feindes, der in immer wiederholten Angriffen eine erstaunliche Zähigkeit bewiesen, noch für möglich gehalten hatte. Deutlich hatte sich die große Ueberlegenheit des Gegners erkennen lassen, mit dem äußersten Aufwande an Muth war die nur dünn besetzte, lang gedehnte Schlachtlinie gehalten worden. Die Franzosen verfügten noch über frische Streitkräfte, die nicht gefochten hatten. Man konnte sie am Abend an der Römerstraße deutlich erkennen. Sie konnten den Angriff mit dem ersten Morgengrauen erneuern, ehe unsere Verstärkungen herangerückt waren. Mit solchen Gedanken beschäftigt, ritt Prinz Friedrich Carl auf sein Armee-Haupt-Quartier Gorze zu.

Um ein Fäßchen Schnaps eines Marketenders hatten sich Leute verschiedener brandenburgischer Regimenter versammelt, um den brennenden Durst zu löschen. Der Prinz hielt und trat für einen Augenblick aus dem Dunkel an die Leute heran. Anfangs beachtete ihn Niemand, bis endlich ein Soldat den von Allen so hochverehrten Feldherrn, „unseren Prinzen“ gewahrt. Ein leises Zeichen im Kreise, — ein Augenblick der Stille trat ein, dann ein brausendes „Hurrah“ und aus hundert Kehlen angestimmt das Prinz Friedrich Carl Lied. Es klang so frisch und kräftig, als wär's am Morgen vor der Schlacht, nicht am Abend nach ihr gesungen. Von allen Seiten eilten die Leute herbei um ihren Prinzen zu begrüßen. Mit solchen Leuten war Nichts zu befürchten. Diese kleine Scene machte aber auf den Prinzen einen tiefen Eindruck und bestärkte ihn in seiner Zuversicht.

In der Nacht zum 17. August blieb unsere Infanterie im Allgemeinen da stehen, von wo sie ihren letzten Schuß abgefeuert

hatte. Die Vorposten standen sich auf kaum Gewehrschußweite gegenüber. Wir richteten uns darauf ein, einen immerhin möglichen Angriff zu erwarten und abzuweisen. Die Schlacht war beendet, aber 2 Dinge gab es nicht: keine Ruhe und kein Essen. Es war zunächst nöthig, die taktische Ordnung wieder herzustellen, so weit das möglich war. Die Zahl der noch gefechtsfähigen Offiziere gab den Rahmen für die zu bildenden Kompagnien ab, meist wurde aus zwei Kompagnien eine gebildet. Es mußte sofort die Munition ergänzt werden, es waren zu diesem Zwecke schon während der Schlacht Munitions-Kolonnen herangezogen worden. Nun begann in der Dunkelheit die wohl traurigste Thätigkeit des Soldaten im Kriege: das Absuchen unseres Gefechtsfeldes nach unseren Todten und Verwundeten. Mit rührender Sorgfalt wird der letzte noch Fehlende gesucht, dort liegen in der Reihe unsere Todten, man schloß ihnen die Augen und bedeckte den Kopf, morgen soll das gemeinsame Grab sie aufnehmen. Jeder Verwundete wird behandelt, als ob er unser bester Freund wäre. Die guten Eigenschaften des Menschen treten nie wirkungsvoller hervor als nach einer Schlacht: allerdings nirgends wird eine so wirkungsvolle Sprache geführt, als wortlos auf dem Schlachtfelde.

Die letzte Bewegung nach dem Feind zu wurde auf Befehl des Generals von Alvensleben von dem Lüneburger Dragoner-Regiment ausgeführt. Es handelte sich darum, festzustellen, ob Rezonville vom Feinde besetzt sei. In Linie, die Schwadronen neben einander, trabte das Regiment gegen den Ort vor bis dicht an die Umfassung heran. Ein mächtiges Gewehrfeuer schlug ihm entgegen und es war unzweifelhaft zu erkennen, daß der Feind Rezonville ernstlich vertheidigen wollte. Hinter der vorgegangenen Reiterei stellten wir unsere Vorposten aus.

Wovon haben unsere Leute am 16. August gelebt? Diese Frage wird wohl Niemand erschöpfend beantworten können. Der Generalstab, die Intendantur hat ihnen Nichts geliefert. Die Leute haben ja vorschriftsmäßig Lebensmittel meist auf mindestens zwei Tage bei sich, darunter die sogenannte „Eiserne Portion". Das sind Verpflegungs-Gegenstände, die nur auf besonderen höheren Befehl

angegriffen werden dürfen. Um den Mann auch äußerlich zu nöthigen, dieſen Befehl inne zu halten, wird die eiſerne Portion meiſt eingenäht und muß ſo vorgezeigt werden können. Wir waren ununterbrochen im Marſch und im Biwak geweſen bei großer Hitze, da — „es iſt kaum zu glauben“ — läuft der Speck der eiſernen Portion aus und iſt verſchwunden. Der Feldzwieback, der uns geliefert wird, iſt ſehr hart und nur aufgeweicht zu genießen. Die Leute haben keine Freude daran; für ihr Wohlbefinden iſt es unbedingt nothwendig, ihnen das gewohnte Roggenbrot zu geben und es iſt während des ganzen Krieges Gegenſtand der größten Sorge geweſen, Brot backen zu können. Wo auch deutſche Truppen erſchienen, da wurden die Mühlen und die Backöfen ſchnell in emſige Thätigkeit geſetzt, ja unſere Feld-Bäckereien ſahen es als eine Art Ehrenpflicht an, ihrem Kommandirenden General täglich friſche Backwaare zu liefern als Zeichen dafür, daß auch die Leute zu ihrem Rechte kommen.

Die Aufregung der Schlacht hat die eigenthümliche Wirkung, daß ſie die Kehle austrocknet, daß ein unerträglicher Durſt entſteht. Die Hochfläche, die das Schlachtfeld vom 16. Auguſt bildet, iſt arm an Waſſer überhaupt, namentlich aber an Trinkwaſſer. Die vorhandenen Waſſerlöcher waren durch rückſichtsloſe Benutzung in einen unbrauchbaren Zuſtand gelangt, außerdem waren ſie durch die Franzoſen in ekelhafter Weiſe verunreinigt worden. Trotzdem wurde die trübe, milchweiß gefärbte, lauwarme Flüſſigkeit gierig getrunken, um deſto größeren Durſt zu hinterlaſſen. Man müßte im Kriege mehr darauf bedacht ſein, den Leuten vor dem Abmarſche die Feldflaſchen mit kaltem Kaffee oder Thee zu füllen, in Fällen der Noth mit Eſſig und Waſſer, und die Leute müßten dazu angehalten werden, ſparſam mit dieſem Getränk umzugehen. Zu verbieten iſt jedes geiſtige Getränk, vor Allem der Schnaps. Die Wirkung iſt nach Minuten der Erregung: Stunden der Erſchlaffung. Der Alkohol entzieht dem Blute die Feuchtigkeit und macht es dick, Hitzſchlag iſt in faſt allen Fällen durch den Genuß von Schnaps herbeigeführt.

Wenn jeder Offizier es wirklich im Auge behält, daß alle Leute gefüllte Feldflaſchen haben, ſo erweiſt man ihnen damit einen großen Dienſt, es muß zur Gewohnheit werden, die Feldflaſchen zu füllen,

wenn ſich die Gelegenheit dazu findet, alſo wenn man gutes Trinkwaſſer antrifft; über alten Kaffeeſatz gegoſſen, ergiebt ſich ein annehmbares Getränk. Trinkwaſſer von zweifelhafter Beſchaffenheit ſoll man vermeiden, lieber den Durſt ertragen. Das Trinkwaſſer iſt der Träger von Anſteckungsſtoffen, namentlich von Typhus; die Typhus-Epidemie, die ſpäter bei der Einſchließungs-Armee von Metz ausbrach, iſt faſt ausſchließlich auf das ſchlechte Trinkwaſſer zurückzuführen. Am Abend des 16. Auguſt war nach der blutigen Tagesarbeit kein gedeckter Tiſch bereit. Die Erbswurſt war damals noch nicht erfunden, ebenſo auch nicht die heute dargereichten Konſerven, die ſelbſt roh gegeſſen eine den Hunger ſtillende Mahlzeit abgeben. Der franzöſiſche Zwieback, wie er ſich in den Torniſtern der gefallenen Franzoſen fand, war eine geſuchte Delikateſſe. Er iſt aus Weizenmehl ſehr ſorgfältig gebacken und kann ſo, wie er iſt, gegeſſen werden. Nach dem Kriege iſt man bemüht geweſen, die zur Ernährung des Soldaten nothwendigen Stoffe in konzentrirter Form herzuſtellen. In einem kleinen Holzkaſten, der neben den Sitz des Fahrers des Kompagnie-Pack-Wagens zu ſtellen war, befand ſich z. B. die Verpflegung einer Kompagnie von 250 Mann auf 3 Tage: Liebig's Fleiſch-Extrakt, kondenſirtes Fett, konzentrirtes Salz u. ſ. w., genug alle Beſtandtheile zur Mahlzeit. Es kann nicht geſagt werden, wie der Verſuch gelang, wir experimentiren noch immer, jedenfalls wird die Verpflegung der Leute beſſer und bequemer. Nach einer Stunde hat das Biwak abgekocht und abgegeſſen.

Die höhere Truppenführung wird darauf Bedacht nehmen müſſen, den kämpfenden Truppen überhaupt die Möglichkeit zu bieten, Verpflegungsmittel herbeizuführen. Sie allein kann ermeſſen, welchen Ausgang der Kampf nehmen wird. Nur muß darauf Bedacht genommen werden, daß nicht eine Proviant-Kolonne nur mit Mehl, eine andere mit Kaffee und Reis, eine dritte mit Anderem beladen iſt, ſondern daß bei jeder Verpflegungs-Kolonne einige Wagen ſo beladen ſind, daß man ſie, ſo wie ſie ſind, zu den Truppen ſchicken kann. Das Beſtreben der höheren Truppenführung muß durch die Truppe ſelbſt befördert werden. Der Adjutant hat viele leere Augenblicke, die er zu Nutz und Frommen der Leute verwenden

kann, und er erwirbt sich ein großes Verdienst, wenn er nach dem Gefechte ein baldiges Erscheinen von Verpflegungsgegenständen zusagen kann.

In der Nacht nach dem 16. August hat es in der Schlachtreihe keinen Brandenburger gegeben, der Hunger und Durst hätte stillen können, und dennoch gab es kein unzufriedenes Wort. Offiziere und Leute fühlten sich eins, wäre es möglich gewesen, die Leute an eine gedeckte Tafel zu setzen, jeder Offizier hätte mit Hand angelegt.

Die Schlacht stellt an die moralischen und physischen Eigenschaften des Mannes die höchsten Forderungen, der deutsche Soldat erfüllt sie gern und mit voller Hingebung. Ein geheimnißvolles Band verknüpft alle Glieder des Heeres, vom Feldherrn bis zum Tambour. Der Bruder unseres großen Königs, der 61jährige Prinz Albrecht (Vater) von Preußen saß nach der Schlacht von Wörth 30 Stunden im Sattel. Nach der Schlacht von Loigny mußte er erstarrt vom Pferde gehoben werden, und so bleibt er in seinem Berufe als Soldat und als Hohenzoller, bis er an den Folgen der Ueberanstrengung erkrankte und starb.

Unser großer vaterländischer Dichter Scherenberg schließt einen seiner Helden-Gesänge mit den Worten: „und was geschah, kann wiederum geschehen.“ So soll es bei uns bleiben!

Nach der Schlacht.

I.

Verfolgung! Rückzug! Beide stellen an den Feldherrn wie an den einfachen Soldaten äußerste Forderungrn. Nach der Arbeit des Tages keine Ruhe; und doch der Erfolg, der wirkliche Sieg, er wird auf den Straßen erzwungen, die jetzt eingeschlagen werden. Zur Verfolgung zeigten wir im letzten Kriege wenig Geschick, zum Rückzuge fehlte es uns an Uebung, denn wir wurden nie geschlagen. Nach dem Tage von Spichern und Wörth verloren wir die Fühlung mit dem Feinde, wir wußten kaum, wohin er gegangen war; in den Schlachten um Metz hatten die Franzosen die Festung Metz im Rücken, sie machte eine unmittelbare Verfolgung unmöglich. Bei Sedan fiel die ganze feindliche Armee kriegsgefangen in unsere Hände, nur das eine Korps, das in der Schlacht nicht ins Feuer gekommen war, das vermochte sich, unserer Kavallerie zum Trotz, ohne Verlust nach Paris zurückzuziehen, um dort der Kern zu werden, um den sich die Armee der Vertheidigung bildete.

Eine Armee, die am Abend des Schlachttages sich damit begnügt, auf dem Schlachtfelde zu lagern, die nicht, begeistert durch den errungenen Erfolg, den letzten Hauch von Roß und Mann daran setzt, dem Feinde den Sieg fühlbar zu machen, hat nur halb gesiegt. Sie wird den Kampf unter weniger günstigen äußeren Umständen später wieder aufnehmen müssen, die Arbeit war eben keine vollendete. Am Abend des 16. August mußten wir zufrieden sein, die Angriffe des dreifach überlegenen Gegners endgültig abge-

ſchlagen zu haben, wir mußten uns bereit erhalten, einem neuen Vorbrechen der Franzoſen wirkſamen Widerſtand entgegen zu ſtellen, unſere Tages-Aufgabe war vollſtändig gelöſt: der Feind war gezwungen, ſeine Abſicht aufzugeben, vier feindliche Armee-Korps waren genöthigt geweſen, gegen das eine brandenburgiſche Korps aufzumarſchiren und ihre Gefechtskraft zu erſchöpfen. Die großen Schlachten um Metz gaben uns keine Gelegenheit, durch eine energiſche Verfolgung den Sieg zu vervollſtändigen. Vielleicht haben gerade dieſe Tage die Nothwendigkeit der Verfolgung mehr in den Hintergrund geſchoben. Am Abend nach der Schlacht von Spichern zeigten ſich die Anfänge einer wirkungsvollen Verfolgung. Auf der großen, von Saarbrücken nach Forbach führenden Heerſtraße waren die Zeichen einer in Auflöſung fliehenden Armee nicht zu verkennen. Da lagen weggeworfene Gewehre und Torniſter, Verwundete baten vom Straßengraben aus um Hülfe. Hart an der Straße liegt ein maſſives Gaſthaus, die „goldene Bremm", es bildet den Sammelpunkt für all die Leute, die das Gefecht durcheinander gemiſcht hat. Da waren weiße Achſelklappen und rothe und blaue. Der General-Major von Döring, Kommandeur der 9. Infanterie-Brigade, fand ſich hier ein, es war ſchon ziemlich dunkel; um den General, der zu Pferde war, ſammelten ſich die einzeln heranſtrömenden Leute, er findet in den vorhandenen Offizieren ſofort Verſtändniß für ſeine Abſicht, ſie bringen Ordnung hinein, die Leute werden in Reih' und Glied geſtellt, endlich redet der General ſie an: „nun, Kinder, keiner thut einen Schuß, jetzt marſchiren wir nach Forbach und nehmen Forbach."

Ein höherer Dienſtbefehl rief den General ab und hinderte die Ausführung eines Entſchluſſes, der den Sieg des Tages gekrönt haben würde. Die paar Hundert Mann, die um den General verſammelt waren, hatten nur nöthig, grabeaus vorwärts zu marſchieren, der Feind befand ſich in einer Verfaſſung, in der der Gedanke verfolgt zu werden, vollſtändig ausreichend iſt, ſich ganz der Ueberzeugung hinzugeben, geſchlagen zu ſein. Der Erfolg des Sieges beſteht zum nicht geringſten Theil darin, daß der Gegner überzeugt iſt, der Schwächere, der Unterlegene zu ſein, daß ſein Vertrauen erſchüttert, die Hoffnung beſeitigt iſt, dieſem Gegner

gegenüber jemals siegreich zu sein. Dieser für den Ausgang des ganzen Krieges wichtige Erfolg geht verloren, wenn man nicht oder nicht ausreichend verfolgt. Aus allen Instruktionen, die dann am umfangreichsten zu sein pflegen, wenn sie sich auf theoretischem Gebiete bewegen und die über das Thema: „Verfolgung" nicht ausgeblieben sind, ziehe sich der einfache Soldat einen kurzen Schluß: „nach der Schlacht rückt die Kavallerie nicht ins Biwak, sondern setzt auf und bläst Trab!"

Am Abend des 16. August fand die Verfolgung durch Infanterie nach 2 Kilometern am Dorfe Rezonville ihr Ende. Dort standen die Franzosen in guter Stellung hinter der massiven Dorfumfassung. Zu einem nächtlichen Angriffe waren wir nicht stark genug, der Zweck der Schlacht war außerdem erreicht, aber wir wußten auch, daß der Gegner über frische Kräfte verfügte, von denen er Gebrauch machen konnte.

Als wir durch den letzten abendlichen Vorstoß die Gewißheit erlangt hatten, daß der Feind bei Rezonville Halt gemacht, seinen Rückzug unterbrochen habe, da war der weitere Schluß unschwer zu machen, daß dieser neue Widerstand durch neuen Kampf werde beseitigt werden müssen. In der Front war die Tages-Aufgabe des 16. August vollständig gelöst. Aber die Verfolgung hat außer dem Zweck des Schlagens den weiteren, ebenso wichtigen des Sehens.

Südlich Rezonville, also gegenüber von unserem rechten Flügel, bietet das Gelände der Kavallerie keine Gelegenheit zum Beobachten. Diese Gelegenheit findet sich aber nördlich der Straße Metz-Verdun. Dort, unserem linken Flügel gegenüber, hatten sich neue Korps in gefahrvoller Richtung gezeigt, dort hatte unser X. Korps gerungen, dort hatte der gewaltige Kampf der Reiterei stattgefunden, und doch ist dort nach der Schlacht nichts mehr geschehen, um festzustellen, wohin denn die Massen marschirt sind. Nach der Schlacht dürfen sich der Generalstab und die Kavallerie unter keinen Umständen Ruhe gewähren, sie bleiben zu Pferde und sitzen erst ab, wenn sie genau wissen, wo blieb der Feind. Die Kavalleriemassen, die aus der Reiterschlacht des linken Flügels bei Mars-la-Tour gänzlich geschlagen zurückflutheten,

mußten von einem Kranze von Offizier-Patrouillen umgeben sein, die um so näher heranritten, je dunkler es wurde; wo der Feind Neigung zeigte, den Rückzug zu unterbrechen, da mußten ihm preußische Säbel beweisen, daß es Ruhe für ihn nicht gäbe. Am Morgen des 17. August konnte unserem Großen Haupt-Quartier, Sr. Majestät dem Könige, nicht gemeldet werden, wohin denn die geschlagenen französischen Reiter-Regimenter, wohin die Divisionen marschirt seien, vor denen die tapfere Brigade Wedell, die westfälischen Regimenter 16 und 57 erlegen waren. Auf allen Straßen, die aus nordwestlicher Richtung nach Metz führen, mußten unter Führung von Offizieren, auf der großen Heerstraße, unter Führung von Generalstabsoffizieren, Kavallerie-Abtheilungen vordringen, die unter allen Umständen, dem Feinde an der Klinge blieben, erst Halt machten, wenn sie auf einen Widerstand stießen, dem sie nicht gewachsen waren. Das Hurrah unserer Reiterei hätte den ganzen Raum beherrschen müssen, der zwei Tage später den Schauplatz einer großen Schlacht abgab und zu unserem Schaden unerforscht blieb. Als am Morgen des 17. August die Sonne aufging, mußte sie den Augen unserer Reiterei Nichts verborgen sein lassen. Bis in das Mosel-Thal mußten unsere Husaren streifen und dort sich die Hand reichen mit den Reiterei-Patrouillen, die vom andern Flußufer herkamen. Die Punkte Jarny und Briey mußten jedem Reitersmann geläufig sein, von dort aus war vorzudringen, bis der Feind ein unübersteigbares Hinderniß entgegen stellte. Unsere Kavallerie war am 16. August vom frühen Morgen an bis zur sinkenden Nacht unter dem Sattel gewesen, die Pferde litten, bei der großen Hitze, namentlich unter dem Mangel an Wasser. Wer sich aber durch fleißiges Nachlesen der Kriegs-Tagebücher Gewißheit darüber verschaffen will, welche Schwadronen am 16. August nicht zum Einhauen kamen, und doch darauf brannten, Antheil zu haben am Ruhme des Tages, der würde immerhin eine genügende Anzahl von Reitern ermitteln, denen man mit gutem Gewissen die neue Aufgabe hätte anvertrauen können. Im Kriege wie im Frieden giebt es Dienstverrichtungen, die befohlen werden müssen, und solche, die sich von selbst verstehen, d. h. die erfüllt werden auch ohne be-

sonderen Befehl. Der am Feind befindliche Mann, gleichgültig ob zu Fuß oder zu Pferde, muß wissen, wo blieb der Feind. Mit der Emsigkeit eines Polizei-Vigilanten folgt er ihm, beobachtet er ihn. Diese Pflicht gewinnt an Bedeutung für den Offizier jeder Rangstufe. Der Feldherr stellt sich andere Fragen als der Rittmeister, der eben durch eine glückliche Attacke eine feindliche Schwadron zurückwies, aber Beide wollen den Feind nicht aus dem Auge verlieren.

Die äußerste Entfernung, bis in das Mosel-Thal nördlich von Metz, beträgt zwischen 30 und 40 km, für diese stärkste Leistung wären Pferde und Reiter besonders auszusuchen gewesen. Das Gewinnen der Straße von Jarny und Briey auf Metz wäre jeder Schwadron möglich gewesen, die eine Gefechtspause benutzt hatte, um schnell zu tränken. Man muß am Tage der Schlacht jede Minute ausnutzen.

Außerhalb des feindlichen Feuers wird abgesessen, nur der Führer bleibt im Sattel, um besser beobachten zu können. Ein Wink von ihm und seine Reiter sitzen auf und sind bereit gegen den Feind zu galoppiren. Man hat den Sattel gelüftet, den Woylach glatt gezogen, ja das letzte Stück Brot mit dem Pferde getheilt.

Erreichten die vorgeschobenen Kavallerie-Abtheilungen die auf Metz führende Straße, dann mußten sie die nächsten Orte besetzen und nun rechts abbiegend mit Patrouillen auf den Straßen und neben ihnen dem Feinde folgen.

Es war nicht genug, in der großen Reiterschlacht um Mars-la-Tour den Feind in die Flucht geschlagen zu haben; wie ein Bienenschwarm mußten sich unsere Reiter dem Feinde anhängen, ihm keinen Augenblick der Ruhe gewährend. Es war nicht genug, am Abend des 16. August in das ungewisse Dunkel auf den Feind anzureiten; links umfassend, mußten diese Regimenter am Feinde bleiben. Man bedenke doch, welche Wirkung die 6 tapferen Schwadronen der Brigade Bredow hatten, sie hielten die Offensive eines Armee-Korps auf! Die französische Kavallerie hat sich, abgesehen von ihrer großen Tapferkeit, da, wo man sie erwartete, im Kriege 1870/71 nicht durch großen Thatendrang ausgezeichnet. Sie würde unserer Reiterei nicht Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben, die man nicht hätte bewältigen können.

Die Kavallerie hatte nicht hinter der Infanterie und Artillerie ins Biwak zu reiten, sie mußte vor der Infanterie im Sattel bleiben, die Schlacht ging weiter. Kein preußischer Offizier hat sich durch Augenschein von dem Zustand der französischen Armee am Abend des 16. August Kenntniß verschaffen können; aber man kann immerhin die Annahme machen, daß ein dreistes Vorbrechen der Reiterei, abgesehen von dem moralischen Erfolge, vielleicht das Beziehen der für die Schlacht des 18. August gewählten Stellung verhindert hätte.

Der rechte Flügel der Franzosen war der offene, ihn mußten unsere Reiter-Patrouillen umfassen. Die Möglichkeit, innerhalb einer Meile nicht zu wissen, was da vorgeht, muß für den deutschen Reiter, namentlich den deutschen Offizier ausgeschlossen sein.

Wie der Offizier denken soll, davon gab der Kommandirende General der Brandenburger, der General von Alvensleben, am 16. August ein glänzendes Beispiel. Wenn ein neues Korps sich zum Angriff anschickte, dem er nicht eine einzige frische Kompagnie entgegen zu stellen hatte, dann sah er darin nicht eine neue Gefahr, von der es fraglich war, ob er ihr gewachsen blieb, sondern einen neuen Erfolg. Nach seiner Ueberzeugung bestand seine, übrigens selbst gegebene Aufgabe nicht darin, den Feind zu besiegen, sondern möglichst viele feindliche Truppen an das Schlachtfeld zu fesseln, zum Kampf zu zwingen; er würde es vorgezogen haben, von 4 französischen Korps geschlagen worden zu sein, als über ein feindliches Korps einen Sieg errungen zu haben, während die anderen unbehelligt abmarschirten.

Das III. Korps verlor am 16. August den zweiten Offizier und den dritten Mann, es war klar zu erkennen, daß der Feind über zahlreiche Reserven verfügte, die noch nicht im Gefecht gewesen waren, dennoch verlor der General nicht einen Augenblick die volle Zuversicht, er wußte, daß er, selbst geschlagen, Sieger war, denn er hatte den vierfach überlegenen Feind gezwungen, seine Absicht aufzugeben. Der Prinz Friedrich Carl entnahm aus der ihm durch den General v. Alvensleben vorgetragenen ruhigen Beurtheilung der Gefechtslage eine sichere Zuversicht. Ein Offizier des Stabes

kam am Abend von einem aufgeregten Ritte zurück und brauchte zurückkehrend die Redensart: „nun kann ich aber nicht mehr.“ Ein fast trauriger Blick des Generals v. Alvensleben belehrte ihn, daß man solche Privat-Empfindungen während der Schlacht nicht hat. Der Kommandirende General hatte in der That nicht einen Augenblick am 16. August seinen guten Muth verloren, obwohl sein scharfer Verstand die Lage vollkommen übersah. Wenn man einem Soldaten, gleichgültig ob einem General oder einem Tambour, für die Schlacht einen guten Rath geben will, er kann nur der sein: „nimm immer an, daß von Deinem Verhalten der Sieg abhängt“; wenn Alle so denken und handeln, dann ist der Sieg unser.

II.

Rückzug! Der deutsche Soldat ist in der stolzen Lage, daß er in den letzten Feldzügen Erfahrungen über Rückzugs-Gefechte nicht hat machen können, wir haben den Feind gründlich geschlagen, ihn weniger gründlich verfolgt, aber wir haben ihm nie gestattet, uns zu verfolgen. Als Erbtheil der alten Soldaten ist auf die junge Armee die bestimmte Forderung übergegangen: der Deutsche darf nicht geschlagen werden. Diesen Gedanken, der keine Prahlerei, sondern nur Wahrheit enthält, den halten wir fest, nicht weil wir uns für unüberwindlich halten, nein: weil wir siegen müssen und siegen werden, wenn wir im Gefühle unserer Kraft bis zum letzten Hauche da aushalten, wohin uns der Befehl gestellt hat. Das Geheimniß des Sieges liegt in der einfachen Thatsache: jeder Soldat ist davon überzeugt, daß da, wo er steht und kämpft, der Sieg errungen werden muß, daß der Sieg davon abhängt, daß Ich aushalte; weiche Ich, dann ist's um den Sieg geschehen; so gewinnt der Einzelne eine große Bedeutung für Alle, aber der Einzelne wird in seiner Schwäche durch die Macht Aller mit fortgerissen. Im Rahmen einer deutschen Kompagnie hat ein Feiger keinen Platz, ihn erdrücken die Kameraden.

Das Gesetz ist ja meist der Ausdruck der im Volke liegenden Ueberzeugungen.

§ 84 des Militär-Straf-Gesetz-Buches sagt:

„Wer während des Gefechtes aus Feigheit die Flucht er„greift und die Kameraden durch Wort oder Zeichen zur Flucht „verleitet, wird mit dem Tode bestraft."

Der § 85 lautet:

„Mit Zuchthaus bis zu 5 Jahren wird bestraft, wer aus „Feigheit

„1. bei dem Vormarsche zum Gefecht, während des Ge„fechts oder auf dem Rückzuge von seinem Truppentheil heim„lich zurückbleibt, von demselben sich wegschleicht oder sich ver„steckt hält, die Flucht ergreift, seine Waffen oder Munition „wegwirft oder im Stiche läßt, oder sein Pferd oder seine Waffen „unbrauchbar macht, oder

„2. durch Vorschützung einer Verwundung oder eines „Leidens, oder durch absichtlich veranlaßte Trunkenheit sich dem „Gefechte oder vor dem Feinde einer sonstigen mit Gefahr für „seine Person verbundenen Dienstleistung zu entziehen sucht."

Der § 85 fügt hinzu:

„Wer in anderen als den in den §§ 84 und 85 benannten „Fällen aus Besorgniß vor persönlicher Gefahr eine militärische „Dienstpflicht verletzt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren „bestraft, auch kann auf Versetzung in die 2. Klasse des Soldaten„standes erkannt werden."

Jeder Vorgesetzte ist endlich berechtigt, einen Soldaten niederzustoßen, der sich zur Flucht wendet und sich weigert, zur Pflicht zurückzukehren.

Das Gesetz erklärt die Feigheit für Schande und verleiht dem Offizier das Recht, die verwirkte Todesstrafe durch Niederstoßen sofort zu vollstrecken. Das Gesetz hat diese scharfe Form annehmen können, denn die „Feigheit" hat im Charakter des Deutschen keinen Platz, wir haben Leute von mehr oder weniger Thatkraft, von mehr oder weniger Geschick, von mehr oder weniger Leistungsfähigkeit, aber Feige kennen wir nicht; und sollte wirklich in einer

verſteckten Ecke des Herzens die elende Angſt ſitzen, nun, die Macht, die in dem Zuſammenſtehen Aller liegt, die iſt groß genug, den einzelnen ſchlappen Kerl mit fortzureißen; man habe mal einen anderen Sinn als die übrigen 199 Mann der Kompagnie! man muß mit, man wird zum Heldenthum gezwungen.

Die Truppe übt einen ſo überwältigenden Zwang aus, daß der Einzelne ſich ihm unbedingt fügt, wenn man die Tapferkeit, den Erfolg des Einzelnen der Truppe anrechnet, ſo übt man damit nur Gerechtigkeit, die Handlung des Einzelnen iſt der Ausfluß des Truppengeiſtes, der unſere Feldzeichen umweht; ich handle, weil ich der Theil eines Ganzen bin, das gerade dieſe Handlung von mir erwartet und verlangt.

Der Füſilier Friedrich Wilhelm Schultze iſt von Hauſe aus auch nur ein Menſch, mit allen menſchlichen Schwächen und gewiß kein Held; aber derſelbe Mann, der nie ein Stück Heldenthum an ſich zeigte, wird im Gefecht ein Held, ſeine Züge werden ruhig, ſeine Augen ſtrahlen, der Zwang, den die Kompagnie, ſeine Kameraden ausüben, der reißt ihn fort; wird dann dieſem Manne das Eiſerne Kreuz eingehändigt, dann wird er beſchämt auf ſeine Kameraden ſehen, die waren es ja, die ihn zwangen; weil Alle wollten, darum mußte der Einzelne auch wollen; ſo verſteht es ſich im Soldatenſtande: Alle für Einen und Einer für Alle. Die Vernachläſſigung des Einzelnen iſt eine Kränkung des Ganzen, und die Heldenthat des Ganzen iſt nicht möglich ohne die Hingabe jedes Einzelnen. Der Füſilier, der am Abend des 16. Auguſt an der Straße nach Rezonville aushielt, ſein Gewehr abfeuerte wie auf dem Scheibenſtande und auch nicht einen Augenblick daran dachte: was wird aus mir? der hat eine bewußte Heldenthat nicht verübt, aber er gab ſich willenlos dem einen großen Gedanken hin, der auf dem Schlachtfelde von Vionville ſeinen Ausdruck fand: „je mehr wir vom Feinde auf uns ziehen, um ſo beſſer.“ So dachte der kommandirende General, ſo fühlte nach ihm der letzte Tambour der Brandenburger.

Die Schlacht von Vionville wird zu allen Zeiten Gegenſtand eifriger Forſchung bleiben. Das III. Armee-Korps nahm den

Kampf auf gegen eine mehr als dreifache Ueberlegenheit, am Abend befand sich das siegreiche Korps in einer einzigen langen dünnen Linie dem übermächtigen Feinde gegenüber, dahinter kein zweites Treffen, keine Reserve, die im Anmarsche befindlichen Korps konnten erst vom nächsten Morgen an in Betracht kommen.

Und dennoch hat am 16. August Niemand an den Rückzug gedacht. Der Rückzug wird befohlen, unter keinen Umständen geht er vom Einzelnen, auch nicht von der einzelnen Truppe aus. Jeder Mann und jede Truppe bleibt dort, wo er vermöge des Dienstes steht, er hält dort aus, als ob er dort, gerade an der Stelle, wo er steht, den Sieg erfechten sollte; er sucht sich eine rückwärts gelegene Stellung erst aus, wenn es ihm befohlen wird.

Wer den Kampf mit Rückzugsgedanken beginnt, der wird sicher zum Rückzuge genöthigt werden. Die mustergültige Instruktion, die General Moltke für die Abfassung von Befehlen erließ, enthält die Weisung, daß im Befehl niemals vom möglichen Rückzuge die Rede sein dürfe. Wer sich bei Beginn der Schlacht damit beschäftigt, wohin er gehen will, wenn er geschlagen würde, der wird sicher geschlagen. Die Frage: wer ist der Sieger? steht im Vordergrunde — sie muß beantwortet sein, ehe andere Gedanken aufkommen können.

Als am 16. August Nachmittags die 20. Division aus den Tronvillier Büschen auf Tronville — wohl in Folge eines mißverstandenen Befehls — zurückging, sagte General v. Alvensleben: „Ich stehe seit heute früh 9 Uhr hier, ich sehe keinen Grund, hier wegzugehen und ich werde stehen bleiben.“ Der Führer muß den leitenden Gedanken im Auge behalten und sich durch Nebenumstände nicht beeinflussen lassen. Der einzelne Mann, die einzelne Truppe, können Beide nicht ermessen, welche besondere Bedeutung sie für das Gefecht haben, deshalb ist der einzelne Mann und die einzelne Truppe zur höchsten Leistung verpflichtet. Diese hohe Pflicht hielt die Brandenburger auf ihrem Platze. Vergebens wird man in den am 16. August gegebenen Befehlen auch nur einen andeutenden Rückzugsgedanken suchen. General v. Alvensleben war sich dessen bewußt, er durfte die Franzosen nicht mehr loslassen, er mußte sie festhalten, siegend oder besiegt.

Das beſiegte III. Korps wäre am Feinde geblieben, hätte ſich mit ihm verbiſſen, und hätte ſo das Eingreifen der anderen Korps erwartet.

Der Rückzug wird befohlen. Wenn der Ausgang des Gefechts ihn nothwendig macht, dann wird trotzdem der Befehl die Richtung angeben und Ruhe und Ordnung wiederzugewinnen ſuchen.

Die geſchlagene Truppe darf ſich nicht dem Gedanken hingeben, geſchlagen zu ſein. Die Wahrung des Dienſtes muß ihr von Neuem Haltung und Zuverſicht geben.

Es giebt eine alte Soldatenregel, deren Befolgung faſt immer von Nutzen geweſen iſt: man muß dem Feinde gegenüber ſich das Anſehen geben, als wolle man das Gegentheil von dem thun, das er zu erwarten berechtigt iſt. Der Feind erwartet den Rückzug, — man greife ihn überraſchend an, der Erfolg wird nie ausbleiben; und wär's nur, daß man Zeit gewinnt. Der überraſchend angegriffene Feind muß ſich ſammeln, muß aufmarſchiren, muß Widerſtand leiſten; das erfordert unter allen Umſtänden Zeit und der Gewinn von auch nur einer Stunde iſt oft von hohem Werth. Wer entſchloſſen iſt, den Rückzug anzutreten, der wird gut thun, die noch vorhandenen gefechtsfähigen geſchloſſenen Truppen zu einem letzten Angriffe vorzuführen. Man wahrt dadurch auch die Truppenehre; dieſer letzte Angriff vor dem begonnenen Rückzuge iſt ein ſicherer Beweis von der nicht geſtörten Gefechtskraft der Truppe. Die Franzoſen waren am 16. Auguſt geſchlagen, aber ſie hatten noch zahlreiche Reſerven, die nicht im Gefecht geweſen waren. Sie hätten am Abend einen gewaltigen Vorſtoß auf Vionville-Flavigny machen müſſen. Er wäre, wie viele andere an dieſem Tage, abgeſchlagen worden, aber er hätte der Welt bewieſen, daß ſich die Franzoſen nicht für geſchlagen hielten und Herren ihres Willens ſeien. Daß weder am 16., noch am 17. Auguſt der Verſuch gemacht worden iſt, von der großen Ueberlegenheit an Zahl Gebrauch zu machen, das iſt ein untrüglicher Beweis dafür, wie gründlich der Erfolg der Schlacht am 16. Auguſt geweſen iſt. Wer am 16. Auguſt ſtill ſeiner Wege ging, der war ſicher, am 18. geſchlagen zu werden. Das Verſchwinden der Franzoſen vom Schlacht-

felde galt allen Brandenburgern als der untrügliche Beweis der eingestandenen Schwäche.

Wer sich zurückziehen will, der wird gut thun, ehe er diesen Entschluß zur Ausführung bringt, für das Heraussteigen aus dem Kampfe gleichsam eine Stufe vorzubereiten: man stellt an geeigneter Stelle etwa vorhandene geschlossene Reserven zur Aufnahme auf. Wäre bei der 6. Division der Rückzug nothwendig gewesen, dann hätte sich ein ernstes Ringen um Flavigny-Vionville und die Tronviller Büsche ergeben, wären auch hier die Franzosen Sieger geblieben, so hätten sich die kämpfenden Heereshaufen zu beiden Seiten der Straße Metz-Verdun fortgewälzt, bis die heranrückenden Korps, unsere Garde und die Sachsen, eingreifen konnten. Auch das geschlagene III. Korps konnte die sich selbst gestellte Aufgabe vollkommen erfüllen; aber nur weil es dazu erzogen und ausgebildet war, daß jeder Mann an der Stelle, wo er steht, sein Bestes hergiebt. General v. Alvensleben wußte ganz genau, was er that, Rückzugsgedanken hat er am 16. August niemals gehabt und man wird vergebens auch nach einer Deutung auf einen Rückzug suchen.

Die Franzosen zogen sich nach der Schlacht in der Richtung auf Metz zurück. Um der nächsten Verfolgung entgegen zu treten, besetzten sie das zu beiden Seiten der Straße Metz-Verdun liegende massive Dorf Rezonville und gewannen Zeit und Raum für die Schlacht vom 18. August.

Es muß den Franzosen zugestanden werden, daß sie in geschicktester Weise die ihnen gebotene Zeit ausnutzten und es verstanden, ihre Absichten zu verbergen. Obwohl im Königlichen Hauptquartier in der Nähe von Flavigny jedes französische Signal zu hören war, ist doch im Laufe eines ganzen Tages nicht festgestellt worden, was eigentlich die Franzosen thaten, ob sie, was wir erwarteten, den Abmarsch nach Nordwesten und Norden antraten, oder ob sie ganz nach Metz hineingingen; daß sie in der befestigten Stellung bei Gravelotte die Schlacht erwarteten, das erfuhr Niemand. Es ist geradezu wunderbar, bis zu welchen Kombinationen sich die nicht berufenen Armee-Strategen verstiegen.

Niemals wurde jede Staubwolke ſo aufmerkſam darauf angeſehen, wohin ſie zog; war ſie ſo unvorſichtig, nach Nordweſten ſich zu bewegen, dann marſchirten unfehlbar unter ihr lange franzöſiſche Marſchkolonnen, aber Niemand beeilte ſich, ſich dieſe Kolonnen näher anzuſehen. Zwiſchen Gravelotte und St. Privat wurden die Höhen in eine große Armeefeſtung verwandelt. Die Korps beeilten ſich, die ihnen zugewieſenen Plätze zu erreichen und das Alles entging unſerer Kenntnißnahme. Es lag in der Natur der Dinge, daß das Gewehr-Feuer am 17. Auguſt nicht unterbrochen wurde. Bei der Nähe der ſich gegenüberſtehenden Vorpoſten mußte jeder Patrouillengang ins Feuer führen und es war unſer guter Dienſtbetrieb, der ernſtere Begegnungen vermied, weil es ſo befohlen war.

Es war ein Stück Weltgeſchichte, das ſich da auf der Höhe von Flavigny am 17. Auguſt abſpielte. Der König, Prinz Friedrich Carl, der Prinz-Regent von Bayern, der Großherzog von Weimar und zahlloſe Offiziere der Stäbe und der Höfe. Wo der König ſich einer Truppe nähern konnte, er ritt gewiß heran, reichte dem Führer die Hand und hatte freundliche dankende Worte, und gleich hinterher ein ernſtes Zwiegeſpräch mit dem Chef des Generalſtabes, dem General Moltke. Als dann die Zeit dort aber etwas lange wurde — der König ritt erſt gegen 1 Uhr in ſein Hauptquartier — und als der Appetit ſich einſtellte, da ließ der König kleine Butterbrote vertheilen. Es iſt vom menſchlichen Standpunkt nicht unintereſſant: die größte Aufmerkſamkeit richtete ſich auf die Attacke der Brigade Bredow, der 7. Küraſſiere und der 16. Ulanen; Jeder ließ ſich die weiße Straße zeigen, die zwiſchen Vionville und Rezonville zu erkennen war: die Spuren der Küraſſiere; und doch gab es auf dem ganzen weiten Schlachtfelde keine einzige Truppenabtheilung, die nicht mindeſtens daſſelbe geleiſtet hatte. Die Hurrah's, die auf dem Schlachtfelde des 16. Auguſt, am 17., zu hören waren, ſie galten unſerem König, ſie enthielten die Betheuerung unverkürzter Leiſtungsfähigkeit, und treuer Hingabe bis an's Ende. Wer am 17. Auguſt geſehen hat, wie unſer großer König ſeiner Aufgabe als Feldherr gerecht wurde, ſowohl im Großen, gegenüber der

Heerführung, wie im Kleinen, gegenüber den ihm zujubelnden Kriegern, der konnte hierin eine Ursache unserer Erfolge erkennen: Heer und König sind eins.

III.

Als schönstes Erbtheil ist aus den ruhmreichen Kriegen, durch die unser deutsches Vaterland neu erstanden ist, auf die Armee von heute die Gefechtsgewohnheit übergegangen, daß der deutsche Soldat und die deutsche Truppe an der Stelle bis zur Erschöpfung aushalten, auf die sie der Befehl gestellt hat. Wir kennen nur einen Gefechtszweck, den Sieg; ihn zu erreichen geben wir dran, was wir können und haben, alle Kräfte, ja unser Leben; früher sprach man von Scheinangriffen, Gefechten, die nicht den Sieg zum Zwecke hatten, von gewaltsamen Rekognoszirungen, die in einen Rückzug übergingen, wenn der Zweck der Ermittelung erreicht war. Die Taktik von heute hält jedes Gefecht für fehlerhaft, das entweder nach Lage der Sache nicht gelingen konnte und nach der angedeuteten Absicht nicht gelingen sollte.

Wenn der deutsche Soldat ins Gefecht geschickt wird, dann hat die Führung vorher genau erwogen, ob es nothwendig ist und ob die äußeren Verhältnisse, unter denen es stattfindet, den Sieg möglich und wahrscheinlich machen. Die oberste Führung des Heeres, also unser Kaiserlicher Kriegsherr und der ihm zur Seite stehende Chef des Generalstabes der Armee sehen eine ihrer wesentlichsten Pflichten darin, die Armee im Kriege und im Frieden auf einem Standpunkt zu erhalten, daß sie allen möglichen Gegnern gewachsen ist, daß der Sieg im Gefecht die wahrscheinliche Folge aller der Belehrungen ist, die der Frieden giebt.

Die früheren sogenannten gewaltsamen Rekognoszirungen sollten den Feind veranlassen, seine Stärke, seine Absichten zu zeigen; um dies zu erreichen, drohte man mit einem Angriffe, der den Gegner unter die Waffen rief; wenn man erkannt hatte, was man erkennen wollte, dann brach man das Gefecht ab und ging wieder nach Hause. Auch ein nicht phantasievoller Gegner kam durch

ſolches Gefecht in die Lage, von einem Siege und einem zurückgeſchlagenen Angriffe zu ſprechen. Auch der heutige Feldherr hat das Bedürfniß, über die Abſichten und die Stärke des Feindes unterrichtet zu werden, aber er bedient ſich anderer Mittel.

Die Verkehrsmittel, die durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaft faſt täglich vermehrt werden, die Intelligenz der zur Verfügung ſtehenden Offiziere vermitteln dem Führer ſicherere Nachrichten über den Feind, als es durch ein Gefecht geſchehen kann, das auch im glücklichſten Falle Gelegenheit bietet, einen Schleier um die angeordneten Maßregeln zu legen und zwar dann um ſo mehr, wenn die Gefechts-Raiſon es wünſchenswerth macht. In der heutigen Kriegführung iſt es erforderlich, die genaueſte Kenntniß von der Tagespreſſe zu nehmen, in ihr werden abſichtlich und unabſichtlich die wichtigſten Nachrichten verbreitet; es ſind die Berichte der Geſandtſchaften genau zu ſtudiren, die auch in dem, was ſie nicht ſagen, wichtiges Material liefern können. Vor Allem aber muß die Thatkraft der in den Hauptquartieren anweſenden jungen Offiziere auf das Aeußerſte angeſtrengt werden.

Dieſe jungen Herren müſſen es fühlen, was ihr General wünſcht, weſſen er bedarf und wenn ſich der Eine oder der Andere heimlich bei nächtlicher Weile aus dem Hauptquartier wegſchleichen ſollte, blos um auf ſeinem ſchnellen Pferde zu ermitteln, ob St. Marie aux Chênes vom Feinde beſetzt iſt oder nicht, ſo bleibt er damit im Bereiche ſeiner Pflichten, denn man iſt berechtigt, von dem im Hauptquartier kommandirten jungen Kavallerie-Offizier mehr zu erwarten, als von dem einfachen Zugführer. Noch mehr iſt er in der Lage, die geheimſten Wünſche ſeines Generals zu wiſſen: der Generalſtabsoffizier, der Adjutant, Beide haben alle Kräfte des Geiſtes und des Körpers anzuſtrengen, um vor dem Gefecht möglichſt genaue Kenntniß vom Feinde zu erhalten. Der einzelne Reiter kann, namentlich in der Morgendämmerung, ziemlich dreiſt an den Feind heranreiten, er kann auf möglichſt nahe Entfernung ſo lange beobachten, bis auf ihn geſchoſſen wird, dann allerdings muß er die Beobachtung aufgeben und zuſehen, wo der Zimmermann für ihn das Loch offen gelaſſen hat. Wenn eine

derartige Beobachtung an verschiedenen Stellen unternommen wird, dann ersetzt sie jedenfalls das Ergebniß einer sogenannten gewaltsamen Rekognoszirung. Diese Beobachtung des Feindes durch intelligente Offiziere, denen in einzelnen Fällen Züge Reiterei beigegeben sind, steigert sich bis zur persönlichen Beobachtung durch den Führer selbst. Am Morgen des 16. August waren zahlreiche Offiziere an der Spitze der anmarschirenden Divisionen des III. Korps.

Der sorglose Feind gestattete ihnen, nahe heran zu reiten, sehr bald folgte General v. Alvensleben selbst, der es für seine Pflicht hielt, sich persönlich den Feind anzusehen, gegen den er seine Brandenburger einsetzen wollte. Was am 16. August auf dem Schlachtfeld von Vionville geschehen ist, das ist geschehen mit vollem Bewußtsein, in vollständiger Klarheit. Auch im Verlaufe der Schlacht gab es keinen Augenblick der Ungewißheit. Von der Höhe bei Tronville waren alle Bewegungen des Feindes genau zu erkennen und alle Führer waren bemüht, ihren Kommandirenden General auf dem Laufenden zu erhalten.

In früheren Zeiten würde man gerade deshalb, weil genaue Nachrichten über den Feind nicht vorhanden waren, man nicht wußte, was will er, was thut er, eine gewaltsame Rekognoscirung angeordnet und dem Feinde dadurch Gelegenheit gegeben haben, von einem errungenen Siege zu sprechen. General v. Alvensleben hatte nur die eine Absicht, den vor sich stehenden Feind energisch anzugreifen, er stellte sich nur die eine Aufgabe, den Feind in seiner ganzen Stärke anzufassen, zum Aufmarsche zu zwingen, und durch den Kampf festzuhalten, selbst wenn dieser Kampf ein siegreicher nicht sein sollte. Deshalb ist auf dem Schlachtfelde von Vionville niemals der Rückzugsgedanke überhaupt erwogen worden, es gab dort keinen Rückzug, Kampf war der Zweck, Aushalten bis zum letzten Mann. Wer heute in einem Friedens-Manöver ein Armee-Korps mit seiner ganzen Artillerie in einer einzigen dünnen Linie aufstellen wollte, der würde wenig Anerkennung finden. Aber die lange dünne Linie der Brandenburger hielt Stand, die Tapferkeit ersetzte die Zahl und es ist vielleicht die ruhmvollste Kritik, die eine Truppe je erworben hat: daß der Feldherr der Franzosen, der

Marſchall Bazaine, auch nicht einen Augenblick gewußt hat, wie vielfach er ſeinem Feinde an Zahl überlegen war. Das Verhalten der Brandenburger hat ihre Zahl vervielfacht.

Wie hätte ſich der Rückzug am 16. Auguſt geſtalten können, wenn er nothwendig geworden wäre? Im Allgemeinen nimmt man zwei Richtungen des Rückzuges als möglich an. Zunächſt auf dem kürzeſten Wege vom Feinde weg, alſo ſenkrecht zur Gefechtsfront, in der Richtung des feindlichen Angriffes, oder dahin, woher man gekommen iſt. Am 16. Auguſt kamen die Diviſionen des III. Korps aus dem engen Moſelthale, die 6. Diviſion hatte die ſteilen Ränder des Thales von Onville erſtiegen, hierher hätte der Rückzug niemals führen dürfen. Er mußte an und auf der Straße Metz-Verdun bleiben, dann führte er in den Machtbereich des nahen X. Korps und der heranmarſchirenden Garde und der Sachſen, und jedes Unglück war vermieden. Um den Rückzug auf der großen Straße zu ermöglichen, wären rechtzeitig die nöthigen Vorbereitungen zu treffen geweſen. In der Front wäre die Linie Flavigny, Vionville zur nachhaltigen Vertheidigung einzurichten geweſen, die Büſche von Tronville mußten mit allen Mitteln gehalten werden, Tronville ſelbſt zur Vertheidigung vorbereitet. Eine zweite Rückzugsſtellung bot ſich auf dem weſtlichen Rande des Abſchnittes des Yron-Baches: Puſieux—Mars-la Tour—Ville ſur Yron. An beiden Stellen mußte die Beſchaffenheit des Geländes durch feldfortifikatoriſche Arbeiten verſtärkt werden. Man thut gut, ſolche Arbeiten von den Truppen ausführen zu laſſen, denen man ſpäter ihre Vertheidigung zuweiſen will. Jeder Mann und jeder Soldat hat an der eigenen Arbeit ein erhöhtes Intereſſe, und die Arbeit iſt in Augenblicken der Unthätigkeit von großem Nutzen. Wer, wenn Kugeln rechts und links einſchlagen, ruhig den Spaten handhabt, wer es ſieht, wie mit jeder Schaufel Erde ſeine Sicherheit zunimmt, dem kann man mit vollem Vertrauen den Kampf um dieſe Oertlichkeiten anvertrauen.

Die Führung erkennt aus einer Reihe von untrüglichen Anzeichen, ob ſie auf einen Sieg zählen darf, oder ob ſie die Pflicht hat, den Rückzug, wenn nicht anzutreten, ſo doch vorzubereiten.

Wer es versäumt, diese schwerste der Führerpflichten zu erfüllen, wer es zuläßt, daß der Rückzug aus der Truppe heraus hervorgeht, nicht aus dem Entschlusse und dem Befehl der Führung, der wird bald vor der Auflösung sich befinden. Wir sind es im Kriege und im Frieden gewöhnt, daß uns unser Dienst befohlen wird.

Hat eine Truppe das Unglück, daß sie das Gefecht nicht halten kann, dann ist der einzige Weg wieder zur Besinnung zu kommen: der stramme Befehl, das überwältigende Kommando-Wort.

Dicht am Feinde wird so lange ausgehalten, bis hinten die Vertheidigungsmaßregeln beendet sind, dann macht man die Front frei, um die Feuerwirkung nicht zu hindern, und wer zurückkommt, der tritt sofort auf's Neue in Reih' und Glied, auch wenn es Leute eines anderen Regiments sind: die Hannoveraner sollen nicht meinen, die Holsteiner oder Brandenburger seien weniger gute Soldaten. Wer am Abend des 16. August an der Front entlang ritt, der fand in bunter Reihe die rothe, die weiße, die blaue Achselklappe. Der Feind hätte nun einen blutigen Kampf um die Orte Vionville und Flavigny führen müssen und der dazwischen gelegenen Pappelhöhe, sowie in der linken Flanke um die Tronviller Büsche. Dort lag für uns die größte Gefahr, denn dort erschienen immer neue Heerhaufen, denen wir immer nur die zusammengeschossenen führerlosen Schützenlinien entgegen zu stellen hatten, die hier seit dem frühen Morgen einen heldenhaften Kampf führten. Dieser Kampf brachte den Feind zu der Ueberzeugung, daß er der an Zahl Schwächere sei, führte ihn dahin, von seiner Ueberlegenheit keinen Gebrauch zu machen.

So würden sich die mit einander ringenden Brandenburger und Franzosen im wilden Knäuel auf der Straße nach Verdun fortgewälzt haben, bis das X. Korps und später von rechts her die Garde und die Sachsen zum Eingreifen gekommen wären, um den Sieg aufzunehmen, der dann dem III. Armee-Korps entzogen gewesen wäre.

Wir haben aber am 16. August uns nicht einen Augenblick mit Rückzugsgedanken beschäftigt, jeder Gedanke daran hätte die

Thatkraft lähmen müßen, und die Tagesaufgabe nahm die vollste Anspannung und Ausnutzung aller Kräfte in Anspruch, nur so konnten wir siegen und siegten wir.

General v. Alvensleben setzte sein Armee-Korps mit vollem Bewußtsein der großen Uebermacht gegenüber ein, er fühlte den geschichtlichen und den militärischen Zwang und hatte auf dem Schlachtfelde von Spichern erfahren, zu welchen Leistungen seine Brandenburger befähigt waren. Sie fühlten wie ihr General die Nothwendigkeit und leisteten mehr, als zu erwarten war.

Die Kriegslage auf dem Schlachtfelde von Bionville schloß es aus, die Seele mit Rückzugsgedanken zu belasten. Es sei an einem andern Beispiele gezeigt, wie verhängnißvoll es wirkt, wenn ein bestimmter Gefechtszweck nicht vorliegt, das mit unzureichenden Kräften begonnene Unternehmen abgebrochen werden soll.

Im November 1870 stand die Armee des Prinzen Friedrich Carl zwischen Orléans und Paris, bereit, den Absichten der neugebildeten französischen Loire-Armee entgegenzutreten.

Es waren die Tage um Pithiviers, Tage der Ungewißheit, der Unklarheit. Der Wald von Orléans mit seinen verschanzten Linien erschien als großes Gespenst. Wir sahen täglich die Arbeiten der Franzosen, erkannten ihre Zahl, der nothwendige Angriff wurde hinausgeschoben. In dieser Zeit des Abwartens kam man auf den Gedanken von gewaltsamen Rekognoszirungen, die der Natur der Sache nach mit einem Rückzuge endeten, uns Verluste beibrachten und dem Gegner Gelegenheit gaben, mit Erfolgen zu prahlen.

Am 24. November standen unter Befehl des Oberst v. Flatow 2 Bataillone, 2 Eskadrons und 2 Batterien mit Tagesanbruch bereit, gegen das vom Feinde besetzte Städtchen Neuville au Bois vorzubringen. Es war nicht die Absicht, den Ort zu nehmen. Man würde ihn gehalten und besetzt haben, wenn er leichten Kaufes in unseren Besitz gelangt wäre. Die Stadt liegt in einer Wiesen-Niederung, die damals vom Regen aufgeweicht war, sie bildet ein fast regelmäßiges Viereck, mit alten Festungsmauern umgeben, die Ein- und Ausgänge waren durch Barrikaden gesichert. Der Angriff

auf eine solche Lokalität macht es erforderlich, vorher durch die Artillerie eine oder mehrere Breschen herstellen zu lassen. Die Artillerie nahm Neuville unter Feuer, und die Infanterie arbeitete sich in dem durchweichten Boden heran, der Sturm scheiterte, obwohl er bis auf 100 m herankam.

Oberst v. Flatow erkannte, daß Neuville stark besetzt sei, ließ das Gefecht abbrechen und den Rückzug antreten. Hierbei wurde der Feind offensiv, doch es wurde sein Angriff zurückgewiesen. Wir verloren durch das Gefecht 9 Offiziere, 192 Mann, 17 Pferde. 2 Bataillone, 2 Eskadrons und 2 Batterien wurden in ihrem Selbstgefühl herabgesetzt, und durch die ganze II. Armee ging die Mär von dem wenig glücklichen Tage. Die Franzosen rühmen die Entschlossenheit der Deutschen, die, ohne einen Schuß zu thun, bis dicht an die Barrikaden herangelangt wären, nachdem sie die Vortruppen durchbrochen hatten.

Wäre Neuville Flavigny gewesen, dann würde es genommen worden sein, waren es doch zum Theil dieselben Bataillone, die Flavigny stürmten; aber schon die Führung hatte nicht den ernsten Willen, in den Besitz von Neuville zu kommen, und so standen wir vor einem Mißerfolg. Wir erfuhren durch das Gefecht von Neuville nichts, was wir nicht schon vorher gewußt hatten. Da wir außerdem fast 3000 Mann in die Lage brachten, dem Feinde den Rücken zu zeigen, so wäre das Gefecht besser unterblieben. Die Leute hatten ihre Stiefel im Morast stecken gelassen, und im Kopfe hatte der eine Gedanke, geschlagen zu sein, Platz gefunden. Die Verluste begannen mit dem Augenblicke des Rückzuges. Der im Infanteriefeuer zurückgehende Angreifer kommt nun in den Raum der großen Verluste. Die rückwärtige Bewegung muß möglichst abgekürzt und durch neues Frontmachen unterbrochen werden, dann bereitet man an unglücklichen Tagen eine erfolgreichere Zukunft vor.

Kriegsgebrauch.

I.

Nur der hat im Kriege Anſpruch darauf, nach Kriegsgebrauch behandelt zu werden, der ſich nach Kriegsgebrauch benimmt. Ein Geſetzbuch mit Paragraphen, aus dem man erſehen könnte, was erlaubt und was verboten iſt, giebt es nicht. Der deutſche Soldat, der Beauftragte eines gebildeten Volkes, trägt das Geſetz, nach dem er den Krieg führt, im eigenen Herzen; die Dienſt-Inſtruktion, die ihm zu Theil geworden iſt, ſteht im Einklange mit den Forderungen, die der Kriegsgebrauch an ihn ſtellt und iſt niemals im Widerſpruch mit der wahren Humanität, die wir auch im Kriege wahren wollen. Dort liegt ein verwundeter Franzoſe, ſeine Landsleute haben ihn unverbunden liegen laſſen. Der Kriegsgebrauch macht den verwundeten Feind zu einem Gegenſtand unſerer Fürſorge. Es wird keinem Soldaten befohlen, aber da bringt Einer einen Feldkeſſeldeckel voll friſchen Waſſers, ein Anderer reicht ihm einen Schluck Wein, jetzt kommt ein Arzt und der verwundete Feind wird gerade ſo behandelt, wie der verwundete deutſche Soldat, ja im Feldlazareth verſchwinden die nationalen Verſchiedenheiten vollſtändig, nur daß man bemüht iſt, dem Franzoſen das vorzuſetzen, woran er gewöhnt iſt.

Wenn ein Franzoſe unſer Kommißbrot ſieht, dann erfaßt ihn ein Schauder und ſein Magen kann das ſchwere, ſchwarze Brot einfach nicht verdauen; man reicht ihm ſein landesübliches Weißbrot und trägt Sorge, daß die Mahlzeiten nach ſeiner Gewohnheit zubereitet werden.

Wenn im letzten Kriege Klagen über die Behandlung der Verwundeten und Kranken jemals gerechtfertigt gewesen wären, dann wäre es über das Zuviel der Rücksichten gegenüber dem Feinde.

Wir sind an allen Gefechtstagen Herren des Schlachtfeldes geblieben und hatten demzufolge auch für die Verwundeten des Feindes Sorge zu tragen. Die Franzosen wußten so genau, daß die deutsche Gutmüthigkeit ihren Verwundeten gegenüber nicht versagen würde, daß sie sich um deren Schicksal nicht weiter kümmerten. Am Tage nach der Schlacht von Beaune la Rolande fanden sich in ein paar großen Mergelgruben dicht an der Stadtumwallung eine ziemlich große Zahl scheinbar Todter, die sich dorthin geschleppt hatten, um in Ruhe zu sterben.

Als ein paar deutsche Offiziere sich das ergreifende Bild genauer ansahen, da kam in die Masse Bewegung, die Todten wurden wieder lebendig und baten in rührender Weise um Hülfe, die selbstverständlich nicht vergebens angerufen wurde. Es waren ganz junge, eben eingestellte Zuaven, die mit großer Tapferkeit unter unserem verheerenden Feuer bis dicht an die zu erstürmende Stadt herangestürmt waren. Die Rücksicht der Menschlichkeit gegen verwundete Feinde versteht sich von selbst; ich bedarf keiner Nöthigung, um dem Verwundeten, den ich hülflos liegen sehe, meinen Beistand zu Theil werden zu lassen, wir theilen mit ihm, was wir haben, sein Eigenthum ist uns heilig, wir rühren es nicht an.

Dieselbe Rücksicht erfährt der unverwundete Gefangene, man beeilt sich, ihn aus dem Gefechtsbereich heraus zu befördern. Die Fürsorge für die Gefangenen von Metz nach der Kapitulation der Armee war ebenso groß wie für die eigenen Leute. Nach dem Kriegsgebrauch werden nur die gefangenen Mannschaften in die Gefangenschaft abgeführt. Den Offizieren steht es frei, entweder in die Gefangenschaft zu gehen oder ihr Ehrenwort zu geben, in diesem Kriege nicht mehr gegen uns die Waffen zu führen.

Dieser Fall bedarf einer näheren Erörterung. Es erscheint fraglich, ob der Soldat, also auch der Offizier, nach dem Wortlaut seines Fahneneides auf sein Ehrenwort versichern darf, nicht

mehr gegen den feindlichen Staat die Waffen zu ergreifen, er macht sich durch eigenen Willen wehrlos, wo er doch seinem Vaterlande geschworen hat, ihm im Kriege und im Frieden sich zur Verfügung zu stellen. Dieser Konflikt bekam 1870/71 seine Bedeutung. Französische Offiziere, die auf ihr Ehrenwort versichert hatten, die Waffen gegen uns niederzulegen, sahen die Noth ihres Vaterlandes, daß es an befähigten Führern für die Tausende bewaffneter Einwohner fehlte und empfanden die Schmach, gesund und kräftig die Hände in den Schooß legen zu müssen. Nicht wenige brachen das freiwillig gegebene Ehrenwort und stellten sich ihrem Vaterlande zur Verfügung. Der Kastellan des Schlosses von Villersexel, das durch das gleichnamige Gefecht niedergebrannt wurde, behauptet, der Schloßthurm sei angefüllt gewesen mit französischen Offizieren, die sich vor den Deutschen nicht hätten sehen lassen dürfen und nun verbrannt seien. Mit einer peinlichen Auffassung der Standespflichten läßt sich nicht vereinigen, seine Leute in schwierigen Zeiten zu verlassen, seinen Arm dem Vaterlande zu versagen. Es machte einen sehr peinlichen Eindruck, als bei der Uebergabe der Armee von Metz die Offiziere allein beiseite traten und die Mannschaften ohne Offiziere weiter marschirten. Es ist ein gutes Zeichen von dem Geist der Disziplin im französischen Heere, daß keinerlei Ausschreitungen vorgekommen sind, allerdings aß nicht selten ein Mann die Portionen auf, die er für zehn Kameraden empfangen hatte.

Dies Trennen von Offizieren und Leuten galt uns allen als Beweis, daß ein Verhältniß wie bei uns Deutschen zwischen Leuten und Offizieren nicht bestand, obwohl es an rührenden Abschiedsscenen nicht fehlte; sprangen doch Kanoniere aus Reih' und Glied, um ihrem Kommandeur den Steigbügel zu küssen.

Nur ganz vereinzelt blieb hin und wieder ein Offizier bei seinen Leuten, er hatte sich bei uns der höchsten Achtungsbeweise zu erfreuen.

Der Kriegsgefangene wird ausgefragt. Um auch hierbei den Pflichten gegen sein Vaterland nachzukommen, muß man sich auf Antworten vorbereiten, die dem Feinde Nichts verrathen.

Das Regiment ist aus den Abzeichen zu erkennen, aber, namentlich in der ersten Periode des Krieges weiß man nicht, ob alle Regimenter des Korps bereits angelangt sind, ob die Trains da sind und die Geschütze, man wird also gut thun, über sein eigenes Regiment hinaus dumm zu sein. Durch das verständige Examiniren der Gefangenen, ein bekannter Berliner Kriminal-Kommissarius war dabei betheiligt, haben wir manche wichtige Nachricht erhalten. Selbst das Zeitungsblatt, in das Frühstück eingewickelt gewesen war, entging nicht unserer Aufmerksamkeit, es enthielt die Nachricht, daß in der Festung Metz alle Vorräthe zu Ende gingen und daß Krawalle in der Stadt stattgefunden hatten.

Im Charakter der Franzosen liegen manche Eigenschaften, die wir Deutsche einfach nicht verstehen. Wer durch Zeichen zu verstehen giebt, daß er sich ergeben will, der möge sich doch Alles vorher überlegen. Aber es ist vorgekommen, daß französische Soldaten den Gewehr-Kolben nach oben nahmen, oder sonst ihre Absicht, sich zu ergeben, zu erkennen gaben und plötzlich sich auf den nichts ahnenden Gegner warfen. Solche Leute haben keinen Anspruch, nach Kriegsgebrauch behandelt zu werden, sie werden keine Gelegenheit mehr haben, Reklamationen zu machen, denn solchen Leuten gegenüber kennt auch der gutmüthige Deutsche keine Rücksicht. Im Gefecht von Woippy am 7. Oktober 1870 ergab sich ein französischer Kapitän dem Hauptmann von Wilucki vom Leib-Regiment, er reichte ihm mit der einen Hand den Säbel hin, mit der anderen Hand griff er nach dem Revolver und erschoß seinen Gegner, der eben ritterlich die Annahme des Säbels ablehnte. Auch in diesem Falle bedarf es keiner Instruktion: der französische Kapitän hat seine schimpfliche That nicht eine Minute überlebt. Die sofort an Ort und Stelle von der Truppe ausgeübte Gerechtigkeit ist im Kriege einem gerichtlichen Verfahren vorzuziehen, dessen Wirkung eine geringere ist. Der Soldat, der den Mörder seines Hauptmanns sofort zu Boden schlägt, der hat das Herz auf dem rechten Flecke.

Aber auch in solchen Momenten lassen wir uns zu Grausam-

keiten nicht hinreißen. Während der Schlacht von Bionville machte der Küster der Kirche dieses Ortes vom Thurme aus Zeichen mit einer Flagge, ein Schullehrer in Gorze wurde ebenfalls bei der Spionage abgefaßt, beide verloren sofort ihr Leben. Namentlich am Anfange des Krieges muß der Bevölkerung begreiflich gemacht werden, daß jede Betheiligung der Bevölkerung am Kriege die schärfsten Maßregeln zur Folge hat. Die feindlichen Bewohner müssen erkennen, daß sie keinerlei Unbill zu erleiden haben. Wenn die Bewohner ihre Behausungen verlassen und verschlossen hatten, dann müssen die deutschen Soldaten, denen das Haus als Quartier zugewiesen war, sich gewaltsam Eingang verschaffen. Das Haus aber, dessen Thür ich, um es zu betreten, einschlagen mußte, hat auf eine besondere Milde keinen Anspruch. Wo unsere Leute bei den Bewohnern guten Willen sahen, da haben sie keinerlei Härte geübt, manche französische Arbeiter-Familie hat Tage lang von der Lieferung der Einquartierung mitgelebt. Der Soldat kommt nur selten in die Nothwendigkeit, den Landeseinwohner an seinem Hab und Gut zu kränken, es ist Kriegsgebrauch, daß nur solche Gegenstände requirirt werden dürfen, die zur Ernährung und Bekleidung des Heeres gehören. Die Requisition geht vom Truppen-Kommando aus, das auch die Vertheilung vermittelt. Lediglich wenn die Mannschaften auf die Verpflegung durch die Quartierwirthe angewiesen sind, ein Fall, der in Frankreich nur ausnahmsweise während der Märsche vorkam, — bei größeren Truppen-Konzentrationen verbietet sich diese Art der Verpflegung von selbst — nur dann kommt der Mann in die Nothwendigkeit, Anforderungen an den Bewohner zu machen, die dieser vielleicht nicht erfüllen kann.

In Frankreich hatte die Regierung die Bewohner veranlaßt, zu fliehen, damit die einrückenden feindlichen Truppen an keiner Stelle auf Unterstützung durch die Bewohner rechnen konnten. Dies Verfahren hat sich bitter gestraft, die Lasten, die unter allen Umständen mit dem Kriege verbunden sind, wurden mindestens verdoppelt und außerdem der gerechte Unmuth der eingedrungenen Truppe erregt. Kein gebildeter Soldat wird von dem Bewohner

des Staates, mit dem wir Krieg führen, ein besonders freundliches Entgegenkommen erwarten, aber wo man uns einfach nur mit der Gastfreundschaft des gebildeten Mannes begegnete, da hat der deutsche Soldat rückhaltlos sein deutsches Gemüth gezeigt und der Franzose hat keinen Schaden davon gehabt. Aber allerdings die Franzosen haben eigenthümliche Gewohnheiten. In Troyes erschien unter Mitwirkung der Regierung eine Zeitung, die regelmäßig unwahre Berichte über uns brachte. Der Präfekt, also der Regierungs-Präsident, war ein anständiger Mann, dem wir keine Schwierigkeiten machen wollten.

Es wurde ein Offizier zu ihm geschickt, ihn zu warnen. Der Mann antwortete ehrlich: „ich weiß ganz genau, daß die Mit„theilungen unwahr sind. Aber Sie haben die Macht, Ihnen „schadet auch die Unwahrheit nichts. Werde ich gezwungen, zu „widerrufen oder eine Deutschland freundliche Haltung einzunehmen, „dann fällt die ganze Regierung und damit kann Ihnen nicht ge„dient sein, denn Sie wollen eine mindestens zu berechnende Regie„rung.“ Wir mußten dem Manne recht geben, der in merkwürdiger Weise seine Landsleute zu nehmen verstand. So ging uns die Nachricht zu, die Arbeiter von Troyes wollten sich der Waffen der Nationalgarde bemächtigen und bei nächtlicher Weile das General-Kommando des III. Korps aufheben. Ein Generalstabs-Offizier erhielt den Befehl zu ermitteln, wo sich diese Waffen befänden und sie in Sicherheit zu bringen.

Der Maire verschwor sich, er dürfe nicht sagen, wo die Waffen seien, er und seine Kollegen hätten ihr Ehrenwort gegeben, nie den Aufbewahrungsort zu verrathen, sie seien Franzosen, denen ein Ehrenwort heilig sei. Der Maire wurde arretirt und abgeführt. Nun versammelte der Präfekt den Gemeinderath und hielt folgende Ansprache: „Sie haben Ihr Ehrenwort gegeben, nie zu verrathen, „wo die Waffen der Nationalgarde versteckt sind. Dies Ehrenwort „ist heilig und nie hat ein Franzose sein Ehrenwort gebrochen. „Aber nichts hindert Sie die Waffen hierher auf den Hof der „Mairie zu bringen und dem hier befindlichen preußischen Major

„abzuliefern.“ Dieser Ausweg erschien allen Herren sehr angenehm, noch an demselben Tage waren die Waffen der Nationalgarde von Troyes in unseren Händen.

Der friedfertige Bewohner, die friedfertige Ortschaft, die sich nicht am Kriege betheiligen, haben von deutschen Truppen niemals Gewaltthätigkeiten zu fürchten. Wir führen den Krieg wie anständige Männer, denen der Begriff von fremdem Eigenthum nicht abhanden gekommen ist. Dem einzelnen Mann liefert die Truppe, was er zur Bekleidung und Ernährung gebraucht. Niemals können Gegenstände requirirt oder gewaltsam weggenommen werden, die nicht in Beziehung auf dem Krieg stehen. Als die Stadt Alençon eine ihr wegen ausgeübter Feindseligkeiten auferlegte Kontribution in Gelde nicht leisten konnte, zahlte sie durch Ueberreichung von Spitzen aus Alençon, die später durch Geld eingetauscht wurden. Nach den Erzählungen der Franzosen hatte jeder Deutsche in seinem Tornister eine geraubte Stutzuhr. Wie oft wurden im Kriege die Tornister nachgesehen, geradeso wie im Frieden; jede Unregelmäßigkeit wäre sofort entdeckt worden. Wir hatten in der zweiten Hälfte des Krieges mit manchen ungewohnten Schwierigkeiten zu kämpfen, z. B. mit fehlenden Stiefeln. Mitten im Schnee gingen die Leute fast barfuß, mit Strohseilen die Sohlen festgebunden. Alle Franzosen hatten für deutsche Bedürfnisse zu kleine Füße, jedenfalls zu enge Stiefel. Wenn nun ein Franzose in der Gegend von Le Mans sich auf der Straße mit großen festen Stiefeln sehen ließ, dann folgten ihm bald ein paar deutsche Infanteristen. Der Mann wurde ängstlich und suchte durch irgend eine Nebengasse zu entwischen. Darauf wurde aber gerade gewartet. Sofort wurde er gefaßt und auf eine Thürschwelle gesetzt, um ihm die Stiefel auszuziehen und ihm sehr defekte deutsche Dienststiefel einzuhändigen. Diese Art von eigenmächtiger Requisition ist Niemandem übel genommen worden. Aber auch in dieser Beziehung ist der Kriegsgebrauch der Deutschen, daß der Einzelne das Requiriren unterläßt, daß er diesen nicht gerade angenehmen Theil des Krieges von seiner Truppe erwartet. Aber man denke sich in die Lage des einzelnen Infanteristen, der im Winter auf zerrissenes Schuhwerk angewiesen

ist, der nimmt was er findet und gebrauchen kann. Nicht einer Stecknadel Werth fremden, dem Soldaten unnützen Eigenthums des Feindes, das achten wir in des Feindes Land ebenso wie zu Hause. So wird der deutsche Soldat bei der Truppe belehrt und so handelt er.

II.

Nach dem Kriegsgebrauche ist es anders, wenn feindliche Truppen einen offenen Ort betreten ohne Gefecht, ohne daß sie unter der feindlichen Haltung der Einwohner zu leiden haben, anders, wenn um den Besitz des Ortes gekämpft werden muß, oder wenn die Einwohner am Kampfe theilnehmen. In der Regel werden bei Beginn des Krieges Proklamationen an die Bewohner des Landes erlassen, die im Allgemeinen die Pflichten vorschreiben, von deren Erfüllung es abhängt, ob der Krieg und seine Härten auch in den Frieden der Bewohner eindringt oder nicht. Es können da im einzelnen Manne Konflikte entstehen, die das Gemüth schwer belasten. Der feindliche Reitersmann, der dort die Landstraße entlang reitet, ist augenscheinlich der Ueberbringer einer wichtigen Meldung. Wenn diese Meldung, dieser Befehl nicht ankommt, dann gereicht das dem Feinde zum Schaden. Ist es da nicht eine verdienstvolle Handlung, wenn man zum Gewehr greift und aus dem Hinterhalte den feindlichen Reiter abschießt? Der Landeseinwohner, der, ohne Soldat zu sein, doch die Handlungen ausübt, zu denen nach dem Kriegsgebrauche nur der Soldat berechtigt ist, stellt sich außerhalb des Gesetzes. Die Beweggründe zu seiner Handlungsweise sind nicht unedel, aber die Handlung selbst bleibt ein Verbrechen, dessen Folgen meist auch von Unschuldigen mit getragen werden müssen; denn der Kriegsgebrauch macht für solche Handlungen den ganzen Ort, die ganze Gemeinde verantwortlich, mehren sich die Fälle, dann sieht der Soldat bald in jedem Einwohner einen Feind, dem gegenüber selbst Grausamkeit gerechtfertigt erscheint. Wir hatten im französischen Kriege ein eklatantes Beispiel, wie die Betheiligung der Einwohner am Kampfe alle Leidenschaften entfesselt: Bazeilles in der Schlacht bei Sedan. Hier griffen selbst

Weiber zur Waffe und warfen sich auf verwundete Bayern. Die Haltung der Bewohner entband die Bayern von jeder Pflicht, der Kriegsgebrauch gestattet jede Anwendung von Gewalt, um dem unnatürlichen Kampfe ein schnelles Ende zu machen. Doch auch in diesem äußersten Falle steckt sich der deutsche Soldat Grenzen, die er nicht überschreitet, auch im heißesten Kampfe bleibt er Herr seiner Sinne.

Der Zustand, in dem sich die französische Armee nach der Schlacht bei Orléans im Dezember 1870 befand, berechtigte zu dem Glauben, der Feind sei durch die Schlacht wehrlos gemacht worden und es werde leicht sein, die noch zusammenhaltenden Theile der französischen Armee zur Auflösung zu bringen. Der Feind wich aus: nach Westen auf beiden Ufern der Loire, nach Süden auf Vierzon, nach Osten auf Gien. In allen diesen Richtungen folgte die II. Armee dem Feinde. Dem III. Armee-Korps war der Marsch Loire aufwärts nach Gien zugewiesen. Zwei französische Korps hatten sich vergebens bemüht, während der Schlacht von Orléans ihre Armee zu erreichen, sie waren bei Chezy auf unser Leib-Regiment gestoßen und von ihm so gründlich abgewiesen worden, daß sie ihre Absicht aufgaben, Kehrt machten und statt in westlicher Richtung auf Orléans zu gehen, in östlicher auf Gien-Bourges marschirten, die Brücken über die Loire hinter sich abbrechend.

Der Marsch von Orléans auf Gien war nicht ohne Bedenken. Hart rechts neben uns hatten wir den großen Strom, der damals mit Eis ging. Links neben uns dehnte sich der Wald von Orléans aus, der damals noch von französischen Nachzüglern unsicher gemacht wurde, die sich den deutschen Truppen ohne Weiteres ergaben, die aber, wo sie in der Ueberzahl waren, von ihren Waffen Gebrauch machten. Es gehörte unsere unbedingte Gefechtssicherheit dazu, uns durch das Feuer in unserer linken Flanke, das nie ganz abbrach, nicht beunruhigen zu lassen. Die Vorsicht des Friedensdienstes würde verlangt haben, erst die Situation in der linken Flanke vollständig zu klären, ehe der Weitermarsch angetreten wurde. Als die vordersten Abtheilungen des III. Korps sich Gien näherten,

ging die massive Loire-Brücke mit einem mächtigen Knalle in die Höhe. Die Franzosen hatten die mittelsten Pfeiler gesprengt, da wo die Brücke am höchsten ist. Die Heerstraße drängt sich zwischen der Loire und dem Rande des Steilabfalles in die Stadt ein. Sofort begann von der Brücke aus ein lebhaftes Gewehrfeuer. Auf der kurzen Entfernung traf fast jeder Schuß und bald bildeten verwundete Pferde der Geschütze ein vollständiges Marsch-Hinderniß. Der Marsch konnte erst fortgesetzt, die Stadt dem Befehle gemäß betreten werden, nachdem der Feind von der Brücke vertrieben war. Der Feind hatte vor sich die gesprengten Brückenpfeiler, also ein sturmfreies Hinderniß. Aus Quadersteinen hatte er sich eine Brustwehr zurecht gemacht, von der aus er ein ununterbrochenes Gewehrfeuer unterhielt. General v. Alvensleben machte den Maire von Gien, übrigens einen verständigen, patriotischen Mann, darauf aufmerksam, daß es für das Schicksal der Stadt nicht gleichgültig sei, ob sie ohne Gefecht betreten, oder erst nach Kampf erobert würde. Der Maire sah das ein und band sich seine dreifarbige Schärpe um, band an seinen Stock sein weißes Taschentuch und begab sich so auf die Brücke, seinen Landsleuten zuwinkend. Jeder Irrthum war ausgeschlossen, denn auf der Brücke stand nur der eine Mann, der Maire, daß er keine feindlichen Absichten hatte, das war daran zu erkennen, daß er keine Waffen trug, und daß er durch Zeichen zu verstehen gab, er wünsche eine Verhandlung. Dennoch schossen die Franzosen auf ihn und verwundeten ihn schwer. Es mußte uns überlassen bleiben, den Widerstand zu beseitigen. Auf einem Prahm, den wir unterhalb der Stadt ermittelten, setzten wir trotz des starken Eisganges einen Zug Infanterie über, der auf der Brücke schnell aufräumte, von den etwa 10 französischen Infanteristen, hat keiner Gelegenheit gehabt, seine Heldenthaten zu erzählen. Thatsächlich hat die Tapferkeit dieser Hand voll Leute den Marsch eines ganzen Armee-Korps stundenlang aufgehalten. General v. Alvensleben hatte den guten Willen des Maire der Stadt gesehen, und sie hat nur Unterkunft zu gewähren gehabt.

Wir haben uns im letzten Krieg nicht selten eines Zwangsmittels bedient, das im Ganzen nicht zu empfehlen ist: die Mit-

führung von Geißeln, die für die Erfüllung gemachter Forderungen haften sollten. Es war z. B. irgend einem Orte als Strafe eine Geld-Kontribution auferlegt, die von der Orts-Behörde nicht sofort geleistet werden konnte, oder wir wollten eine Garantie haben, daß in einem bestimmten Bezirke das Franctireurwesen aufhörte, da wurden einige angesehene und wohlhabende Einwohner in Haft genommen, als Bürgen dafür, daß unsere Ansprüche erfüllt wurden. Es spielt im Leben die Gerechtigkeit eine große Rolle. Diese Leute hatten sich keines Vergehens schuldig gemacht, sie setzten ihre persönliche Freiheit für die Pflichten ihrer Landsleute ein. Sie waren Märtyrer, wurden als solche von den Einwohnern angesehen und bewundert. Wir hatten die Aufgabe, diese angesehenen und an allerhand Komfort gewöhnten Leute in Haft zu nehmen, zu bewachen und zu verpflegen, außerdem aber hatten wir den Vorwurf der grausamen Härte zu ertragen, Familienväter ohne eigene Schuld ihrer Familie, ihrer Heimath zu entziehen. Man möge sich jede Sicherheit verschaffen, daß die übernommenen Pflichten gewissenhaft erfüllt werden, aber wie im gewöhnlichen Leben die Schuld-Haft abgeschafft ist, halte man auch im Kriege die persönliche Freiheit in Ehren und vermeide es, Märtyrer zu machen. Nahe am Glacis von Straßburg wohnte ein vornehmer und reicher Grundbesitzer, der wohl auf seine nahen Beziehungen zum Hofe pochte und schließlich der Spionage überführt wurde. Er stand während der Belagerung mit dem Kommando der Festung in Verbindung und wechselte des Nachts durch verschieden gefärbtes Licht Nachrichten mit der Festung. Dies Verhältniß wurde bekannt und der Franzose verhaftet. Es wäre dem Kriegsgebrauche entsprechend gewesen, wenn man dem Herrn kurzen Prozeß gemacht hätte, aber in Rücksicht auf seine Familie und ihre Beziehungen auch zu unserem Hofe wurde er in der Festung Rastatt, also in der Nähe seines Besitzes internirt und ihm hier gestattet, sich in der Stadt auf seine Kosten unterzubringen unter der Verpflichtung, die Festung nicht zu verlassen. Nach dem Kriegsgebrauche hatte der Franzose den Tod verdient; da er die Allerhöchste Gnade mit allen Mitteln in Anspruch nahm, wurde sie ihm in der erwähnten Form zu

Theil. Das hat den Franzosen nicht verhindert, unser erbittertster Feind zu bleiben. Er begreift es auch heute noch nicht, daß ihm ein Uebermaß von Gnade erwiesen worden ist. Man muß den Feind so behandeln, wie er es nach seiner Regierungsform gewöhnt ist, der Franzose kennt keine persönliche Rücksicht, er sieht in jeder Nachsicht nur Schwäche, niemals den Anlaß zu Dank; es fehlte dem Franzosen jedes Verständniß dafür, daß auch die Macht eines Kaisers eine begrenzte ist, er begreift es nicht, daß es das höchste Maß von Gnade ist, wenn der überführte Spion nicht erschossen wird, sondern die Erlaubniß erhält, in einer deutschen Festung nach seinem Behagen zu wohnen. Unsere Truppenführer hatten im Kriege 1870/71 eine gewisse Scheu, Todesurtheile gegen Landeseinwohner zu bestätigen. Prinz Friedrich Carl hat es während des ganzen Krieges nicht ein Mal gethan. Dagegen ist es nie unterlassen worden, die Gemeinden mit empfindlicher Strafe zu belegen, innerhalb deren feindliche Handlungen gegen deutsche Truppen vorgenommen wurden. Häuser, aus denen auf deutsche Patrouillen geschossen worden war, wurden niedergebrannt, den Ortschaften große Kriegs-Kontributionen auferlegt, bei deren Eintreibung so recht die Wohlhabenheit Frankreichs hervortrat; selbst unbedeutende Orte brachten innerhalb weniger Stunden Tausende auf. Solche Summe läßt sich nach dem Kriege auf alle Einwohner je nach der Größe ihres Besitzes vertheilen, während der als Geißel weggeführte Einwohner ein Märtyrer seiner Gemeinde bleibt. Man vermeide es, Gedanken an Willkür aufkommen zu lassen, man konstituire ein Gericht, das ein den Gesetzen entsprechendes Urtheil fällt, dem die Durchführung auf dem Fuße folgt. Das kann während eines Marsch-Rendezvous geschehen. Die Schnelligkeit und Gewissenhaftigkeit der Verhandlung wird das Ansehen des Truppentheils gewiß erhöhen und einen untrüglichen Beweis dafür liefern, daß wir die Macht haben. Wir liefern diesen Beweis nicht allein durch den Sieg in der Schlacht, sondern durch unsere Gesammthaltung, wir erwecken die Ueberzeugung, daß der deutsche Soldat so sehr an Gerechtigkeit gewöhnt ist, daß er diese Tugend auch selbst ausüben muß gegen Jedermann, auch den Feind.

Man glaube nur nicht, daß die Bewohner Frankreichs, die mit dem eingedrungenen deutschen Krieger in Berührung kamen, kein Verständniß für den Werth der deutschen Disziplin gehabt hätten. Sie erkannten schnell, daß unsere Disziplin das ganze Leben des Soldaten einem bestimmten und rücksichtslos befolgten Gesetze unterwerfe, vor dem sich der General ebenso beugte, wie der Tambour: das Gesetz des anständigen Mannes, der unfähig ist, eine unanständige Handlung zu begehen, auch dann nicht, wenn es Niemand sieht. Wo wir längere Zeit blieben, z. B. während der Wochen zwischen der Schlacht von Orléans und der von Le Mans, da faßten die Bewohner schon nach wenigen Tagen Vertrauen. Sie sahen, wie unser Dienstbetrieb ihnen vollste Sicherheit gewährte, Sicherheit der Person und des Eigenthums. Der Soldat empfing seine reichlich bemessene Lieferung und hatte Geld genug, um sich das zu kaufen, was ihm etwa fehlte.

Der Krieg hatte den Bewohnern schwere Lasten auferlegt. Wer noch Kräfte und Gesundheit hatte, der hatte gezwungen oder freiwillig zum Gewehr gegriffen, die ungeschulten und undisziplirten Menschen-Haufen waren wochenlang den Bewohnern zur Last gefallen und hatten verzehrt, was genießbar war, wir fanden leere, ausfouragirte, oft muthwillig zerstörte Räume, denn unsere Erfolge führten uns regelmäßig in das eben verlassene Quartier des Feindes, dem eine verblendete Regierung den Rath gegeben hatte, Alles zu zerstören, was uns etwa von Nutzen hätte sein können. Vor ihren Mobilgarden und Franctireurs flohen die Franzosen, wußten sie Deutsche im Orte, dann kamen sie zurück. Der Franzose war 1870/71 gewiß nicht unpatriotisch, aber sein Patriotismus verblendete ihn nicht; er sah, wo er den deutschen Soldaten erblickte, auch die deutsche Disziplin, die gab ihm Sicherheit, während die Disziplinlosigkeit der flüchtig zusammengestellten französischen Heerhaufen niemals Vertrauen erweckte.

Wie kommt es, daß trotz dieser Erscheinungen noch heute die abenteuerlichsten Fabeln über die deutsche Armee in Frankreich verbreitet und geglaubt werden? Der Franzose liebt die Uebertreibung, das was ist, das ist ihm nie genug. Unsere Siege hielt er nicht

für den unwiderlegbaren Beweis unſerer Ueberlegenheit, ſondern für die Folge von ungeheuerlichen Verbrechen. Der geſchlagene Feldherr iſt ſtets ein Verräther, der ſich und ſein Heer dem Feinde verkauft hat. Die Grenzen des Möglichen ſind beim Franzoſen viel weiter geſteckt als bei uns. In einem Schloſſe an der Loire, bei einem ſehr vornehmen Franzoſen, kam die Unterhaltung auf die Börſengeſchäfte und die ſchnell entſtehenden großen Vermögen. Im Laufe des Geſprächs betonte ein deutſcher Offizier, es ſei bei uns unmöglich, ſich als Staatsbeamter durch die Kenntniß der Abſichten des Staates die Möglichkeit zu Gelderwerb zu eröffnen, ein Staatsbeamter, der ſich auf dieſe Weiſe bereicherte, ſei einfach unmöglich. Der Franzoſe ſuchte dieſe Behauptung nicht etwa zu widerlegen, er verſtand ſie einfach nicht. Nach ſeiner Meinung wäre es einfach eine Dummheit, z. B. die Aktien einer Eiſenbahn nicht zu kaufen, von der man genau weiß, daß ſie der Staat kaufen muß. Auf dieſen Gebieten liegen die großen Unterſchiede zwiſchen ihm und uns. Im Kampfe ruft der franzöſiſche Soldat: „En avant les epaulettes!“ er wünſcht, daß die Offiziere abgeſchoſſen werden, damit ihm die Bahn frei wird. Der deutſche Soldat folgt auch ſeinem Offizier, aber er wird nie einen ſolch' rohen, unanſtändigen Gedanken haben. Um es draſtiſch auszudrücken: der deutſche Soldat ſtellt ſich breit vor ſeinen Offizier, um ihn zu ſchützen, der Franzoſe dahinter, um geſchützt zu werden. Der Franzoſe iſt bei ausbleibendem Erfolge ſtets verrathen, der verlorenen Schlacht folgt ein theatraliſch in Scene geſetztes Kriegsgericht über den Verräther. Der deutſche Soldat fühlt ſich ſo eins mit ſeinen Führern, er iſt ſo ſehr gewöhnt, in ihnen Vorbild, Berather, Freund zu ſehen, daß ihm der Gedanke an einen Charakterfehler oder gar an ein Verbrechen unmöglich iſt. Dieſe Bedeutung unſerer Disziplin haben die Franzoſen ſchnell erkannt und davon Nutzen gezogen. Die Schlachten wurden verloren durch den Verrath der Feldherren, es war den Franzoſen unmöglich, den Grund zur erſten Niederlage in den eigenen Mängeln zu ſehen.

Nach den verbreiteten Fabeln hatte jeder deutſche Soldat auf ſeinem Torniſter eine geraubte Pendule, und gewiß iſt nicht ein

einziger deutſcher Soldat mit ſolchem Raube in ſeine Heimath zurückgekehrt. Leider entſteht hinter dem kriegführenden Heere eine Zone von zweifelhaftem Werthe, angefüllt mit Elementen, die uns nicht zum Ruhme gereichen. Da findet man wenige Stunden nach beendeter Schlacht gefallene Offiziere gänzlich entkleidet und aller Habſeligkeiten beraubt. Wir wollten vor Metz den Geburtstag unſeres Kommandirenden Generals feiern und hatten auf verſchiedenen Expeditionen uns herrliche Vorräthe eingekauft: an Delikateſſen, Weinen u. ſ. w. Als Aufbewahrungsort diente ein neben dem Ehrenpoſten vor dem Kommandirenden General aufgefahrener Vorrathswagen. Trotzdem wurde der ganze Wagen eines Nachts mitſammt ſeinem Inhalte geſtohlen. Nach der Schlacht bei Gravelotte wurden aus einem umzäunten Garten zwei vollſtändig geſattelte Pferde einfach fortgeführt. Im Feldzuge von 1870 folgten uns zahlreiche engagirte und „wilde“ Marketender, denen ſich meiſt heruntergekommene Perſönlichkeiten angeſchloſſen hatten, die Lieferanten für die Marketender wurden. Die Armee-Lieferanten hatten ebenfalls einen Stab von zweifelhaften Exiſtenzen um ſich, für die der gute Ruf der Armee eine gleichgültige Sache war. Man mußte nur die Leute ſehen, die ſo eine große Ochſenheerde aus Ungarn angetrieben brachten, Vertrauen erweckten dieſe Geſtalten nicht; ſie wollten ſich durch den Krieg bereichern. Die zahlreichen Fuhrpark-Kolonnen waren vom Lande ermiethet, und wenn auch die Kutſcher unter dem Kriegsgeſetze ſtanden, Soldaten waren ſie nicht, ſie ſtanden unter einer kaum erkennbaren Aufſicht und waren umgeben von ſehr begehrenswerthen Dingen, die ſie leicht verbergen konnten. Die franzöſiſchen Beſitzer waren meiſt erſt im letzten Augenblick geflohen und ließen ihre Schätze oft ohne genügende Sicherheit offen liegen. Ein preußiſcher Stabsoffizier fand in dem ihm zugewieſenen Zimmer in einer offenen, ſehr durchwühlten Kommode eine erhebliche Anzahl von Diamanten und werthvollen Spitzen, die man ſich nicht Zeit genommen hatte, in Sicherheit zu bringen. Er rief einen zurückgebliebenen alten Bedienten, übergab ihm den Fund, lehnte aber nun jede weitere Verantwortung ab. Wenn nach dem Kriege die Diamanten und Spitzen verſchwunden

blieben, dann kommt der Verlust auf deutsche Rechnung wie die Pendulen, die der preußische Grenadier als Beute mit nach Hause nahm.

Unsere Heeresleitung hat diese Uebelstände und ihre Ursachen genau erkannt. Nach dem Kriege 1870/71 tritt in unseren Kriegsvorbereitungen der Gedanke auf, alle zweifelhaften Elemente von dem in den Krieg ziehenden Heere fernzuhalten; den Krieg führen Soldaten, also uniformirte Leute, die einem geschlossenen Truppentheil eingereiht und den Kriegsgesetzen unterworfen sind. Wer nicht Soldat ist, der darf am Soldatenhandwerk nicht betheiligt sein. Die Ehre und der Ruhm der Nation wohnt unter den Fahnen der Regimenter, Niemand darf daran rühren.

Requisition.

I.

„Der Krieg muß den Krieg ernähren," das steht in unserem Jahrhundert an der Spitze der Kriegführung, es bedeutet: das Land, das den Kriegsschauplatz bildet, muß die Krieg führenden Heere erhalten. Es bedarf keines Beweises daß eine solche Absicht nicht durchführbar ist. Selbst das reiche Frankreich vermochte im Feldzuge 1870/71 nicht, die deutschen Heere zu verpflegen. Die Truppen-Versammlungen um Metz, Sedan und Paris konnten nicht einen Tag auf die Hülfsmittel des Landes angewiesen werden. Das frische Fleisch, das die Cernirungs-Armee von Metz verzehrte, stammte von Schlachtvieh, das aus Ungarn und anderen Viehzucht treibenden Ländern herangeführt worden war. Der Bedarf des Heeres bezieht sich hauptsächlich auf frisches Fleisch, Mehl und Brotgetreide, Hafer. Die in Frankreich befindlichen Viehheerden waren von dem eigenen Heere in Anspruch genommen worden oder in die Wälder geflüchtet. Der Transport frischen Brotes erfordert zu viel Raum und das Brot verdirbt leicht. Der Bedarf an Hafer ist ein so bedeutender, daß die Proviant- und Fuhrpark-Kolonnen nicht ausreichen. Das Operations-Heer war auf die Vorräthe des in Besitz genommenen Landes angewiesen, und da Landesbehörden nicht vorhanden waren, die eine gerechte und ordnungsgemäße Lieferung hätten anordnen können, so waren die deutschen Truppen in der Zwangslage, nach den für die Verpflegung des Heeres nöthigen Verpflegungs-Gegenständen zu suchen und sie sich auf dem Wege der Requisition anzueignen. Wären Landesbehörden in Thätig-

keit geblieben, dann hätte durch ihre Vermittlung eine den thatsächlichen Besitzverhältnissen entsprechende Vertheilung der ausgeschriebenen Lieferung angeordnet werden können, oder noch besser, die Gemeinde hätte die pünktliche Herbeischaffung der Lieferung selbst in die Hand nehmen können. Die Lage ist doch ganz einfach: hier sind so und so viel Tausend Mann und Pferde, die verpflegt werden müssen, auf wessen Kosten, das ist in erster Linie gleichgültig. Die für die Erhaltung des Heeres nothwendigen Verpflegungsmittel müssen unter allen Umständen herbeigeschafft werden. Die Sache wird am theuersten, wenn die Truppen sich die Vorräthe in den verschlossenen Gehöften suchen müssen, hierbei wird viel verdorben, verschwendet, vielleicht auch weggenommen, und die Härten des Krieges treten in empfindlicher Weise an die Bewohner heran. Nach dem Frieden werden die von der Gemeinde gemachten und durch Quittungen nachgewiesenen Lieferungen bezahlt. Die Lieferung muß gemacht werden, sie wird nach dem Frieden bezahlt; da liegt wohl die Frage nahe, ob es nicht im Interesse der Gerechtigkeit, der Menschlichkeit liegt und auch in dem der Truppen-Disziplin, daß grundsätzlich im besetzten feindlichen Lande alle Verwaltungsbehörden im Amte bleiben, und daß sie die Lieferung der Verpflegung gegen Bezahlung veranlassen.

Es fehlte uns im Dezember 1870 Brotgetreide und Hafer, die Requisitionen, selbst auf weite Entfernungen, verliefen resultatlos; da wurden unter Beihülfe von patriotisch gesinnten französischen Kaufleuten große Getreidemärkte in Malesherbes ausgeschrieben, unter der ausdrücklichen Versicherung sofortiger baarer Bezahlung. Die geforderten Preise waren sehr hoch; aber wir hatten für Mann und Pferd was wir brauchten in guter Beschaffenheit und so viel wir irgend wollten, und als nicht unerwünschte Zugabe zu dem Geschäft: wir hatten uns einen hohen Grad von Vertrauen erworben. Jetzt boten uns die Franzosen ihre Vorräthe zum Kaufe an, wir etablirten in allen Kantonnements Bäckereien, der Mann hatte das schmerzlich entbehrte Brot und war zufrieden. Warum die Verpflegung des Heeres durch häßliche Akte der Gewalt verunstalten?

Während der Märsche, die meist eine größere Strecke des Landes berühren, ist es möglich, das Heer auf die Vorräthe des Landes, auf die Requisition anzuweisen. Während des Stillstandes oder während der Truppen-Koncentrationen vor und nach der Schlacht würde man hierbei schlechte Erfahrungen machen. Da müssen die Naturalien aus dem eigenen Lande herangeführt werden, um die Ergebnisse der Requisition zu vervollständigen. Im Feldzuge 1870/71 wurde die Heranführung der Lebensmittel anfänglich auf Grund von Kontrakten mit den sogenannten Armee-Lieferanten durchgeführt; später nahm die Armee-Leitung die Verpflegung selbst in die Hand. Im Ganzen kamen beide Verfahren auf dasselbe Ergebniß. Anfänglich kauften die Armee-Lieferanten für ihr baares Geld und auf ihr Risiko z. B. in Ungarn Ochsen, transportirten sie mit großen Schwierigkeiten nach dem Kriegsschauplatze und mußten dort gewärtig sein, daß man ihnen die Waare wegen irgend welcher Mängel nicht abnahm. Wurde doch vor Metz eine mächtige Ochsenheerde vernichtet und verscharrt, weil eine epidemische Krankheit ausgebrochen war. Der Armee-Lieferant gab sein Geld her, hatte ein dringendes Interesse, gute Waare zu liefern, und schließlich einen sehr großen Gewinn.

In der zweiten Periode des Krieges, als der Staat die Verpflegung des Heeres übernommen hatte, kaufte der Staat für sein Geld, aber durch Vermittelung derselben Armee-Lieferanten, die hierfür bestimmte Prozente erhielten; es sollen zwei Prozent gewesen sein. So machte sich bei der Verpflegung des Heeres derselbe Krebsschaden geltend, der Handel und Wandel erschwert: das Vermittlerthum. Die Armee-Lieferanten bedurften, um ihre Riesengeschäfte zu bewältigen, ein großes Heer von Beamten, die meist bestrebt waren, außerdem auf eigene Hand Geschäfte zu machen, und wenn es Cigarren waren, die sie zum Kauf anboten. Jedenfalls waren es nicht die lautersten Elemente, die sich hinter der Front des Heeres breit machten. Dort muß man den Hebel ansetzen, wenn man verbessern will.

Die Truppe muß ausreichend verpflegt werden, gegenüber dieser Nothwendigkeit ist es gleichgültig, woher die Verpflegungs-

Gegenstände kommen, was sie kosten. Sie werden herbeigeschafft durch Lieferung durch die Armee-Intendantur oder durch Requisition durch die Truppe.

Die Erfahrungen des Krieges sind nicht unbenutzt geblieben. Die Friedensverpflegung des Heeres rechnet heute geradeso mit der Möglichkeit des Krieges, wie die Waffenausbildung der Truppen. 1870 wurde erst im Laufe des Krieges ein Anfang mit Konserven gemacht, die „Erbswurst" hielt ihren Einzug im Heere, und wurde als ein brauchbares Aushülfsmittel für den Fall der Noth gern angenommen. Hat doch selbst ein General-Kommando mehrere Tage ausschließlich von Erbswurst gelebt. Sie bot den Vorzug, daß man ohne große Vorbereitung in sehr kurzer Zeit eine den Magen füllende Mahlzeit erhalten konnte. Sie hatte den Nachtheil, daß man sie nicht mehrere Tage hintereinander den Leuten geben konnte, sie widerstand ihnen. Jedenfalls bildet die Erbswurst den Anfang zu einer neuen Verpflegungsart: der durch Konserven. Die Zeit nach dem Frieden, schon die der Okkupation in Frankreich wurde benutzt, die Konserven als regelmäßigen Verpflegungs-Gegenstand in die Verpflegung des Heeres einzuführen. Sie bieten die Möglichkeit, allerdings bei hohem Preise, frisches Fleisch vorräthig zu halten und es in komprimirter Form den Truppen zu verabfolgen. Es ist leichter, einen Ochsen in Spandau zu schlachten, zu sofortigem Genuß zu verarbeiten und in Konservenbüchsen den Truppen zuzuführen, als den Ochsen per Bahn auf den Kriegsschauplatz zu schaffen, ihn dort zu schlachten und in Portionen zu vertheilen. Die Konserve giebt nach wenigen Minuten ein schmackhaftes Gericht, das frisch geschlachtete Fleisch bedarf einer langen Zeit und es bleibt fraglich, ob das Gericht mehr thut, als den Hunger zu stillen. Konserven können, ohne zu verderben, lange Zeit mitgeführt werden, während die Mitführung von Schlachtvieh, der Transport von frischem Fleisch mit Schwierigkeiten verbunden ist. Auf dem Gebiete der Konserven-Fabrikation werden fortdauernd neue Erfahrungen gemacht, sie sind in die Friedens-Verpflegung eingeführt worden, um die Auffrischung der Kriegs-Vorräthe zu ermöglichen, sie werden in künftigen Kriegen die Mundverpflegung des Heeres wesentlich erleichtern.

Merkwürdiger Weise ist ein Nahrungsmittel im deutschen Heere kaum beachtet, das gleichwohl in bequemer Weise die Möglichkeit zur Ernährung bietet, das Mehl. Wir verarbeiten das Mehl zu Brot, es gelangt roh nicht in die Hände des Mannes. Wer in Bayern und Tyrol Wald und Berg durchwandert, dem sind die kraftvollen Gestalten der Holzknechte aufgefallen und ihre schwere und gefahrvolle Arbeit. Diese Leute bleiben Tag und Nacht im Walde und gehen nur am Samstag heim. Ihre selbstbereiteten Mahlzeiten bestehen in einem „Schmarrn", Mehl — Wasser — Salz und, wenn's gut geht, etwas Fett. Davon leben diese Riesen und vollführen ihre schwere Arbeit. Man sollte dem Säckchen mit Mehl für die Ernährung des Soldaten in schwierigen Zeiten seinen Werth geben; jedenfalls aber Anlaß nehmen, den Soldaten bei den Friedensübungen Belehrung über das Zubereiten seiner Mahlzeiten zu geben. Wir lehren den Leuten, mit nicht vorbereitetem Material Wasserläufe zu überbrücken, die Nothwendigkeit zur praktischen Anwendung tritt nur selten ein; aber darüber, sich aus mangelhaftem Material in kurzer Zeit ein genießbares Gericht zu bereiten, wird kaum ein Wort verloren. Die Entbehrung, der Hunger sind für die Leistungsfähigkeit des Soldaten ebenso gefährlich, wie für die Disziplin. Der Soldat, der gut genährt wird, leistet auch etwas, er gewinnt Vertrauen zur Armeeleitung, die so mächtig ist, daß in das Biwak mitten im Walde ein Proviantwagen vorfährt, um allerhand gute Sachen abzuliefern.

Der deutsche Soldat ist seitens seiner Vorgesetzten so sehr an die größte Fürsorge gewöhnt, daß er die zeitige Entbehrung niemals dem Vorgesetzten, sondern den Verhältnissen zur Last legt, die nicht geändert werden konnten. Wir haben während des Krieges große Entbehrungen zu ertragen gehabt, ja es giebt Tage, über die kein Offizier wird Auskunft geben können, wovon die Leute eigentlich gelebt haben: aus dem Tornister des erschossenen Feindes; da wurde durch Schneewasser der französische Zwieback aufgeweicht und das war das einzige Gericht. Ein rührendes Bild veranschaulicht das Verhältniß zwischen dem Offizier und dem Soldaten:

Am 16. August war's glühend heiß, vom frühen Morgen an standen wir im Gefecht, die lange Geschützlinie litt unter einem verheerenden Gewehrfeuer, es gab Geschütze, die keine Pferde mehr hatten und nur einen Kanonier zur Bedienung. Der Oberst von Dresky ritt unaufhörlich hin und her, um zum Rechten zu sehen. Da kam ein Kanonier, ein blondhaariger Brandenburger, strahlenden Auges mit einem Feldkessel-Deckel voll frischer Milch, die er seinem Regiments-Kommandeur anbot. „Ach, Herr Oberst, da hat sich in unsere Batterie eine Kuh verlaufen, ick habe ihr gemolken."

Aehnliche Dinge ließen sich wohl von jedem Tage erzählen. Es gab Offiziere, die sich grundsätzlich niemals um ihre eigene Verpflegung kümmerten, aber Alles daran setzten, um den Leuten zuzuwenden, was irgend erreicht werden konnte. Dort liegt der Ausgangspunkt zu dem Vertrauensverhältnisse, das zwischen Mann und Offizier besteht. Der Offizier, der, selbst unter den Schwächen des Krieges leidend, doch so viel Willenskraft hat, daß er sie überwindet und für seine Untergebenen sorgt, gewinnt eine unbedingte Herrschaft über die Gemüther; der führt die Leute zum Siege.

Am unerfreulichsten ist die Verweisung der Truppe auf den Weg der eigenen Requisition. Es werden jedem Truppentheile Ortschaften namhaft gemacht, aus denen er seine Bedürfnisse sich holen darf. Die Ausführung wird vom Truppen-Kommandeur befohlen. Unter den Mannschaften befinden sich Schlächter, Bäcker, Müller, Kaufleute, die eine genügende Waaren-Kenntniß besitzen, um dem Dienst von Nutzen sein zu können; und soviel Zuverlässigkeit, daß man ihnen ohne Bedenken den schwierigen Dienst anvertrauen kann.

Ein Zahlmeister wird zur Erledigung des rein geschäftlichen Theiles des Dienstes dem Kommando beigegeben, das selbstverständlich unter der Leitung eines Offiziers steht. Es ist nothwendig, daß die zur Fortschaffung der requirirten Verpflegungs-Gegenstände erforderlichen Transportmittel gleich mitgenommen werden, um an Ort und Stelle keine Schwierigkeiten zu haben. Die Herbeischaffung der Transportmittel ist nicht leicht. Die Fuhr-

leute bedürfen gründlicherer Bewachung als wie Gefangene, im Lande bekannt, gelang ihnen meist die Flucht, die sie unter Mitnahme der Fahrzeuge bewerkstelligten.

Die militärischen Maßregeln zur Deckung und Sicherung einer Fouragirung sind bekannt. Auch eine Requisition führen deutsche Soldaten wie anständige Männer aus, sie wenden nur die Gewalt an, die durch die augenblicklichen Verhältnisse gerechtfertigt ist. Im Orte der Requisition versucht man zunächst einen orientirten Beamten zu ermitteln, mit dem in Verbindung man die Requisition ausführt. Ist kein Beamter da, wie es in Frankreich immer der Fall war, dann sucht man mit einem Bewohner in Verbindung zu treten.

Solche Persönlichkeiten fanden sich wohl hin und wieder, aber es waren meist heruntergekommene Leute, die Privat-Interessen verfolgten, jedenfalls der Wahrheit nicht dienten. Wenn, wie es in Frankreich fast immer der Fall war, der Ort von seinen Bewohnern verlassen ist, dann bleibt nichts übrig, als nach den zu ermittelnden Vorräthen zu suchen. Man öffnet, erfordern's die Umstände, mit Gewalt, die Scheunen und Ställe, man sucht die Besitzthümer der Schlächter, Bäcker, Müller, Materialienhändler ab und stellt die vorhandenen Vorräthe fest. Meist bezogen sich unsere Requisitionen auf Schlachtvieh, Brotmehl, Hafer, Heu, Stroh, Wein, Tabak, Cigarren. Jedem Besitzer wird über die ihm abgenommenen Gegenstände eine vorschriftsmäßige Quittung ausgestellt. Finden sich Vorräthe, die dem Dienste von Nutzen sein können, aber mit der Verpflegung von Mann und Pferd nicht in Verbindung stehen, so wird man sie mitnehmen, z. B. Leder, Tuch. Nach der Schlacht von Le Mans konnte man die Infanterie des X. Korps in französischen Mobilgarden-Hosen sehen. Nach dem Kriegsgebrauch darf Gegenstand der Requisition sein: Alles, was zur Ausrüstung, Bekleidung, Verpflegung des Heeres dienen kann. Wie streng die Begriffe über Mein und Dein beachtet wurden, davon ein Beispiel.

Das General-Kommando des III. Korps lag im November 1870 im Schloß von Fontainebleau. In dem grünen Salon der

Kaiſerin hing das bekannte Bild von Winterhalter: die Kaiſerin Eugenie umgeben von ihrem Hof. Die Kaiſerin ließ an den General v. Alvensleben ſchreiben und um Aushändigung dieſes Bildes, das ihr perſönlich gehöre, bitten, denn die augenblickliche franzöſiſche Regierung werde es kaum thun. General v. Alvensleben, der gewiß der unglücklichen Kaiſerin gern zu Dienſten geweſen wäre, lehnte dennoch die Aushändigung des Bildes ab, „weil er auch im Kriege keine Verfügung darüber hätte.“ Der Kaſtellan des Schloſſes ließ ſich über jeden zerbrochenen Teller quittiren. In Le Mans beklagte ſich ein franzöſiſcher Beſitzer darüber, man habe ihm einen werthvollen Deckhengſt weggenommen; das Pferd wurde ermittelt und dem Eigenthümer mit Entſchuldigungen zurückgegeben. Gefährlich für den guten Ruf der Armee war der Lebensmittel einkaufende Marketender und ſeine freiwilligen Gehilfen. Hier hatte unſere Feld-Gendarmerie ein reiches Feld der Thätigkeit und es wurde die Mehrzahl dieſer Leute per Schub nach Hauſe geſchickt.

Es liegt in der Ausführung der Requiſitionen eine gewiſſe Gefahr für den guten Ruf der Truppe, Grund genug, ſich durch die Auswahl der beauftragten Perſönlichkeiten den möglichen Grad von Sicherheit zu verſchaffen.

II.

Der Krieg legt dem Soldaten viele Entbehrungen auf; keine wird ſo ſchmerzlich empfunden, wie der Mangel an Brot. Der Deutſche iſt an ein kräftiges Roggenbrot gewöhnt, das er zu allen Mahlzeiten genießt.

Wir konnten uns in Frankreich an das ſchwammartige Weizenbrot gar nicht gewöhnen, man aß ein ſolch' endlos langes Brot auf und hatte doch nichts im Magen; doch es gab Zeiten, in denen auch dies Brot nicht zu erlangen war. Das Wohlbefinden des Soldaten, ſeine Leiſtungsfähigkeit ſteht mit der Art ſeiner Ernährung im engſten Zuſammenhange und es iſt vornehmſte Pflicht der Truppenführung, der Ernährung des Soldaten vollſte Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Wer es durchſetzt, dem Mann Brot und

Tabak zu geben, kann ſich verſichert halten, daß als Gegengabe, ohne Verabredung, ein um ſo größerer Eifer gezeigt wird. An Fleiſch und Wein haben wir in Frankreich nie Mangel gehabt, aber an Brot und Tabak. Auf beide Gegenſtände bezog ſich der größte Theil der Requiſitionen. Selbſt in Orten, die bisher vom Kriege verſchont geblieben waren, konnte auf eine ausreichende Menge Brot nicht gerechnet werden. Wir nahmen bald die Gewohnheit an, uns das erforderliche Brot ſelbſt zu backen. Da aber auch das Mehl meiſt nicht in ausreichender Menge vorhanden war, mußte auch das Müller-Gewerbe ausgeübt werden. Die Requiſition ſtellte feſt, ob betriebsfähige Mühlen vorhanden waren, ſie wurden ſofort durch die bei der Truppe vorhandenen Müller in Betrieb gebracht, um aus dem requirirten Roggen oder Weizen Mehl zu machen. Ebenfalls auf dem Wege der Requiſition wurden die Bäckereien feſtgeſtellt und ſofort in Betrieb genommen. Die den Truppen folgenden Proviant- und Fuhrpark-Kolonnen, ſowie die Feld-Bäckereien befinden ſich Tagemärſche hinter der Front und ſind nicht in der Lage, den augenblicklichen Bedarf ſofort zu decken, da muß ſich die Truppe ſelbſt helfen. Es iſt ja nur etwas Aeußerliches, aber es iſt ein Zeichen des Dienſtbetriebes: während des ganzen Krieges, vom Schlachtfeld von Spicheren an bis zu dem von Le Mans hat der Kommandirende General des III. Korps, ohne jede Anregung dazu, an jedem Morgen ſeine friſche Morgenſemmel gehabt. Das thaten die Leute aus eigenem Antriebe. Der Kommandirende General nahm es gern an, er verſtand ſich mit ſeinen Leuten.

Dieſe Art der Brot-Herſtellung erſcheint einfach und ohne Schwierigkeiten, denn jede Ortſchaft hat ihre Mühle, ihre Bäckerei, aber auch hier kann man den Krieg mit Anſtand führen und ohne ihn. Die Mühle iſt verſchloſſen, vom Beſitzer verlaſſen, der entweder geflohen iſt oder in den Reihen des Heeres ſteht; die Bäckerei erſcheint herrenlos.

Die zur Requiſition kommandirten Soldaten müſſen ſich mit Gewalt den Eintritt verſchaffen, ſie müſſen nach den etwa verſteckten Vorräthen ſuchen. Doch der Beſitzer hat nicht blos dieſe verſteckt,

ſondern auch ſein anderes Hab und Gut. Der deutſche Soldat ſteht unter der Wirkung der Ehrenpflicht, daß ihm fremdes Gut heilig iſt, er ergreift nur von den Gegenſtänden Beſitz, die für den Dienſt und die Ernährung der Truppe von Nutzen ſind und er giebt über dieſe Beſitz-Ergreifung eine deutliche Beſcheinigung, auf Grund deren ſpäter die Entſchädigung erfolgen kann.

Wir zügeln die im Menſchen leider vorhandene Freude am Zerſtören und fallen dem irrenden Kameraden in den Arm. Namentlich dem fremden Gelde gegenüber, das etwa in ſeinem Verſtecke ermittelt wird, iſt die peinlichſte Vorſicht geboten, man liefere es gegen Quittung, wenn möglich, an den Maire ab, oder an eine vorhandene Vertrauensperſon der Bevölkerung, iſt Beides ausgeſchloſſen, dann melde man den Fund dem Truppentheil, der dafür Sorge tragen wird, daß der Ruf der Truppe gewahrt wird. Man mache es ſich zum Geſetze, unter keinen Umſtänden ſeine Hand nach des Nächſten Hab und Gut auszuſtrecken, das nicht auf den Truppendienſt Bezug hat, man ſteigere dies Geſetz des anſtändigen Menſchen dahin, daß man ſolch Hab und Gut unter ſeinen direkten Schutz ſtellt, damit es von Anderen nicht veruntreut werden kann. Ein weſtfäliſches Requiſitions-Kommando ſollte Stroh für das Biwak herbeiſchaffen und ermittelte eine gefüllte Scheune. Die Weſtfalen lehnten die Räumung der Scheune ab: „Das iſt ja Frucht", es war nicht ausgedroſchenes Getreide. Sie ſuchten Stroh, nicht Getreide, und ſchonten das letztere.

Solche Züge einfach menſchlicher Rechtſchaffenheit wären viele zu erzählen. Der deutſche Soldat iſt viel zu gutherzig, als daß er muthwillig — ſelbſt im Kriege, dem Nächſten mehr Schaden zufügen ſollte, als der Kriegsdienſt es erfordert. Die Weſtfalen ſollten Stroh holen, nicht Weizen, ſie hatten Achtung vor der mühſam eingeernteten Frucht und wollten lieber auf bloßer Erde liegen, als auf der ungenutzten Frucht der Arbeit.

Das Suchen nach Mühlen, nach Bäckereien führt zu einer gewiſſen Theilung der Kräfte. Man hüte ſich, den Vorſpann auch nur eine Minute ohne Aufſicht zu laſſen. Man beachte eine weitere Vorſchrift, wenn der zur Requiſition überwieſene Ort bereits in

Händen eines anderen Truppentheils ist, dann darf die Ausführung der Requisition nur mit Genehmigung des vorgefundenen Truppentheils erfolgen, dessen Kommandeur um Erlaubniß zu bitten ist. Die Nichtachtung dieser militärischen Vorschrift hat im Kriege zu recht unliebsamen Verstimmungen zwischen einzelnen Truppentheilen Anlaß gegeben. Für einen korrekt denkenden Soldaten bedarf es einer solchen Instruktion nicht, es versteht sich von selbst, daß der im Ort befindliche Truppentheil auch Herr über die dort lagernden Vorräthe sein muß; die man ihm nicht entziehen darf.

Umständlicher ist das Herbeitreiben von Schlachtvieh. In allen französischen Ortschaften des Kriegsschauplatzes war das Vieh in die Wälder geflüchtet worden. Die Ställe waren leer. Es war deshalb nothwendig, oft auf recht weite Entfernungen das Gelände abzusuchen. Diese Unternehmung fiel naturgemäß der Kavallerie zu. Einzelne Persönlichkeiten bewiesen im Auffinden von Vieh-Heerden besonderes Geschick und Glück. Der Kommandeur der Train-Begleitungs-Eskadron des III. Korps kam nie mit leeren Händen zurück, allerdings auch niemals, ohne mit dem Feinde Schüsse gewechselt zu haben. Das Franctireur-Wesen hatte es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, den Unternehmungen kleinerer Abtheilungen feindlich entgegen zu treten. Um die Weideplätze der geflüchteten Heerden zu ermitteln, muß man sorgfältig den Weg beobachten; wo Rindvieh gegangen ist, macht der Weg den Eindruck, als ob er eingekerbt wäre. Es wird sich empfehlen, möglichst sich eines Einwohners zu bemächtigen, aus dessen Aussagen man ungefähr ersehen kann, wo das Vieh weidet. Selbst das reglementsmäßige alte Weib, das die Franzosen zurück ließen, war nicht ohne Werth.

Der Franzose ist, wenn er sich in Gesellschaft befindet, patriotisch, voll von großen Worten; nimmt man sich den Einzelnen beiseite, aber so, daß es die anderen nicht sehen, dann erfährt man, was man nur will. Man muß nur zu fragen verstehen und die Fähigkeit haben, aus allen erhaltenen Antworten und den etwa eingegangenen Nachrichten sich die Wahrheit zu konstruiren. Aus der Beschaffenheit der Ställe ist leicht zu erkennen, ob das Vieh

erſt vor Kurzem weggetrieben wurde, es iſt anzunehmen, daß es, um es den Augen zu entziehen, in den Wald getrieben worden iſt. Das Abſuchen des Geländes führt zur Theilung des Requiſitions-Kommandos.

Als Grundſatz muß feſtgehalten werden, daß man unter keinen Umſtänden einen Mann allein wegſchickt, er wird unbedingt Opfer des Volkskrieges. Der Einwohner, der außerhalb des Ortes ſich zeigt, hat ganz beſtimmt feindliche Abſichten; man muß ihn verhindern, ſie auszuführen. Der harmlos am Baum ſtehende Franzoſe, in blauer Bluſe, die kurze Pfeife im Munde, hatte faſt immer in erreichbarer Nähe ein geladenes Gewehr, das er gegen den unvorſichtigen Pruſſien abfeuerte, um ſofort wieder das Ausſehen eines friedfertigen Einwohners anzunehmen. Man muß ſeine Sinne ſo ſchärfen, daß nichts der Aufmerkſamkeit entgeht.

Zu ſolchem Grade von Selbſtändigkeit iſt nicht Jeder befähigt. Der Kurzſichtige wird ſelbſt mittels Augenglaſes nicht geeignet ſein. Der Krieg zieht ſchon nach wenig Tagen die für jeden Zweck vorhandenen beſonderen Talente hervor, und es iſt heute noch bei der Truppe unvergeſſen, welchen Nutzen die Findigkeit und Unermüdlichkeit des Gefreiten So und So ſtiftete. Gefechtstage giebt es nur wenige, und im Gefecht thun wir Alle unſere Schuldigkeit; aber der geſchilderte Dienſt will alle Tage gethan ſein, und wenn die Truppe dank der Findigkeit eines Einzelnen am Biwakfeuer nicht Noth leidet, dann hat ſich dieſer Einzelne ein Verdienſt erworben, das ihm nicht vergeſſen wird. Es darf hierbei nicht unbeachtet bleiben, daß die anſtrengende Thätigkeit des Requirirens in die Zeit der Ruhe der übrigen Kameraden fällt.

Schwierig iſt das Abtreiben des ermittelten und mit Beſchlag belegten Schlachtviehes. Die früheren Beſitzer werden Alles thun, um die Entfernung zu verhindern. Es iſt deshalb nothwendig, zunächſt unter ausreichendem Schutze das Vieh auf das Biwak zu in Bewegung zu ſetzen und dann Leute zurückzulaſſen, die das Nachdringen bewaffneter Bauern oder Franctireurs verhindern.

Um auch hier den geſetzlichen Vorſchriften zu genügen, ſtellt

man der Gemeinde eine Quittung über das requirirte Vieh aus. Als es sich um Ausführung einer Requisition handelte, da war Niemand da, der mit Hand anlegte, zur Empfangnahme der Quittung sind stets Persönlichkeiten vorhanden.

Die Härten des Krieges äußern sich für den einzelnen Landeseinwohner zunächst und unmittelbar durch die gewaltsamen Requisitionen des eingedrungenen Gegners, aber sie geben auch Gelegenheit, aller Welt zu beweisen, daß der deutsche Soldat nicht blos militärisch gut ausgebildet, sondern der Vertreter eines gebildeten, kraftvollen Volkes ist. Der requirirende Soldat führt lediglich einen ihm ertheilten Befehl aus.

Man wird zu erwägen haben, ob es sich nicht empfiehlt, alle Bedürfnisse des Heeres baar zu bezahlen und die gezahlten Summen dann beim Friedensschlusse den zu ersetzenden Kriegskosten hinzuzufügen. Durch die gewaltsame Requisition wird viel vergeudet, muthwillig verdorben; das naive Soldatengemüth wird dadurch nicht gehoben, wenn man in ein verschlossenes Haus eindringen und nach Vorräthen absuchen muß.

Es vergeht nach dem Frieden eine lange Zeit, ehe die alte Kulturstufe wieder erreicht ist. Das Gesetz, auch das des Krieges, sollte den Boden echter Humanität nie verlassen.

Worauf es ankommt.

I.

Es bedarf keines Beweises, daß der Erfolg der Arbeit, ihr Gewinn, mit der Geschicklichkeit des Arbeiters zunimmt. Wer sein Handwerk gründlich gelernt hat, wer mit gesunden Sinnen die neuen Erscheinungen innerhalb seines Bereiches beobachtet und ausnützt, und wer den festen Willen zu ernster Arbeit hat, dem wird der Erfolg nicht fehlen. Tritt die Freudigkeit am Berufe und einige Begabung hinzu, dann stellt sich neben den Arbeiter das Glück, nicht das durch Zahlen ausdrückbare, sondern das innere Glück, das Frieden und Befriedigung bringt.

In dem großen Soldaten-Handwerke ist es nicht anders. Die Grundbedingung für jede militärische Leistung ist die gründliche Ausbildung. Das Soldatenhandwerk soll unter den denkbar schwierigsten äußeren Verhältnissen ausgeübt werden, seine Formen müssen dem Soldaten so geläufig sein, daß er sie auch ohne besonderes Nachdenken innehält, nicht weil wir gedankenlos sein dürfen, sondern weil der Zwang zur Leistung keine Zeit läßt zum bedenklichen Ueberlegen. Der Schlosser weiß genau, wo er sein Stemmeisen einzusetzen hat, ebenfalls weiß der gut ausgebildete Soldat, wann er mit seinem Feuer zu beginnen hat. Die Hauptthätigkeit der Hauptwaffe des Heeres, der Infanterie, besteht im Marschiren und Schießen. Man ist dem Gegner überlegen, wenn man besser marschirt, besser schießt. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß man im Kriege nur das kann, was man im Frieden mindestens hundertmal gemacht hat. Der Marsch der Infanterie, natürlich

mit vollem Gepäck, ist eine sehr große Leistung, die geübt sein muß. Man denke nur an den ersten Marsch; als da über den umgehängten Tornister der gerollte Mantel gelegt wurde, da glaubte man zu ersticken. Schon beim Antreten bewegten sich vor den Augen die gewissen bunten Sonnen, und man meinte, nicht hundert Schritt weit gehen zu können. Man sah die Kameraden, hörte ihre lustigen Bemerkungen, vernahm ihren frohen Muth und wollte den nicht stören; man kam glatt über den ersten großen Berg hinüber, und mit einem Male fühlt man, daß der Soldat zu Fuß doch der unabhängigste Mann der Welt ist. Wir lernen durch den Friedensdienst unsere Kräfte kennen und gebrauchen. Gestern erschienen mir wenige Kilometer als eine unerreichbare Entfernung, heute belästigt es mich gar nicht mehr, den ganzen Tag zu marschiren. Diese Leistung wird eben von Vorgesetzten angeordnet, die meine Kräfte richtig zu beurtheilen verstehen. Da wird im Schatten eines Buchen-Haines geruht, es werden fröhliche Lieder gesungen; der Hauptmann ist vorausgeritten und hat vermittelt, daß Wassereimer an die Straße gestellt werden.

Die Ermattung ist nur eine kurze Schwäche-Aeußerung, die durch festes Wollen ausgeglichen werden kann.

Während der Märsche des Feldzuges von 1866 verlor ein Truppentheil eine Anzahl Leute durch Hitzschlag. Eine Kompagnie desselben Regiments hatte den bei Weitem stärksten Marsch in einer sandigen Kiefernhaide zurückzulegen und gelangte ohne jeden Verlust ans Ziel. Der Hauptmann ließ die Leute gar nicht bis zur Erschöpfung kommen, er ruhte, wenn er das Bedürfniß zum Ruhen erkannte, er hatte nur den Zwang vor Augen, alle seine Leute an Ort und Stelle zu bringen, und soviel Einsicht die Bedürfnisse der Leute im Voraus zu kennen und die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit. Das große Geheimniß, das im deutschen Heere gelöst wird, liegt in dem Verhältniß des Offiziers zum Manne. Er weiß ganz genau, was er vom Manne verlangen kann, und der weiß ebenso genau, daß von ihm nichts gefordert wird, was er nicht leisten kann. Marschverluste gereichen der Truppe immer zum Schaden, denn sie beweisen, daß es irgendwo „nicht klappt". Gerade wie

es ein Fehler ist, Marschleistungen zu verlangen, die nicht geleistet werden können, fällt es der Truppe zur Last, wenn sie die ihr aufgetragene Leistung entweder gar nicht, oder nur mit Verlusten durchführen kann. Nie ist uns die Macht des Heeres mehr vor Augen getreten als während der Märsche zum französischen Kriege. Da zogen rechts und links von uns die endlos langen Marschkolonnen dahin. Rechts: blaue Achselklappen, Rheinländer und Westfalen, links: weiße, Hannoveraner und Holsteiner; dazwischen ein flinker Husar oder Dragoner. Es war, als ob im Manöver die Truppen zum Rendezvous zögen, und doch kamen sie von weit her, von Köln am Rhein und aus Holstein, und trotz der Entfernung, trotz des nicht immer leichten Eisenbahntransportes, auf die Minute pünktlich sind sie am Ziele, und wo der Feind sie hindern will, drängen sie ihn beiseite, um Platz zu haben.

Wir sind im Feldzuge gegen Frankreich Sieger geblieben mehr durch unsern Marsch als durch unser Gefecht. Der Fall, daß eine deutsche Truppe den ihr zugewiesenen Platz auf dem Kampfplatze nicht erreicht hätte, weil sie die Entfernung nicht halten konnte, ist nicht ein einziges Mal vorgekommen. Athemlos, aber auf die Minute pünktlich, erschienen die Pommern am Abend des 18. August auf dem Schlachtfelde unseres Kaisers; wie eine mächtige Welle wälzte sich das II. Korps an diesem heißen 18. August heran.

Die Grenzen für die Marschleistungsfähigkeit der deutschen Infanterie geben einen weiten Spielraum: mit stundenweisen Ruhepausen können wir als Ausnahme den ganzen Tag marschiren; man bezeichne deutscher Infanterie den Feind als Ziel, man wird gewiß auch die Schwachen ins Feuer bringen. Die Führung muß die Fähigkeit haben, die Kräfte der Leute richtig zu beurtheilen, was heute spielend geleistet wird, ist morgen vielleicht unmöglich. Entgegenschlagender Wind und trockene Hitze sind nicht unbedenkliche Feinde des Marsches. Man muß das Bedürfniß der Leute im Voraus berücksichtigen, dann erkennt der Mann die Ueberlegenheit seines Offiziers und vertraut ihm, indem er Alles hingiebt, um die Ansprüche des Dienstes zu erfüllen. Wir haben im deutschen Heere einen mächtigen Antrieb zu äußerster Leistung: den Kanonen-

donner am fernen Horizont. Wo deutsche Truppen im Krieg gegen Frankreich die Sprache der Geschütze hörten, da war wie mit einem Schlage alle Müdigkeit verschwunden, selbst der letzte Tambour fühlt den Drang: „da müssen wir hin“. Bei Spichern, bei Wörth, vor Metz, überall erscheinen durch gesteigerte Marschleistungen herbeieilende Kameraden, um beizutragen am Erfolge. Wären die französischen Korps von demselben Drange beseelt gewesen, unsere Schlachten würden einen anderen Verlauf gehabt haben.

Da hielt am 6. August auf einem kleinen Tagemarsch von unserm linken Flügel entfernt, dessen Flanke bedrohend, ein französisches Korps. Es brauchte nur gradeaus zu marschiren, keinen Schuß zu thun, sein Erscheinen allein auf dem Schlachtfelde hätte eine entscheidende Wirkung haben müssen. Es blieb unthätig stehen. Manch sorgenvoller Blick richtete sich dorthin, wir wären dieser Gefahr kaum gewachsen geblieben. Die deutsche Infanterie wird die Gewohnheit beibehalten, daß das Feuer auf uns wirkt, wie ein lauter Befehl zum „Vorwärts“, daß das Gefecht des Kameraden auch unser Gefecht ist, weil es sich in jedem Gefecht um die Ehre der deutschen Waffen handelt. Alle Mühe, die im Frieden auf die Steigerung der Marschfähigkeit der Infanterie verwendet wird, findet reichen Lohn im Kriege. Die Infanterie muß befähigt sein, nach beendetem starken Tagemarsche mit ungeschwächten Kräften in die Schlacht einzutreten. Der Marsch des Garde-Korps und der Sachsen am 16. und 17. August 1870 bleibt ein Triumph deutscher Truppenleistung.

Auf den Schlachtfeldern erkannten wir den Werth unserer Marschfähigkeit, da wollen wir dem Exerzirplatz seinen Werth nicht verkümmern, dort wird der Grund zur Leistung gelegt.

Der Mann, der heute sich kaum noch auf den Beinen halten kann, hat nach wenigen Wochen es verlernt, müde zu werden. Wer mit Aufmerksamkeit dem Dienstbetriebe in einer deutschen Marsch-Kolonne folgt, dem mag Manches aufstoßen, dessen Bedeutung er nicht versteht. Da wird ein Mann, der bald nach dem Ausrücken aus Reih und Glied tritt, um ein natürliches Bedürfniß zu verrichten, mit einer Straf-Wache bestraft. Es muß peinlich vermieden werden, Nachzügler im Marsche zu haben. Dem austretenden Manne muß

ein Gefreiter beigegeben werden, es bleiben also 2 Mann zurück, die nun der Kompagnie nacheilen.

Man soll sich mit seinen Bedürfnissen einrichten und nicht lästig werden. Leute, die sich unwohl fühlen, sollen das bei Beginn des Marsches melden, Marsch-Verluste gereichen dem Truppentheil nicht zum Ruhme, es gilt in unserer Infanterie als Ehrensache, auf dem Marsche nicht zu versagen. Wo eine große körperliche Leistung gefordert wird — und es giebt keine größere, als der Kriegsmarsch eines feldmäßig ausgerüsteten Infanteristen —, da geht eine verständige Vorbereitung vorher. Man bedenke nur die Umständlichkeiten, denen sich neuerdings die Radfahrer unterwerfen müssen, wenn sie leistungsfähig bleiben wollen. Der Feind der arbeitenden Menschheit ist der Alkohol. Er regt augenblicklich die Lebensgeister an, um eine schnelle Erschlaffung folgen zu lassen. Wer es mit seinen Leuten gut meint, der zwingt sie, den Alkohol-Genuß zu unterlassen. Vor dem Kriege 1870/71 war es Brauch, bei Beginn des Marsches die Schnapsflaschen nachzusehen, es war verboten, mehr Schnaps mit sich zu nehmen, als verständiger Weise vom Einzelnen verbraucht werden konnte. Als man sich mehr mit dem Hitzschlage zu beschäftigen hatte, ermittelte die Wissenschaft, daß der Schnaps-Genuß dem Blute die Feuchtigkeit entzog und so den Hitzschlag herbeiführte. Der Magen von Leuten, die dem Hitzschlag erlegen waren, enthielt keinerlei Nahrungsstoffe, sondern nur Fusel. Diese Erfahrungen — selbstverständlich sind sie vielseitig bewährt — führten dahin, den Schnapsgenuß auf dem Marsche zu verbieten; das Mitnehmen von Schnaps ist strafbar. An Stelle des Schnapses wird den Leuten kalter Kaffee oder Thee, sowie Wasser mit Essig geliefert. Es ist den Leuten nicht leicht, jedenfalls nicht angenehm, einen langgewohnten Genuß aufzugeben, leider spielt die Schnapsflasche bei der Arbeit eine große Rolle. Aber man frage die zur Reserve entlassenen Leute, sie haben Alle gelernt, daß der Marsch ohne Schnaps leichter ist, als der mit Schnaps. Der Mann lernt die anregende Wirkung des kalten Kaffee kennen und daß er sich viel leichter fühlt. Auch die allzu große Butterstulle erhöht nicht die Marschfähigkeit, man nehme die

Gewohnheit an, während des Marsches keinerlei Nahrungs-Bedürfniß zu haben. Leute, die sich durch körperliche Leistungen hervorthun wollen, unterwerfen ihren Körper durch viele Wochen einer systematischen Vorbereitung, einem Training, der zum wesentlichen Theil in der Art der Ernährung besteht. Ein Radfahrer, der von Wien nach Berlin fahren will, trinkt ganz gewiß keinen Tropfen Schnaps, kein Glas Bier, er würde mit seinem Trainer in einen ernstlichen Konflikt kommen, wenn er sich eine Abweichung von der vorgeschriebenen Ernährung gestattete. Die größte Leistung, die von einem Manne gefordert werden kann, ist die des Infanteristen im Kriege.

Wir müssen Alles vermeiden, was die Leistungsfähigkeit in Frage stellt. In unserer Infanterie gilt es als Brauch, daß die Truppe unter keinen Umständen Nachzügler hat, es liegt in der menschlichen Natur, daß das schlechte Beispiel ansteckend wirkt. Da schleppt sich ein Mann mit Aufbietung allen Wollens vorwärts, er sieht bei einer andern Kompagnie marode Leute sich an den Grabenrand setzen, da ist sofort die Schwäche da, er tritt auch aus, mit ihm Andere und nun hat das Bataillon eine ganze Reihe Marsch-Kranke. Wer krank ist, der kann keinen Dienst thun, er soll aber Sorge tragen, daß er seinen Truppen nicht zum Schaden gereicht. Er meldet sich vor Beginn des Marsches krank und geht in die Behandlung des Arztes.

Wir hatten während des Feldzuges von 1870/71 manchen Tag, an dem wir mit Morgen-Grauen das Gewehr auf die Schulter nahmen und am Abend noch immer marschirten, aber den Humor haben wir nie verloren. Auch am Ende des Krieges sah die Marsch-Kolonne eines Bataillons so aus, als ob wir ins Königs-Manöver gingen, alle Abstände peinlich inne gehalten, die eine Hälfte der Straße frei, Jeder an seinem Platze. Nur so kann die Ordnung aufrecht erhalten werden. Wenn ein Truppentheil in Folge losen Marschirens noch ein Mal so viel Raum einnimmt, als er zu beanspruchen hat, dann gebraucht er auch noch ein Mal so viel Zeit, um zum Gefecht aufzumarschiren, abgesehen davon, daß das Heraneilen der Zurückgebliebenen die Kräfte erschöpft.

Wir legen in der deutschen Armee einen hohen Werth auf

die Marschausbildung, die Erfolge unserer Kriege haben die Probe auf das Exempel gebildet, wir wollen den ersten Grund zu unserer Leistungsfähigkeit, unseren Marsch so beibehalten, wie wir ihn gelernt haben.

II.

Neben der Forderung größter Marschfähigkeit steht mit gleicher Berechtigung die andere: zuverlässiger, gleichmäßiger Schießfertigkeit. Wer besser marschirt und besser schießt als der Gegner, der hat schon ein gut Theil des Sieges in Händen; denn die Ueberzeugung, etwas besser zu können als der Gegner, hebt das Selbstgefühl, schafft jene Siegeszuversicht, der wir unsere Erfolge verdanken. Sie war nicht begründet auf unberechtigten Schöpfungen der Einbildung, sondern auf der thatsächlich vorhandenen besseren Leistungsfähigkeit, von der wir täglich Beweise hatten.

Als wir 1870 nach Frankreich marschirten, sind wir uns nicht zweifelhaft gewesen, welch' schwere Aufgabe wir zu lösen hätten. Die französische Armee war durch ihre kriegerischen Erfolge Gegenstand der Bewunderung von ganz Europa. Man erzählte sich Wunderdinge vom Chassepotgewehr, die geheimnißvollen Mitrailleusen traten an die Stelle von Gespenstern, die ängstliche Gemüther in Schrecken brachten. Schon die ersten Berührungen mit dem Feinde ließen uns seine Gewohnheiten erkennen. Er schoß, ohne zu zielen, auf unmögliche Entfernungen, bedeckte den Raum, den wir zu durchschreiten hatten, mit Blei, die feindlichen Geschosse flogen hoch über unsere Köpfe weg.

Wir waren vermöge der geringeren Tragweite des Zündnadelgewehrs und weil uns die Schießinstruktion ein ungezieltes Feuer verbietet, nicht in der Lage, das Feuer sofort zu erwidern. Um es wirksam erwidern zu können, mußten wir näher an den Feind herangehen, also ohne Feuer den Raum durchschreiten, den sein Blei bedeckte.

Sehr bald hatten wir es weg, daß dies kein allzu schweres Unternehmen war. Unter geschickter Benutzung der Vortheile des Bodens gelang es uns, auf wirksame Schußweite an den Feind

heranzukommen, und nun wendete sich das Blatt sofort zu unseren Gunsten. Auf die Entfernung von etwa 300 Schritt war unser Feuer dem des Feindes bei Weitem überlegen, und es feierte unsere Schießinstruktion ihre Triumphe, d. h. die Erfahrungen des Scheibenstandes bewährten sich vollkommen im Gefecht. Der ruhig und mit Ueberlegung schießende Mann bekam seinen bestimmten Werth in der Kampfreihe, und er fühlte ihn. Die Siegeszuversicht wurzelte in unserer Feuerwirkung.

Es ist nicht möglich, alle Leute einer Kompagnie auf einen gleichen Standpunkt der Schießfertigkeit zu bringen. Wer kurzsichtig ist, schwach in den Armen, der wird nie ein guter Schütze werden, aber jeder Infanterist muß auf den Standpunkt gebracht werden, daß er so viel leistet, als er überhaupt leisten kann.

Das Wort: „Ich kann's nicht" muß aus dem Programm des Infanteristen verschwinden. Man erinnere sich nur an den blassen, mageren Rekruten, der das Gewehr nicht im Anschlag erhalten konnte und der immer vorbeischoß; an einem Tage, da hatte er das Geheimniß des Treffens mit einem Male weg, er fühlte den Moment „Jetzt!" und drückte ab und wurde ein guter Schütze. Kein Gebiet der Soldatenerziehung fördert so sehr die Heranbildung eines tüchtigen Soldatensinnes, wie der Scheibenstand. Gegenüber der Ungeschicklichkeit des einzelnen Mannes giebt sich der Hauptmann, der Lieutenant persönlich Mühe, sie zu beseitigen. Weil der eine Mann seine Bedingung auf 200 m noch nicht erfüllen konnte, geht sein Hauptmann mit ihm in Sonnenhitze nach dem entfernten Scheibenstande. Da giebt es eine eingehende Belehrung; das Gewehr ist nicht daran schuld, denn es schoß Strich, wie der Mann sich überzeugen konnte; aber auch heute sind die Versuche vergebens, es will nicht gelingen. Zwei, drei Mal wird derselbe Gang wiederholt; der Mann hat das Gefühl, daß es seinem Hauptmann wirklich an ihm gelegen ist, und der Hauptmann kennt diesen Mann für alle Zeiten ganz genau. Auf dem Scheibenstande da entwickelt sich das glückliche Verhältniß zwischen dem deutschen Soldaten und dem deutschen Offizier, das auf dem Schlachtfelde seinen beredten Ausdruck erhält. Jeder Soldat wird durch die Ausbildung auf

dem Scheibenſtande auf den Standpunkt von Schießfertigkeit gebracht, der bei ihm erreichbar iſt.

Der Mann muß bei Nebel und bei Sonnenſchein die Entfernung zu beurtheilen vermögen, er muß wiſſen, ob er von ſeinem Schuſſe auf die Entfernung und das Ziel eine Wirkung erwarten kann oder nicht. Er muß beurtheilen können, ob bei der vorhandenen Patronenzahl er einen Zufalls-Schuß wagen darf. Wer im feindlichen Feuer, wenn rechts und links Geſchoſſe einſchlagen, mit Ruhe das eigene Feuer beurtheilt, der gewinnt damit Gemüthsruhe und die Sicherheit, daß ihm die Gefahren des Kampfes nichts anhaben können. Es wird ja vor dem Feinde geradeſo wie auf dem Exerzir-Platze Entfernung, Ziel, Viſir kommandirt, aber während der entſcheidenden Momente des Kampfes iſt der Mann auf ſein eigenes Können angewieſen. Man konnte auf unſeren Schlachtfeldern oft lange Reihen von Schützen ſehen, ohne daß man einen Vorgeſetzten bemerkte, die waren längſt ſchon gefallen, aber der Kampf ging geradeſo weiter, als ob ſie noch da waren; der Dienſt reicht bei uns weiter als die Perſon des Vorgeſetzten; der vor dem Feind gefallene Hauptmann wirkt bei ſeinen Leuten mit ebenſo zwingender Gewalt weiter, als ob er noch lebte.

Die langen Schützenlinien, die vor Metz im wirkſamſten Feuer des Feindes aushielten, denen hat Niemand einen Befehl gegeben, Niemand hat ſie ermahnt auszuhalten, ohne irgend eine Verabredung hielten die Leute aus, ja ſie benahmen ſich in Reih' und Glied geradeſo, als ob ſie unter den Augen ihrer Vorgeſetzten wären. Bei Spicheren befremdete es den General v. Alvensleben, daß eine Schützenlinie nicht vorwärts ging, es war eine Reihe von Leichen, ſie hatten ausgehalten bis zum Tode. Von geradezu überwältigender Wirkung war unſer Schützenfeuer in der Defenſive. Es iſt den Franzoſen nie möglich geworden, in eine von uns beſetzte Stellung einzudringen. Wir ließen den Gegner auf nahe Entfernung, jedenfalls weniger als 250 Meter heran und eröffneten nun das Schnellfeuer. Es war als ob die Gegner in die Knie ſänken, der Reſt machte Kehrt und fluthete zurück.

Die Mitrailleuſen, die der eigenen Armee ebenfalls fremd waren,

denn man hatte das Geheimniß nicht verrathen wollen, verloren ſchnell ihre Schrecken. Das eigenthümlich knarrende Geräuſch beim Abfeuern verſchaffte ihnen den Armee-Namen: „alte Knarre“; man vermied die Schuß-Richtung und war in Sicherheit; um zu wirken, mußten ſie nahe heranfahren und wurden durch unſere Artillerie leicht desarmirt. Es war nicht das geringſte Verdienſt unſerer Truppenführung, daß ſie klaren Blickes die Gefechts-Gewohnheiten der Franzoſen erkannte und ihnen zu begegnen verſuchte. Wir werden bei Beginn eines Krieges dies Verfahren zu wiederholen haben, wenn uns auch dieſe Aufgabe erſchwert werden ſollte.

Die Induſtrie iſt bemüht, neue Gewehr-Syſteme zu erfinden, jeder Staat behauptet, nun im Beſitze eines Gewehres zu ſein, das ſeine Ueberlegenheit über jeden Gegner ſichert. Das Gewehr ſchafft dieſe Ueberlegenheit nicht, das hat 1870 das Chaſſepot-Gewehr bewieſen. Es war durch ſeine Eigenſchaften unſerem Zündnadel-Gewehre bei Weitem überlegen. Dieſe Ueberlegenheit hat unſere Erfolge wohl erſchwert, aber nie gehindert. Es kommt darauf an, daß der deutſche Soldat Vertrauen zu ſeiner Waffe hat, daß er ihre Leiſtungsfähigkeit genau kennt, ja daß er mit ihren Eigenthümlichkeiten ſo verwachſen iſt, daß er einem Tauſche nicht zuſtimmen würde.

Die Feuerwirkung im Gefechte iſt nicht annähernd der gleich, die wir auf dem Scheibenſtand erreichen müſſen, wir nehmen vom Scheibenſtand außer der Ueberzeugung, unter gegebenen Verhältniſſen des Schuſſes ſicher zu ſein, jene Gefechtszuverſicht mit, die 1870/71 nie verſagt hat. Unſer Gegner kann ein beſſeres Gewehr haben als wir, eins macht er uns nie nach: unſere Schießausbildung mit ihrer endloſen Mühe, Geduld und dem ſtillſchweigenden Vertrauens-Vertrage, der zwiſchen dem Hauptmann und ſeinem Untergebenen geſchloſſen wurde.

Wer aufmerkſam und mit Verſtändniß das Leben in einer Kompagnie beobachtet, der muß erkennen, welch' tiefen Werth, abgeſehen von der praktiſchen Schießfertigkeit, der Scheibenſtand für die Kriegstüchtigkeit hat. Der Hauptmann weiß genau, was der Mann werth iſt und der Mann iſt darüber nicht im Zweifel, wie

der Hauptmann über ihn urtheilt. Die große Schwierigkeit, die wir im Augenblick des Krieges zu überwinden haben, besteht darin, daß zwei Drittel der Gesammtstärke aus Mannschaften des Beurlaubten-Standes, also meist aus Fremden besteht und daß die Mehrzahl der Vorgesetzten nicht an der Stelle bleibt, die sie im Frieden bekleideten. Neue Verhältnisse sind nie angenehm, was im Frieden als Ergebniß einer sorgfältigen und einsichtigen Erziehung erscheint, soll im Ernstfalle da sein, ohne daß die Belehrungen vorher gingen, die im Frieden nie versagen. Die sogenannte Ausrüstungszeit, die den Truppen gewährt wird, den neuen Rahmen zurecht zu rücken, ist sehr kurz. Das Staats-Interesse fordert Beschleunigung der Mobilmachung. Keine Fertigkeit bedarf solch' dauernder Uebung, als das Schießen. Alte Förster, die in ihrem Berufe grau wurden, versäumen nie, sich in Uebung zu erhalten und wäre es nur, daß sie das Gewehr an den Kopf nehmen, der Gewohnheit wegen. Der Lebensberuf unserer Augmentations-Mannschaften ist in keiner Weise vorbereitend auf den Soldatenberuf; die Kräfte, die er als Soldat gebrauchen soll, wurden durch die Berufsarbeit gar nicht in Anspruch genommen. Er kann nicht marschiren und nicht schießen und soll Beides nach wenig Tagen vor dem Feinde können. Gegenüber dieser Forderung ergiebt es sich von selbst, die den Truppen gewährte Ausrüstungszeit zu benutzen, beiden Schwächen wirksam zu begegnen. Dem Mann ist Alles unbequem und ungewohnt, der Helm, der Rock, die Stiefel, vor Allem der Tornister. Hat man erst einmal gründlich geschwitzt, dann wird die Sache schon besser. Der Soldat ist in der Regel kein Freund von Ziel-Uebungen, sie gelten zu oft als der Beweis nicht erfüllter Bedingungen. Es wird darauf ankommen, die Reservisten in verständiger Weise anzuhalten, daß er sich recht eingehend mit ihrem Gewehre beschäftigen und daß man sie möglichst oft auf den Scheibenstand bringt, um ihre Erinnerung aufzufrischen. Die Franzosen begriffen es einfach nicht, daß wir auch während des Krieges an Ruhetagen Zielübungen abhielten und das mit einem Eifer thaten, als ob wir Mißerfolge auszugleichen hätten. Wer mit offenen Augen und

Sinnen den französischen Krieg mitmachte, dem hat es nicht entgehen können, daß der ganze Dienstbetrieb im deutschen Heere den Franzosen gewaltig imponirt hat, waren sie doch so von der deutschen Rechtschaffenheit durchdrungen, daß sie es nicht unterließen, selbst um Lumpereien Reklamationen zu machen. Die mobile Kompagnie hat eine große Aufgabe in kurzer Zeit zu lösen: die zahlreichen fremden Elemente so an sich zu fesseln, daß die Leute sich zu Hause fühlen und gern sich dem neuen Dienste fügen.

Die beiden Hauptthätigkeiten der Infanteristen: Marschiren und Schießen bieten zugleich die beste Gelegenheit, die Leute kennen zu lernen, sie sich zu Eigen zu machen. Auf dem Marsche und auf dem Scheibenstande, da bilden sich die Beziehungen gegenseitigen Vertrauens. Der Hauptmann, der seinen Schützen zuruft: „Ein Schuß, wer einen Schuß thut!“ und der, wenn die feindliche Reiterei auf 200 Schritt heran ist, befiehlt: „Jetzt, Los!“ Vor den Schützenlinien wälzen sich in Haufen die gefallenen Reiter und Pferde, der Rest jagt davon. Dieser Hauptmann hat gewonnenes Spiel. Wir Infanteristen müssen besser marschiren und besser schießen, als jeder Feind, dann werden uns auch in Zukunft die Erfolge nicht fehlen.

Schlußwort.

Wenn die Marsch- und die Schieß-Fertigkeit ausreichten, den Soldaten zum Siege zu bringen, dann wäre es ein Leichtes um die Soldatenerziehung. Die Erziehung zum Gehorsam ist der schwierigere Theil der Arbeit, auf ihr beruht die Leistungsfähigkeit — der Werth des Heeres. Der Soldat muß gehorchen, damit er das ausführt, was ihm der Führer befiehlt; daß das Befohlene genau so geschieht, wie es befohlen ist, darauf beruht die Sicherheit der Kriegführung. Das erforderliche Maß von Körperkräften und die genügende körperliche Widerstandsfähigkeit vorausgesetzt, ist die Marschfähigkeit nur Gegenstand der Uebung weniger Monate, die Schießfertigkeit erfordert allerdings erheblich längere Uebung, aber auch bei ihr kann eine gewisse Voll-

kommenheit durch Uebung erreicht werden. Den modernen Menschen so an Gehorsam gewöhnen, daß er ihm Bedürfniß wird, das ist eine nur durch große Konsequenz zu lösende Aufgabe. Gehorsam ist das vollständige Aufgehen der eigenen Person in den Willen des Vorgesetzten und in die Vorschriften des Dienstes. Er muß so unbedingt sein, daß der jedem Menschen inne wohnende Selbsterhaltungstrieb sich gar nicht geltend machen kann. Der Soldat muß für seinen Beruf sterben können. Mit dieser drakonischen Forderung wird der gebildete Mensch vermöge seiner Einsicht, die ihn zu einer selbstlosen Hingabe an die Allgemeinheit befähigt und vermöge seines Ehrgeizes fertig. Der ungebildete Mann kann ihr nur durch ein unbewußtes Gehorchen genügen, das sich auf die Macht der Gewohnheit und auf das Vertrauen zu seinen Vorgesetzten und der gerechten Sache seines Königs stützt. Auf diese Art des Gehorsams läuft unsere ganze militärische Erziehung hinaus. Ein richtig ausgebildeter Soldat nimmt, wie man wohl scherzweise sagt, auch im Schlaf die Hacken zusammen, wenn er von seinem Vorgesetzten träumt. Nicht sklavische Unterordnung verlangt unser deutscher Heeresdienst, sondern als Ergebniß der den Soldaten bei allen Gelegenheiten dargebrachten Behandlung, jenen treuen, zuverlässigen Gehorsam, dessen Voraussetzung ein unbedingtes Vertrauen zu der Person des befehlenden Vorgesetzten und in die Nothwendigkeit der Dienstvorschriften ist.

Der Befehl, das vom Feinde besetzte Dorf A. zu stürmen, kann ein taktischer Fehler sein, aber weil so und so viel Tausend Grenadiere ihre ganze Leistungsfähigkeit an diesen Kampf setzen, darum gelingt er, und nun hat die Tapferkeit des Soldaten trotzdem den Sieg erfochten. Es liegt eben im Gehorsam eine Macht, die groß genug ist, alle Hindernisse zu beseitigen. Die Erziehung zum Gehorsam soll die Wirkung haben, daß der seit Jahren dem Dienste entzogene Reservist und Landwehrmann in dem Augenblick sofort wieder

in seinen Bann tritt, wenn er in Reih' und Glied eingereiht wird. Zwei Drittel unserer gesammten Infanterie besteht im Mobilmachungsfalle aus Mannschaften des Beurlaubten-Standes.

Die Friedens-Ausbildung muß so fest haften, daß es nur einer kurzen Auffrischung bedarf, um aus dem einfachen Arbeiter einen todesmuthigen Grenadier zu machen. Die Heeresleitung thut Alles, um diesen Uebergang zu erleichtern: Reservist und Landwehrmann werden in neue Sachen eingekleidet, sie bekommen eine reichliche Verpflegung, auch während der Eisenbahnfahrt. Man versucht den Mann bei dem Regiment einzureihen, bei dem seine Landsleute dienen, wo er einst seine Ausbildung erhielt. Es ist ein großer Unterschied, ob man, unter die Fahne einberufen, zu einer Zahl von Freunden tritt, oder nur unter gänzlich Fremde. Der Dienst bleibt genau derselbe, heute wie vor Jahren. Wem der Gehorsam in den Gliedern sitzt, der findet sich sofort wieder zurecht, und hat schnell die äußerlichen Beschwerden überwunden, die durch die veränderte Bekleidung und die ungewohnte Lebensweise herbeigeführt werden. Der deutsche Soldat ist gewöhnt, die Anregung zu allen seinen Leistungen durch seine Offiziere zu erhalten. Ein paar freundliche Worte auf dem Marsche belebten die ermatteten Glieder; der Offizier, ebenfalls müde und abgespannt, beachtet trotzdem die eigene Person gar nicht, sondern ist nur darauf bedacht, seinen Leuten das zuzuwenden, dessen sie bedürfen. Beim Vorbrechen der Schützenlinie giebt der Zugführer aufspringend das Zeichen, er zeigt seinen Leuten den Weg der Pflicht und der Ehre. Wer aber sich auf den Schlachtfeldern des Jahres 1870 71 aufmerksam umsieht, der findet lange Schützenlinien ohne einen Vorgesetzten: kein Offizier, meist auch kein Unteroffizier, und dennoch dasselbe Pflichtgefühl, als ob hinter jedem Grenadier ein beobachtender Vorgesetzter stände. Die Leute konnten nicht anders, der Gehorsam, den sie freiwil-

lig, gleichsam unbewußt darbrachten, stand ihnen höher, als der ihnen durch besonderen Befehl abverlangte. Man sah lange Schützenlinien im wirksamsten Gewehrfeuer ohne Offiziere, die längst schon gefallen waren, nicht ein Wort der Verabredung fiel, es verstand sich ohne Worte ganz von selbst, daß der deutsche Soldat da aushält, wohin ihn der Dienst gestellt hat, und daß es Sache der Soldatenehre ist, dieser Pflicht mit doppelter Hingebung zu genügen, wenn kein befehlender Vorgesetzter mehr da ist. Außerdem erkennt der ruhig blickende Infanterist schnell, daß die geringste Gefahr im Vorgehen zu überwinden ist und die größte im Zurückgehen. Ihre größten Verluste hatten die Franzosen nach abgeschlagenem Sturme beim Rückzuge, da fielen sie haufenweis. Auge in Auge ist der Deutsche immer im Vortheil, denn er ist körperlich stärker und hat kaltes Blut. Ein deutsches Hurrah, so recht in die Ohren gellend, haben die Franzosen nie ausgehalten. Dieser Schlachtruf drückte in überwältigender Weise aus: wir wollen und müssen siegen. Wer den Spuren der deutschen Infanterie folgt, auf den Schlachtfeldern um Metz, — dort stand die eigentliche französische Armee —, der findet die größten Heldenthaten hervorgegangen aus dem freien Entschlusse des einfachen Soldaten, dem Niemand einen Befehl geben konnte, weil Niemand mehr da war, der hierzu berechtigt gewesen wäre, der allein der inneren Stimme folgte, die Gehorsam als freiwillige Ehrengabe da fordert, wo es Niemand verlangen konnte. In der Bewerthung des Soldaten giebt den Ausschlag: das Herz, die Gesinnung. Unsere deutsche Soldatenerziehung hat das eine große Ziel im Auge, den Mann so an den Gehorsam zu gewöhnen, daß er ihm zur zweiten Natur wird; ja, daß der Vorrath an dieser Soldatentugend groß genug ist, um noch vorhanden zu sein, wenn der Landwehrmann zur Fahne einbeordert wird. Gegenüber dem nothwendigen Gehorsam bekommt das scheinbar Kleinliche seine Bedeutung. Es ist gewiß gleichgültig, ob der Zeigefinger der rechten Hand auf

der oder jener Stelle des Gewehres liegt, aber weil die Stelle genau befohlen ist und weil ein Abweichen vom Befohlenen unter keinen Umständen geduldet wird, bekommt der einfache Gewehrgriff eine große Bedeutung, man lernt an ihm gehorchen. Ein mecklenburgischer Grenadier hatte einen höheren Offizier zu einer Parade in Paris begleitet und hatte gesehen, wie in der französischen Armee Alles nicht so stramm herging wie bei uns, ganz aufgeregt sagte der Mann: „so was dürfen wir uns nicht bieten.“ Er hatte eben das Gefühl, daß die gleichmäßige Anspannung Aller ein sicheres Zeichen vom Gehorsam Aller ist. Das große Geheimniß der Soldatenerziehung ist, auch das kleinste Abweichen vom Wege der Pflicht nicht zu dulden. Wer da meint, bei kleinen Versäumnissen die Augen zudrücken zu dürfen, um als Gegenleistung bei wichtigeren Anlässen um so größeren Eifer zu erlangen, der irrt. Der Soldat hält jede derartige Nachsicht für den Beweis von Schwäche, der Vorgesetzte muß die Energie haben, alle Forderungen des Dienstes bei allen Gelegenheiten durchzusetzen und selbst sie zu erfüllen. Wer den Dienst als eine Schule des Gehorsams ansieht, für den bekommt auch das scheinbar Kleinliche Werth, denn es ist nicht kleinlich. Der Soldat, der ein paar unsaubere Stiefel vorzeigt, drückt damit aus, das sei gut genug, er begeht eine Indisziplin gegen seine Vorgesetzten, und er wird bestraft, nicht weil er schlecht geputzte Stiefel vorzeigte, sondern weil er es wagte, sich so zu vernachlässigen. Einem Hauptmann, dessen Leute schlecht angezogen waren, wurde ausgesprochen: „das lassen Sie sich gefallen?“ nicht daß die Leute mangelhaft angezogen waren, erschien strafbar, sondern daß sie es für gut genug hielten, so zu erscheinen; das erschien als eine Nicht-Achtung, als Mangel an Disziplin. Es giebt keine Forderung des Dienstes, mag sie noch so gering sein, die nicht mit dem militärischen Gehorsam in Verbindung stände und hierdurch Bedeutung bekäme.

Wenn der Soldat erst begriffen hat, daß der Gehorsam

allein ihn zum wahren Soldaten macht, dann bleiben die Leistungen nicht aus. Aber wir müssen es gelernt haben, an die gewissenhafte Pflichterfüllung den letzten Hauch daran zu setzen nur des Dienstes wegen. Die Truppenleistungen an den Tagen von Metz, von Sedan, Orléans sind einzig und allein der Beweis von einer verständigen Erziehung zum Gehorsam. Das Vertrauen in die Führung war so unerschütterlich, daß der letzte Tambour fühlte, nicht versagen zu dürfen. Es konnte von unseren Truppen Alles, selbst Uebermenschliches verlangt werden, weil sie dazu erzogen waren, dem Dienste freiwillig und gern Alles hinzugeben. Der Gehorsam wird vom Feldmarschall ebenso respektirt wie vom Grenadier, ja wer den Spuren Königs Wilhelm des Großen auf den Schlachtfeldern folgt, der erkennt, wie sich der König unbedingt den Forderungen des Dienstes unterordnet. — Die größte Kraft des Menschen ist der Wille, der Gehorsam ist geeignet dem Willen seine Spannkraft zu geben, er führt zum Siege, nur durch seinen Gehorsam bekommt der Soldat seinen Werth.

Der Soldatenhort ist durch eine Reihe von Aufsätzen bemüht gewesen, ein Bild vom „Dienst im Kriege“ zu geben. Es ist immer auf die Gesinnung des Soldaten zurückgegangen worden, um zu zeigen, daß man auch im Kriege ein zuverlässiger, pflichttreuer Mann sein kann, ohne die allgemein menschlichen Pflichten zu verletzen. Es wurde zu zeigen versucht, auf welchem Wege der deutsche Soldat reinen Gewissens aus dem Kriege nach Hause zurückkehren kann. Der Dienst in der vor dem Feinde stehenden Truppe kann niemals den einzelnen Mann in einen ernsten Konflikt mit seinen rein menschlichen Pflichten bringen, der deutsche Soldat bleibt auch in Feindes Land der anständige Mann.

Verlag von **Karl Siegismund**, Berlin SW.

Illustrirte Zeitschrift für das deutsche Volk und Heer

Deutscher Soldatenhort.

Redigirt von **H. von Below**, General-Lieutenant z. D.

X. Jahrgang.

Monatlich 1 Heft im Umfang von 56 Seiten 60 Pfg.
oder im Abonnement, vierteljährlich 9 Nummern 1.80 Mk.

Reich illustrirte patriotische Zeitschrift.

Unterhaltungsblatt für jede deutsche Familie.

Die Tendenz unseres Blattes, Geist und Gemüth in patriotischer Richtung anzuregen, hat uns bisher in allen Kreisen des deutschen Volkes einen großen Anhängerkreis gewonnen, in vielen deutschen, patriotisch gesinnten Familien hat sich unser Blatt Eingang verschafft.

Diese Richtung weiter zu pflegen and diesen Geist in immer weitere Kreise zu tragen, ist aber **gerade jetzt mehr denn** je nothwendig.

Nachdem Se. Majestät der Kaiser sein Volk gegen die hochverrätherischen Elemente aufgerufen hat, ist die Aufgabe der Presse, den **patriotischen Geist** in **allen Kreisen** der Bevölkerung zu beleben, zu befestigen und die **Autorität der staatlichen Behörden zu kräftigen**, klar gelegt.

Diese Aufgabe wird, wie bisher, auch im neuen Jahrgange unserm Blatte die Richtung vorschreiben.

An dem **Kampfe der gesunden Kräfte** des Volkes gegen die Sozialdemokratie werden auch wir uns in sachlicher Weise betheiligen.

Immer werden wir bestrebt sein, den Charakter des **deutschen Familienblattes** im besten Sinne festzuhalten, Vieles und damit für jeden Etwas zu bringen. Im neuen Jahrgang werden wir vor Allem dem Volksthümlichen Rechnung tragen.

Unser Programm.

Romane mit Erzählungen vaterländischen Inhalts.
Humoresken.
Schilderungen deutscher Sitten, Einrichtungen und Gebräuche aus Vergangenheit und Gegenwart.
Erinnerungen aus Deutschlands großer Zeit.
Berichte aus fremden Ländern, namentlich den deutschen Kolonien.
Allerlei interessante Nachrichten.
Belehrendes aus der Naturgeschichte, Technik, Physik, Chemie 2c.
Von der Deutschen Armee und Marine.
Aus fremden Heeren.
Humoristisches.
Gemeinnütziges. — Räthsel.
Außerdem enthält jede Nummer eine Anzahl interessanter Bilder, namentlich Vollbilder, welche durch entsprechende Texte erläutert werden.
Die bedeutendsten Schriftsteller und Künstler haben wir auch für den neuen Jahrgang gewonnen.

Die früheren Jahrgänge sind noch zu folgenden Preisen zu liefern:
Jahrgang I u. II geb. à 4 Mk. Jahrgang IV—IX geb. à 5 Mk.

Probenummern gratis und franko.

Druck von J. Harrwitz Nachfl. (C Th. Kehrbach), Berlin SW.

MAR 23 1922